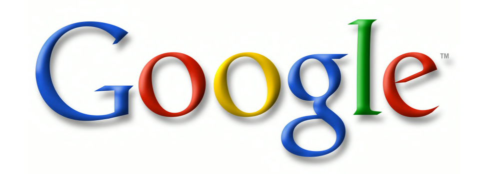
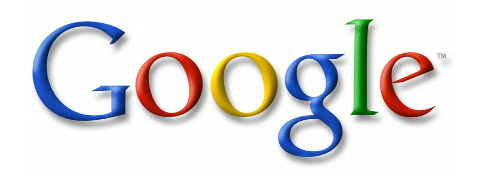
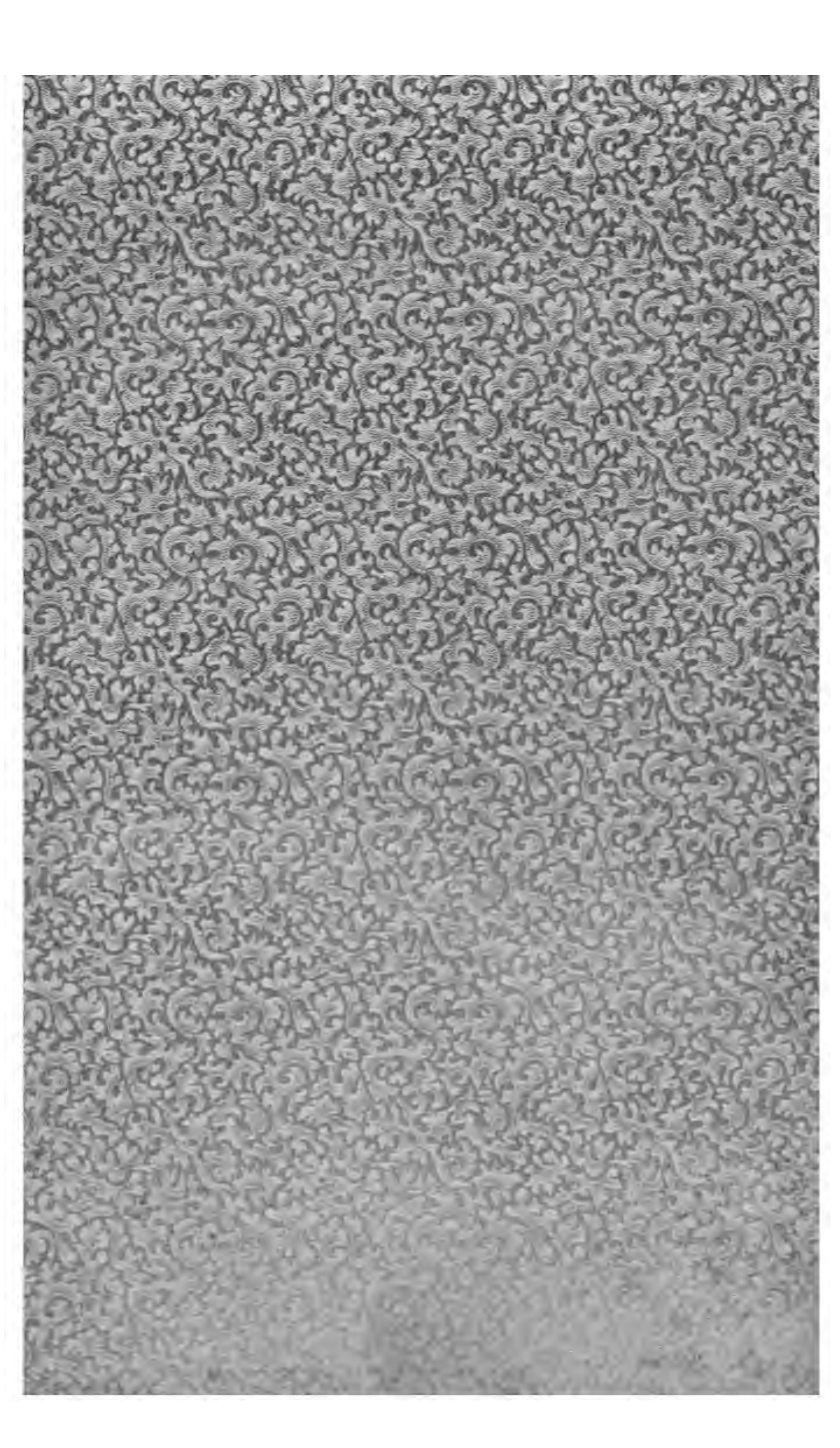








Schiller und Goethe.

Schiller und Goethe
im Urtheile ihrer Zeitgenossen.

Zeitungskritiken, Berichte und Notizen,

Schiller und Goethe und deren Werke betreffend,

aus den Jahren

1773—1812,

gesammelt und herausgegeben

von

Julius W. Braun.

Eine Ergänzung zu allen Ausgaben der Werke dieser Dichte

Zweite Abtheilung:

Goethe.

Zweiter Band.

1787—1801.

Berlin.

Verlag von Friedrich Luckhardt.

1884.

Goethe
im Urtheile seiner Zeitgenossen.

Zeitungskritiken, Berichte, Notizen,

Goethe und seine Werke betreffend,

aus den Jahren

1787—1801,

gesammelt und herausgegeben

von

Julius W. Braun.

Eine Ergänzung zu allen Ausgaben von Goethes Werken.

Berlin.
Verlag von Friedrich Luckhardt.
1884.

Vorrede.

Zeitungsberichte über den Xenienkampf und die Betheiligung Goethe's an demselben fehlen in diesem Bande; dieselben befinden sich nebst den Besprechungen derjenigen Goetheschen Gedichte und Prosa-Arbeiten (Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, Benvenuto Cellini), welche in den Horen und den Schillerschen Musen-Almanachen erschienen sind, im zweiten Bande meines „Schiller“.

Ebendaselbst (pag. 304) befindet sich auch ein Aufsatz Joachim Heinrich Campe's: Bemerkungen über des Hrn. Geheime Raths von Göthe Bemühungen, unsere Sprache reinigen und bereichern zu helfen und (pag. 398) eine Kritik G. Merkel's über Goethe's Neue Schriften, siebenter Band (Gedichte).

Ich glaube, dies für diejenigen Leser sagen zu müssen, die meinen „Schiller“ nicht kennen oder nicht besitzen, und die mir aus der in vorliegendem Bande zweifellos vorhandenen Lücke, sofern es sich nämlich um die Berichte über die Xenien handelt, einen Vorwurf machen möchten: Eine andere Anordnung war, eben nicht gut durchzuführen.

Der Verfasser der Kritik über Goethe's Schriften I—VIII Band, pag. 118—126, ist F. L. Huber.

Ich habe nachträglich noch ein Werther-Gedicht aus dem Jahre 1779 gefunden, das ich an dieser Stelle wiedergeben möchte.

VIII.

Lotte, bei Werthers Grabe
von M. L.
einem jungen Frauenzimmer.

Gräber, voll Grauen,
Wie meine Seele,
Einsame Linden, wo Werther ruht,
Hört Lottens Klagen, hört
Ihre Verzweiflung:

Durch meine Reize liegt Werther hier!
Mördrische Schönheit,
Welche der Himmel
Sparsam mir, aber im Fluche gab!
Warum zerstörten nicht
Feindliche Pocken,
Warum der Tod nicht deine Gewalt?

Fürchterliche Nacht,
Wo zuerst Werther
Tanzend im weißen Gewand mich sah,
Schwanger von Unglück, sei
Mördern nur günstig;
Kein Gestirn, der Mond leuchte dir nie!

Grausame Tugend!
War meines Herzens
Bitteres Opfer dir nicht genug?
Ach, welcher blut'ge Lohn
Für meine Treue!
Du stürztest meinen Werther ins Grab!

Welches Gesichte!
Werther, du blutest!
„Lotte, ich sterbe, Lotte für dich.“
Ha, welcher Klageton!
Lebe, mein Werther,
Theile mitleidig Lottens Unglück.

IX.

Werther, du schweigest?
Er sinket, röchelt
Hülfe! — mein Werther! — Hülfe! — er stirbt!
Aber wo irre ich?
Ich Unglücksel'ge,
Schöpfer, ich falle kniend vor dir.

Gnade, Ach! Gnade
Für meinen Werther;
Mich, seine Mörderin treffe dein Zorn!
Brünst'ger empfindlicher
Als alle Engel
Wird Werther ewig singen dein Lob.

Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen, Stuttgart, 1779, 4. Stück, pag. 246—248.

Berlin, den 18. October 1883.

Julius W. Braun.

Inhaltsverzeichniß.

1790.

1791.

1792.

1793.

1794.

1795.

1796.

1797.

1798.

1799.

1800.

1801.



1787.

Auszug aus zwey Briefen. 1787.

Über die litterarischen Merkwürdigkeiten der lezten Messe.

I.

Meynen Sie nicht auch, daß die verwichne Ostermesse unsere Litteratur um einige Schritt weiter gebracht hat? Für die Dichtkunst rechne ich dahin: 1) Göthe's Werke. Iphigenia, welch eine Acquisition! Nur leider! wo sind die Schauspieler, die den Werth dieses Stücks fühlen und ihn fühlbar zu machen wissen? Die Geschwister, ein niedliches Drama, und die Mitschuldigen, eine unterhaltende Plaisanterie, der Pendant zu Wezel's Quodlibet. So hat Thalia vorher noch nicht bey uns in Versen gesprochen, als in diesen beiden Stücken. Wie sehr fühlt man bey der Iphigenia und den Geschwistern welchen Vortheil es hat, wenn man für ein bestimmtes Theater und für ein bestimmtes Publikum schreiben kann. H. v. Göthe hätte gewiß weder das eine noch das andere ohne Weimar, und ohne eine Schauspielerin wie Dem. Schröter im Auge zu haben, geschrieben. —

Ephemeriden der Litteratur und des Theaters, Berlin, 1787, 28. Juli.

1787. **Leipzig.**

Bey G. J. Göschen ist nunmehr die vor einiger Zeit angekündigte neue Ausgabe von Göthe's Schriften erschienen, und es liegen bereits die vier ersten Bände derselben vor uns. Wir wollen unsere Leser sowohl mit der Vertheilung des Inhalts, als mit dem Eigenthümlichen der Ausgabe bekannt machen. — Der erste Theil enthält eine poetische Zueignungsschrift. Einige schöne Züge, von dem sanften Einfluß der Werke der Dichtkunst auf die Seele. Dann folgen die Leiden des jungen Werthers, im Ganzen völlig ungeändert, jedoch, so weit wir verglichen haben, nicht ungefeilt. Kleine Sprachunrichtigkeiten und Nachlässigkeiten sind retouchirt. Das Titelkupfer nach Romberg von Geyser giebt die Scene, wo Lotte den Flügel spielt, und Werther mit darauf gestütztem Arm daran sitzt. Beyde voll Ausdruck. Dieselbe Scene haben wir schon auf einem englischen Blatt gesehen. Die Titelvignette schön inventirt von Meil und von Gregory gestochen. Der Amor scheint im Stich verloren zu haben. Er ist steif und gezwungen. — Der zweyte Theil enthält Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Veränderungen haben wir nicht bemerkt. — Hierauf folgen die Mitschuldigen. Sie waren in der Berliner Ausgabe nicht. Das Lustspiel ist — eine seltne Erscheinung — in gereimten Alexandrinern. Vermuthlich mußte der Dichter eine besondere Veranlassung dazu haben. Man sieht wenigstens, daß wir ebenso gut auch Comödien in Versen schreiben können, als die Franzosen, sobald wir wollen. Dieser zweyte Theil hat ein schönes Titelkupfer von Berger, aus Götz von Berlichingen, wo der Verf. sagt: O du, mehr als Reliquienhand! Die Titelvignette von Chodowiecki ist aus dem Lustspiel. — Der dritte Theil enthält zuerst Iphigenie auf Tauris, davon wir bisher nur Scenen gekannt haben, und die in der Berliner Ausgabe gar nicht befindlich ist. Daß der deutsche Dichter den Griechen vor sich gehabt, ihm zuweilen wörtlich gefolgt ist, lehrt eine flüchtige Vergleichung, doch ist der Plan ganz anders angelegt und manches dazu erfunden. Thoas, König von Taurien, wünscht sich mit Iphigenien zu vermählen. Arkas, sein Vertrauter, ist Unterhändler. Von beyden findet sich nichts beym Euripides, und fast möchten wir sagen, vermehrt die Erfindung das Interesse des Ganzen nicht. Ueberhaupt schien sich dem Rec. das Stück

mehr durch einzelne vortrefliche Stellen, als durch das Ganze 1787.
zu empfehlen. Die ganze herrliche Scene im Euripides, wo Iphigenia den beyden noch unerkannten Freunden, Orest und Pylades, die Wahl läßt, wer von beyden sterben soll, und wer sterben will, ist weggeblieben. Aber, wie gesagt, einzelne oft ganz kurze Sentenzen verdienen auswendig gelernt zu werden, und diese folgen oft Schlag auf Schlag. Das Titelkupfer dieses Theils, der außerdem noch Clavigo enthält, ist eine schöne Zeichnung von Lips, die vermuthlich der Herr Verfasser bey seinem jetzigen Aufenthalt in Italien von dem Künstler, der sich jetzt in Rom befindet, hat verfertigen lassen. — Der vierte Theil enthält Stella, die schon bekannt ist. Ferner den Triumph der Empfindsamkeit, eine dramatische Grille, sehr launigt, und dem Bedürfniß des Zeitalters angemessen. Eben so das letzte Stück, die Vögel, nach dem Aristophanes. Das Titelkupfer ist von Mechau und Geyser. — In Absicht der noch zu erwartenden vier Bände erklärt sich der Verf. kurz, daß er sich in einer Lage befinde, in der er hoffen dürfe, keine ungeendigte Stücke und Fragmente dem Publikum mittheilen zu dürfen. Zum fünften und sechsten Bande wird baldige Hofnung gemacht. Noch bittet der Verleger jeden redlichen Mann, dem das Eigenthum des Menschen heilig ist, um schnelle Nachricht, wenn diese Schriften irgendwo nachgedruckt werden sollten. — Jeder dieser vier Theile ist ein Alphabet stark.

Neue Hallische Gelehrte Zeitungen, Halle, 1787, 3. September.

Göthe's Schriften. Erster, zweyter, dritter und vierter Band. 8. Leipzig bei G. J. Göschen. 1787. 7 fl. 12 Kr.

Es war endlich Zeit, daß die Werke eines der ersten Originalschriftsteller unserer Nation gesammelt wurden, nicht von einem ohne Wahl und Einsicht zusammenraffenden Verleger oder Buchdrucker, sondern von dem Verfasser selbst, der hie und da Schönheiten zu erhöhen und kleine Flecken wegzuwischen versteht, und über dieß alles neue und bisher ungenoßne Schätze seiner Kunst dem Publikum zum Genuß ausstellt. — Dem ersten Theile ist eine Zueignung an seine Freunde vorgesetzt, welche eine schöne

1787. Fiktion enthält, und eine eben so schöne Versifikation, als kräftigen poetischen Ausdruck hat. In diesem Theile findet man Werthers Leiden. Sie haben manche Zusätze bekommen, welche des Ganzen würdig sind. Vorzüglich schön ist S. 195 folgender Brief:

„Sie war einige Tage verreist, Alberten abzuholen. Heute trat ich in ihre Stube, sie kam mir entgegen, und ich küßte ihre Hand mit tausend Freuden.

„Ein Kanarienvogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter. Einen neuen Freund, sagte sie, und lockte ihn auf ihre Hand; er ist meinem Kleinen zugedacht. Er thut gar zu lieb! Sehen sie ihn! Wenn ich ihm Brod gebe, flattert er mit den Flügeln, und pickt so artig. Er küßt mich auch, sehen Sie!" u. s. w. Ein S. 197. gleich darauf folgender Brief gibt gleich im Anfang den Beweiß von einer sehr glücklich verbesserten Leseart: „Man möchte rasend werden, Wilhelm, daß es Menschen geben soll, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat", heißt es jetzt, statt: „Man möchte sich dem Teufel ergeben, Wilhelm, über alle die Hunde, die Gott auf Erden duldet, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was drauf noch was werth ist." — Der zweyte Theil enthält den Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, nur mit einigen kleinen Veränderungen des Ausdrucks, und die Mitschuldigen ein Lustspiel in gereimten Alexandrinern, welches hier zum erstenmal erscheint. Das ganze Stück verräth in der Verwicklung und Charakterzeichnung, auch selbst, ungeachtet der Versifikation, im Ausdruck und dem Dialog, die Hand eines Meisters. Und doch möchte mancher Geschmack durch alle diese Vorzüge nicht mit der französischen Unnatur des Reims ausgesöhnet werden. In dem dritten Band befindet sich Iphigenie auf Tauris, ein Schauspiel in Jamben, von dem nur einige Fragmente, so viel wir wissen, in einem Journale bekannt worden sind. Ein vortrefliches Stück, in welchem sich der Dichter in dem höhern pathetischen Drama, ganz im Griechischen Geschmacke, zeigt. Euripides ist dabey nicht sowohl zum Grunde gelegt; denn die ganze Anlage ist Eigenthum des Teutschen, als vielmehr in einzelnen Stellen glücklich nachgeahmt und genützt. Durch das Ganze ist eine Menge der nachdrücklichsten Sentenzen verwebt, die aus ächter Menschenkenntniß geschöpft und mit der nachdrücklichsten Einfalt gesagt sind. Z. B.:

„Man spricht vergebens viel, um zu versagen; 1787.
Der andre hört von allem nur das Nein".
— — „Lust und Liebe sind die Fittige
Zu großen Thaten".

Von dem Reichthum der Phantasie und der Schönheit des poetischen Ausdrucks sey folgende Stelle, die der Dichter der Iphigenia in den Mund legt, eine Probe:

„So steigst Du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht Dein Bild vor mir! rc.

Ferner Clavigo, ein Trauerspiel, ebenfalls unverändert. Der vierte Band enthält: Stella, ein Schauspiel; den Triumph der Empfindsamkeit, eine dramatische Grille; ein Stück, welches mit vielem attischen Salze gewürzt ist, und nicht nur als ein poetisches Meisterwerk gefällt, sondern auch als ein Antidotum gegen viele nicht ungewöhnliche uud modische Thorheiten gebraucht werden kann; und endlich die Vögel, nach dem Aristophanes, eine theatralische Posse, aus welcher auch hier und da die aristophanische Personalsatyre hervorsieht. Das Aeußerliche dieser Werke ist nicht nur ihrem innerlichen Werthe angemessen, sondern macht auch dem guten Geschmack des Verlegers Ehre. Jeder Band ist mit einem Titelkupfer geschmückt. Das erste ist von Ramberg gezeichnet und von Geyser gestochen, und stellt Werther mit der Lotte am Klaviere vor. Das zweite ist von Dan. Bergers Meisterhand; Bruder Martin und Götz von Berlichingen, indem jener sagt: „So seyd ihr Götz von Berlichingen?" — Das dritte hat Lips in Rom ganz im alten griechischen Geschmack gefertiget: Iphigenia, Orest und Pylades in dem Hayne der taurischen Diana. Das vierte hat Mechau gezeichnet und Geyser gestochen, und stellt Fernando und Stella in dem Augenblick vor, da jener sagt: „ich verlasse Dich! — Auch die vier Titel sind mit herrlichen Vignetten, die auf den Inhalt Bezug haben, geziert. Eine von Oeser und eine andere von Meil gezeichnet, sind von vorzüglichem Werthe. Zur Iphigenia hat Hr. Lips eine Anfangs- und Schlußvignette in antikem Geschmack gezeichnet. — Noch können wir folgende dem Vorbericht beygefügte Bitte des Verl. nicht mit Stillschweigen übergehen: „Er bittet einen jeden redlichen Mann, dem das Eigenthumsrecht eines Menschen heilig,

1787. und die Achtung der Nation für ihre Schriftsteller wichtig ist, um schnelle Nachricht, wenn diese Schriften irgendwo nachgedruckt werden sollten". Diese Bitte ist um so viel mehr zu beherzigen, da ihm blos von der letzten Ostermesse fünf Verlagsartikel auf einmal von dem verabscheuungswürdigen Nachdrucker Schmieder zu Karlsruh nachgedruckt worden sind.

Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1787, 28. Sept.

Leipzig, bey Göschen: Göthe's Schriften. Erster Band XXVI und 310 S. Zweyter Band 368 S. Dritter Band 292 S. Vierter Band, XIV. u. 284 S. 1787. 8. mit sieben Kupfern und sechs Vignetten nach Zeichnungen von Chodowiecky, Ramberg, Meil, Lips, Oehm und Mechau, gestochen von Chodowiecky, Geyser, Meil, Berger und Lips. (Pränumerations-Preis für alle 8 Bände ist 6 Rthlr.)

Das ist dann nun der Anfang von einer Sammlung der Werke dieses Lieblingsautors unsrer Nation, welche gewiß alle Kenner der deutschen Literatur schon seit langer Zeit gewünscht haben, um endlich ein mal nicht aus den Händen unberufener Sammler, sondern des Meisters selbst seine Producte in einer solchen Auswahl und Gestalt zu erhalten, deren er selbst sie würdig hielt. Wir wollen hier nur vorläufig das Publikum mit dem Daseyn und Innhalt dieser ersten Bände bekannt machen, und behalten uns eine genauere und zergliedernde Anzeige derselben bis zur Erscheinung der folgenden Bände vor. Soviel leuchtet aus allem in die Augen, daß Hr. v. G. mit großer Aufmerksamkeit für das deutsche und ausländische Publikum (denn ein solcher Schriftsteller schreibt nicht für Deutschland allein, wie die enthusiastische Aufnahme seines Werthers in England und selbst mehrere Namen auf der Subscribentenliste sehr deutlich beweisen) nicht nur einige Producte seiner frühern Jahre unterdrückt, sondern auch alles, was er hier von neuem der Lesewelt schenkt, mit Zusätzen und Verbesserungen bereichert hat. Dem ersten Theil hat der Hr. Vf. eine Zueignung an seine Freunde vorangesetzt, er erzählt darinn ein Gesicht, worinn ihm ein göttliches Weib erscheint.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt.

So sagte sie, — ich hör' sie ewig sprechen, — 1787
Empfange hier, was ich dir lang bestimmt,
— Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt; —
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleyer aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwühle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebensquelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Dieser feyerlich schönen Einweihung zum Dichter folgen im ersten Theile die Leiden des jungen Werthers vermehrt mit einigen Briefen, und kleinen sehr anziehenden Episoden, worunter besonders die Episode von dem Knecht, der seinen Nebenbuhler erschlägt (S. 237 seququ.) tief in das Herz greift. — Der zweyte Theil enthält Götz von Berlichingen und die Mitschuldigen. Das letzte ist ein bisher ungedrucktes Lustspiel in Versen, in welchem die leichte Versification, wodurch die Lebhaftigkeit und Verschlungenheit des Gesprächs so gar nichts verloren hat, alle Kenner bezaubern wird, wenn gleich die Fabel des Stücks nicht eben viel Interesse hat. — Der dritte Theil enthält außer dem schon bekannten Clavigo das längst vom Publikum begierig erwartete Schauspiel: Iphigenie auf Tauris. Von allen neuern Nationen dürfte wohl keine einzige ein Gedicht für die Bühne besitzen, das den griechischen Mustern sich, an Form und innerm Gehalt zugleich, mehr näherte, als diese Iphigenie. Bey der genauesten Beobachtung aller Regeln hat doch die selbstständige Darstellung jedes Charakters und das lebhafte Spiel der Leidenschaften gar nichts verloren. Wie sehr unser Vf. sich in den Geist und die Denkart der von ihm gewählten Zeiten zu versetzen weiß, ist längst bekannt und in diesem Stück hat er wieder die schönsten Beweise davon gegeben; und dennoch hat er die Fabel des Stücks nicht etwa von Alten entlehnt, sondern sie ganz anders als Euripides gewandt. Es ist natürlich schwer,

1787. daraus kurze Proben zu geben, da sich nicht leicht etwas aus der Handlung herausnehmen läßt, ohne unverständlich zu werden. Wir möchten sonst gern z. B. den dritten Auftritt des ersten Aufzugs, wo Thoas der Iphigenie einen Heirathsantrag thut, sie ihm ihr Schicksal erzählt, seinen Antrag ausschlägt, und ihn dadurch zum Zorne und zur Grausamkeit reizt, und andre ähnliche Scenen abschreiben. Doch nur zur Probe des Ausdrucks ein paar kleine Stellen: S. 4:

Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück von seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgebohrne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Haus' und in dem Kriege herrscht der Mann
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie enggebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt.

Ferner S. 23:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe,
Den Hörer unterhält und still sich freuend
An's Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor.

u. dgl. Solche ausgehobne Stellen zeigen indessen, eben weil sie aus dem Zusammenhange gerissen sind, nur leichte Umrisse von

einzelnen Theilen, die vom Colorit und der Haltung des Ganzen 1787. gar keinen Begriff machen können; und wer wird nicht selbst lesen wollen? — Noch ist im dritten Bande ein kleines Schauspiel: Die Geschwister, das vielleicht etwa durch einige Abkürzung gewinnen könnte, aber der darinn enthaltenen ungemeinen sanften Gefühle und des naiven Ausdrucks wegen seine Wirkung nie verfehlen kann. — Der vierte Theil enthält, außer der schon bekannten Stella und einer Farce: Die Vögel nach dem Aristophanes, den Triumph der Empfindsamkeit, eine dramatische Grille, die an treffenden komischen Zügen, besonders in den drey letzten Akten reich ist. Wir wollen zur Probe eine einzige Stelle aus einem Prolog zu einem im Stück vorkommenden Monodrama: Proserpina, der in dem Charakter des Hofgärtners in der Hölle gesprochen wird, ausheben. Er erzählt, daß Elysium und Erebus zu einem Park umgeformt worden; nennt alle darinn schon erschaffene Herrlichkeiten her, und fährt nun fort:

Ein einziges ist noch zurücke
Und drauf ist jeder Lord so stolz.
Das ist eine ungeheure Brücke
Von Holz
Und Einem Bogen von Hängewerk,
Die ist unser ganzes Augenmerk.
Denn erstlich kann kein Park bestehn
Ohne sie, wie wir auf jeden Kupfer sehn;
Auch in unsern toleranten Tagen
Wird immer mehr drauf angetragen,
Auf Communication wie bekannt,
Dem man sich auch gleich stellen muß,
Elysium und Erebus
Werden vice versa tolerant.

Wir freuten uns der Brücke schon;
Doch leider Acheron und Periphlegeton
Speyen ewige Flammen,
Da fehlt's uns an gescheuten Leuten;
Und bringen wir die Brücke nicht zusammen,
So will der ganze Park nichts bedeuten;
Das Costume leidet weder Erz noch Stein,
Von Holz muß so eine Brücke seyn.

1787. Zum Vorgeschmack sind diese Proben gewiß genug, obgleich hoffentlich unsre meisten Leser ihrer nicht bedurften. Der Verleger hat sich bestrebt, das Aeußere dieser Sammlung ihrem innern Gehalt einigermassen entsprechend zu machen. Druck und Papier ist schön, und von Kupfern hat er drey mehr geliefert, als er versprochen hatte; da die Kupfer, welche zum ersten, zweyten und vierten Bande Anfangs bestimmt waren, nicht nach Wunsch ausfielen, die er daher mit bessern vertauschte. Wir wünschen sehr, daß das Publikum ihm diese Uneigennützigkeit lohnen, und niemand gewinnsüchtige Nachdrucker, die einen so gutdenkenden Buchhändler um ein wohlerworbenes Eigenthum bringen, unterstüzen möge.

Allgemeine Literatur-Zeitung,*) Jena, Leipzig und Wien, 1787, 8. October.

Leipzig.

Bey G. J. Göschen ist erschienen: **Goethe's Schriften. Erster Band**, 300 Seiten. **Zweyter Band**, 368 Seiten. **Dritter Band**, 292 Seit. **Vierter Band**, 284 Seiten 8. 1787. Mit vier Titelkupfern und sechs Vignetten. (alle 8 Bände 8 rthlr.) Eine neue Ausgabe der Werke eines Göthe bedarf keiner ausführlichen Anzeige, und noch weniger bedürfen die Werke selbst einer lauten Anpreisung. Das erste Kind seines Geistes mit welchem er die Welt beschenkte, hat ihn zum Lieblingsschriftsteller seiner Nation gemacht, und durch jedes folgende hat er sich ein neues und größeres Recht auf die Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt erworben. Er gehört, und das hat ihm noch niemand abgestritten, unter die kleine Anzahl von Dichtern, die im engsten Sinn des Worts Originalgenies zu heissen verdienen. Jede seiner Schönheiten ist mit einem eigenen Stempel geprägt; er versteht die Kunst, allen seinen Schöpfungen eine Lebenskraft einzuhauchen, und ein großes, allgemeines Interesse zu geben, daß jedem Geisteswerk, das sein Jahrhundert und mehrere noch überleben soll, unentbehrlich ist. Vielleicht hat es nie einen Dichter gegeben, der mehr Beruf und Kraft gehabt hätte — so viel möglich — allen alles zu seyn, als Göthe. In dem flüchtigsten Hinwurf von ihm findet sich immer etwas,

---

*) Herausgeber: Christian Gottfried Schütz.

das den Geist unterrichtet und nährt, das Herz fesselt, und die 1787.
Einbildungskraft ergötzt, der reichste Erguß seines eigenthümlichen Humors, und seiner unerschöpflichen Ader von Witz und Laune. Das lange Stillschweigen, das er beobachtete, hat die Erwartungen des Publikums doppelt gespannt, so daß der größte Theil von den Verehrern des Dichters und den Freunden unserer schönen Litteratur, diese neue Ausgabe, die wir hier ankündigen, gewiß schon wird gelesen haben. Da unsere Anzeige also nur wenige Leser intereßiren kann, so können wir uns auch desto kürzer fassen. Der erste Band enthält die Leiden des jungen Werthers in zwey Theilen. Wer dieses Meisterstück unsers Dichters auch schon auswendig weiß, muß es doch in dieser neuen Auflage noch einmal lesen. Eine Mühe, die er sicherlich nicht bereuen wird. Ausser verschiedenen kleinen Veränderungen wird er auf mehrere beträchtliche Zusätze stossen, die des übrigen vollkommen würdig sind. Der beträchtlichste Zusatz ist eine ganz neue, meisterhaft erfundene Episode von einem jungen Bauerburschen, der aus Eifersucht seinen Nebenbuhler ermordet, und die viel dazu beyträgt, die Katastrophe zu motiviren und wahrscheinlicher zu machen. Der zweyte Band enthält: 1) Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. In diesem Schauspiel, das in der Geschichte unsers Theaters Epoche macht, und eine große Revolution in dem theatralischen Geschmack der Deutschen veranlaßt hat, haben wir nur kleine, aber sehr glückliche Veränderungen bemerkt, die meistens die Sprache und den Ausdruck betreffen. Einige unanständige Kraftausdrücke sind gewiß zum großen Vergnügen aller Leser von Geschmack, vermuthlich aber zum noch größern Mißbehagen jener Herren weggefallen, die unserm Dichter in allem sklavisch nachahmten, und nur hierin erreichten und übertrafen. 2) Die Mitschuldigen. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. In gereimten Alexandrinern. Versificirte Stücke sind seit geraumer Zeit von den deutschen Theatern fast ganz verbannt, und der größte Theil der Kunstrichter hat sich dagegen erklärt. In wie fern ihre Gründe allgemein wahr und passend sind, oder nicht, ist hier der Ort nicht zu untersuchen: so viel aber scheint uns ausgemacht, daß wir durch diese Einrichtung gewiß keinen geringen Verlust erlitten hätten, wären alle verbannte Stücke so vortreflich, leicht und natürlich versificirt, wie dieses hier. Wenigstens hätte man doch

1787. den gereimten Vers in solchen Lustspielen beybehalten sollen, die sich dem Possenspiel nähern, und wo er oft die glücklichste Würkung thut. Ein drolliger Einfall in einen wohlklingenden Vers gebracht, bringt doppelten Effekt hervor, oft schon allein durch den Kontrast des gemeinen Ausdrucks mit dem prächtigen Klange des Verses. So z. B. hier S. 246:

Man sieht, es bessert auch nicht Elend, Reu, noch Zeit;
Einmal ein Lumpenhund, bleibt man's in Ewigkeit.

S. 247:

Mein Ruf hat lang gewährt, und soll noch länger währen,
Es kennt die ganze Welt den Wirth zum schwarzen Bären,
Er ist kein dummer Bär, er conservirt sein Fell;
Jetzt wird mein Haus gemalt, und dann heiß ichs Hôtel.

S. 283:

O komm, du Heiligthum! du Gott in der Schatulle!
Ein König ohne dich ist eine große Nulle.
Habt dank, ihr Dietriche! ihr seid der Trost der Welt:
Durch euch erlang ich ihn, den großen Dietrich: Geld.

S. 309:

„Verflucht! zur rechten Zeit fällt einem nie was ein,
Und was man Gutes denkt, kömmt meist erst hinterdrein.

Und so unzählig andere. Der Plan des Ganzen ist sehr einfach: Der Knoten ist nicht fest geschürzt, löst sich aber dafür auch desto natürlicher. Die Charaktere sind ungemein gut gezeichnet, das Beste aber sind unstreitig wohl die neuen, äusserst komischen Situationen, die alles beleben, und diesem Stücke auf allen Theatern die beste Würkung und eine lange Dauer versprechen. Der dritte Band enthält: 1) Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel. In fünffüßigen, reimlosen Jamben. Die wiederholte Lectüre dieses vortreflichen Schauspiels hat uns mit doppelter Ehrfurcht und Bewunderung für das Genie des Dichters erfüllt, der alles kann, was er will. Seine kühne, große Seele schwebt auf den Flügeln der Phantasie in jedes verflossene Jahrhundert, wird mit den Menschen und ihrem Geist und ihren Sitten in kurzer Zeit vertraut, und stellt sie uns in Gemälden von so täuschender Wahrheit dar, daß sie zu athmen und zu sprechen scheinen. So glücklich er uns im Götz von Berlichingen die Menschen schildert, wie sie vor dreyhundert

Jahren handelten, dachten und fühlten, so wahr und glücklich ist 1787.
in der Iphigenie die Darstellung der Menschen, wie vor dritthalbtausend Jahren Griechenland sie hervorbrachte. Keine andere, als die Muse, die den Euripides begeisterte, kann unserm Dichter dieses Schauspiel eingegeben haben, das, wenn Euripides es gedichtet hätte, das Meisterstück des Euripides wäre. Welch eine Simplicität, und doch zugleich welch ein Interesse im Gang und Plane des Ganzen, welch eine Wahrheit und edle Einfalt in den Charakteren und Gesinnungen! — Nur eine kleine Probe des Styls für diejenigen Leser, die das Ganze noch nicht kennen. Iphigenie eröfnet den ersten Aufzug mit folgendem Monolog. (Der Schauplatz ist der Hain vor Dianens Tempel.)

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten heiligen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum erstenmal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher u. s. w.

2) Clavigo, ein Trauerspiel, ist, so viel wir aus einer flüchtigen Uebersicht urtheilen können, ohne Veränderung geblieben. Hätte der Eindruck des Ganzen gelitten, wenn folgende Stelle hinweggefallen wäre? „Ich schnaube nach seiner Spur, meine Zähne gelüstets nach seinem Fleisch, meinen Gaumen nach seinen Blut. Bin ich ein rasendes Thier worden? Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt in jeder Ader die Begier nach ihm!" 3) Die Geschwister. Ein Schauspiel in einem Akt. Ein paar schöne Scenen, voll Natur und Wahrheit. Aber warum nur ein paar Scenen? Das Süjet hätte mehr vertragen, ja es scheint uns selbst mehrere zu erfordern, wenn es dem Zuschauer klar werden soll, der nur sehen und hören, nicht auch ahnden, ergänzen, combiniren will. Der vierte Band enthält: 1) Stella, ein Schauspiel für Liebende. Auch in diesem Stücke ist uns keine wesentliche Veränderung aufgestoßen. 2) Der Triumph der Empfindsamkeit. Eine dramatische Grille. Kein eigentliches förmliches Lustspiel, wie schon der Titel besagt, und doch möchten wir wenig Lustspiele diesem dramatischen, satyrischen Mährchen vorziehen, das so überströmend voll des beissendsten Witzes, der glücklichsten Einfälle und ächten vis comica ist.

1787. Wie viel Gutes hätte es nicht stiften können, wenn es acht oder zehn Jahre früher erschienen wäre! Andrason, ein humoristischer König, liebt seine Gemahlin zärtlich, und wird eben so von ihr geliebt, bis sie unglücklicher Weise mit einem Prinzen Oronaro, dem abgeschmacktesten, empfindsamsten Gecken unter der Sonne bekannt wird, der sie mit seiner Krankheit ansteckt. Sie wandelt nun allein Nachts im Mondschein, führt Monodramen und Melodramen auf u. s. w. Der gute König verliert, seines glücklichen Humors unerachtet, hierüber endlich die Geduld, und befragt das Orakel, wie dem Uebel abzuhelfen sey. Er bekömmt folgende Antwort:

Wann wird ein greiflich Gespenst von schönen Händen entgeistert,
Und der leinene Sack sein Eingeweide giebt her,
Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet:
Dann kömmt Ruhe und Glück, Fragender, über Dein Haus.

Wie dieser Göttersspruch in Erfüllung geht, und der Knoten sich löst, das verrathen wir hier nicht, um Niemand das Vergnügen der Ueberraschung zu rauben. Unsere Leser besinnen sich auf ein Melodrama Proserpina von unserm Dichter, das in einem der ersten Jahrgänge des deutschen Merkurs stand. Hier hat er es versificirt, mit einem launigen Prolog versehen, und durch einen satyrischen Zug mit dem Ganzen zu verweben gesucht. Allein es nimmt einen ganzen Akt ein, hält die Handlung zu sehr auf, und steht, da es eben so ernsthaft, als schön ist, hier schwerlich am rechten Orte, desto bessere Würkung thut das Prolog in Knittelversen. Arkalaphus tritt auf mit einer Reverenz und spricht:

Herrn und Frauen allzugleich,
Merkt wohl, das hier ist Plutons Reich,
Und ich, wie ich mich vor euch stelle,
Das ich zuerst bedeuten muß,
Ich nenne mich Arkalaphus,
Und bin Hofgärtner in der Hölle.

Die Charge ist hier unten neu, 1787.
Denn ehmals war Elysium dadrüben,
Die rauhen Wohnungen dahüben,
Man ließ es eben so dabey. —

Nun aber kam ein Lord herunter,
Der fand die Hölle gar nicht munter,
Und eine Lady fand Elysium so schön.
Man sprach so lang, bis daß der seltne Gusto siegte,
Und Pluto selbst den hohen Einfall kriegte,
Sein altes Reich, als einen Park zu sehn u. s. w.

3) Die Vögel. Nach dem Aristophanes. Im Ganzen genommen herrscht in diesem Stücke derselbe Ton, wie in dem vorigen. Es ist die witzigste, geistreichste Satyre auf manche liebe Thorheit der Schriftsteller, Leser und Kunstrichter, über die böse werden mag, wer sich getroffen fühlt, und zugleich ein Muster, wie man eine fremde Idee benutzen, und sich so zu eigen machen kann, daß der Nachahmer dem Original den Vorzug streitig machen darf. Ueberhaupt hat unser Dichter mehr als eine Aehnlichkeit mit dem Aristophanes, dem ungezogenen Liebling der Grazien, wie er ihn vortreflich charakterisirt. Noch ist vielleicht nie in weniger Worten der Geist eines Schriftstellers mehr erschöpt worden. Sie sind ein heller Spiegel, in dem man das ganze Bild „des alten declarirten Bösewichts", aber zugleich auch noch ein anderes erblickt, das, wenn wir nicht sehr irren, das Bild des Verfassers der Götter und Helden selbst ist. Sollte jemand glauben, daß auch hier der Arm des Satyrs bisweilen zu weit aushole, so wird er ihm doch gewiß um der treflichen Wendung willen, mit der er sich vertheidigt, gern alles verzeihen. Denn er bittet:

Zu bedenken,
Und etwas Denken ist dem Menschen immer nütze,
Daß mit dem Scherz es wie mit Wunden ist,
Die niemals nach so ganz gemeßnem Maaß
Und reinlich abgezogenem Gewicht geschlagen werden.

Es ist nicht das ganze Stück des Aristophanes, das unser Dichter hier bearbeitet hat, sondern nur,

1787. Des ganzen Werkes Eingang
Zur Probe hier demüthig vorgestellt.
Doch ist er auch erbötig,
Wenn es gefallen hat,
Den weiteren weitläuftigen Erfolg
Von dieser wunderbaren doch wahrhaftigen Geschichte
Nach seinen besten Kräften vorzutragen.

Den ersten Band, müssen wir noch anmerken, eröfnet ein schönes Gedicht, unter der Aufschrift Zueignung, in italienischen Stanzen und in italienischer Manier. Das Verzeichniß der Subscribenten steht vor dem ersten und vierten Bande. — Wir haben einige Personen klagen hören, daß diese Ausgabe nicht prächtig genug gedruckt wäre. Eine Klage, die nicht unbilliger seyn kann. Diese Ausgabe sollte nichts anders seyn, als eine bequeme und nette Handausgabe, und wenn man den äusserst mäßigen (Pränumerations) Preis von 20 gl. für den Band erwägt, so muß man gestehen, daß der Verleger alles gethan hat, was sich bey einem solchen Preise thun ließ. Auf einem beyliegenden Blatte lesen wir, daß der Dichter keine Fragmente liefern, sondern die als Fragmente angekündigten Stücke sämmtlich vollenden wird. Eine Nachricht, die allen Freunden der Götheschen Muse äusserst angenehm seyn, und den Werth dieser Ausgabe sehr erhöhen wird. Billige Käufer werden es sich auch gern gefallen lassen, wenn unter diesen Umständen die Erscheinung der folgenden Bände sich etwas verspäten sollte. Sie wissen, daß solche Arbeiten sich nicht, wie Uebersetzungen und Compilationen, von der Hand schlagen lassen.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1787, 20. October.

Leipzig.

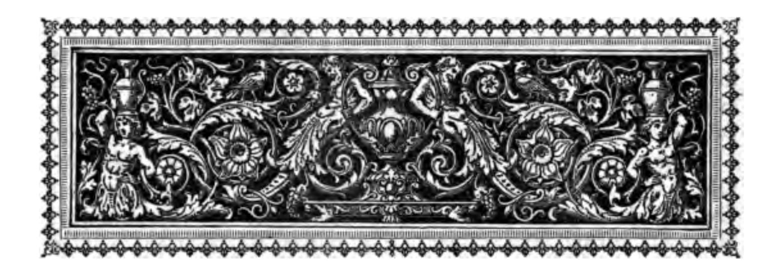
Goethe's Schriften. 1787. B. I. 310 S. B. II. 368 S. B. III. 292 S. B. IV. 284 S. klein Octav.

Der Dichter dem bey seiner überraschenden Erscheinung allgemeiner Beyfall entgegen flog, stellt sich itzt einer kältern Prüfung dar, und wird nicht dabey verlieren. Fülle der Empfindung und Wahrheit der Darstellung haben das Eigenthümliche, daß man

sie immer lieber gewinnt, je vertrauter man mit ihnen wird, 1787.
und daß sie ihren Untersucher bald zum Bewunderer umschaffen. Die Leute deren Schicksale und Meynungen G. unserm Herzen und unserm Kopfe zu einer wichtigen Angelegenheit macht, sind oft nichts weniger als ausserordentlich, der Meister der sie bildete ist edler und ausgezeichneter als einer von ihnen, und seines Vermögens bedürfte es wahrlich nicht, um sie den Göttern oder den Teufeln näher zu bringen. Aber wie ein Mensch den andern nur recht zu kennen braucht um Theil an ihm zu nehmen, so entfalten G. Geschöpfe ihr Innerstes vor uns, wir sehen nicht nur was, sondern wie es ihnen widerfährt, wir lesen so wahrhaftig in ihrer Seele daß wir erstaunt in der unsrigen zu lesen glauben, über der Wahrheit die Wirklichkeit vergessen, und erwacht aus dem Traum dieses Anschauens, in unwillkührlicher Bewegung unsre Hand in unserm Busen ertappen. Bey der Vorstellung solcher Charactere, die sich über das Gewöhnliche erheben, glaubt man gemeiniglich auch den Ausdruck ungewöhnlich seyn lassen zu müssen. Ein Bild jagt das andre, eine Metapher die andre, es entsteht eine conventionelle Schönheit, das Ohr gewöhnt sich endlich daran, man wird einheimisch auf dem Cothurn, und fremd in seinem Hause. Der Dichter dessen Seele nichts fremd war was er zu schildern unternahm, hat auch diese Klippe vermieden. Die Würde seiner Rede bedarf des Schwulstes nicht, die Hoheit seiner Gedanken scheut keine Einfalt des Ausdrucks, und die Menschlichkeit seiner Empfindungen kann versichert seyn überall verstanden zu werden. Setzt man hinzu, daß sein treffender Blick das Lächerliche eben so scharf auffaßt wie das Ernste, daß es seiner glücklichen Hand gefiel jenes wie dieses nachzubilden, und daß sie Festigkeit genug besaß, auch bey Carricaturzeichnungen dem Character des vorgesetzten Ganzen treu zu bleiben, so ergiebt sich von selbst, welch ein Reichthum der Sprache zu so mannigfachem Gebrauch erforderlich gewesen sei. Sie schmiegt sich in der That so dicht um seine Gedanken, und wird, wie eine Waffenrüstung von einem Helden der Vorzeit, so leicht von ihm getragen, daß man sich getäuscht genug fühlt keine Schwierigkeit da zu ahnden wo man sie erblickt, zumal weil man, angezogen von dem Sinn der Worte, auf den Ausdruck zu achten kaum im Stande ist. Endlich muß auch, wäre es nur um des Beyspiels willen, der Bescheidenheit gedacht werden, mit welcher Dichtungen, die ihr Glück

1787. bereits gemacht haben, nicht ohne Feile zum zweyten mal durch die Hand ihres Urhebers gegangen sind, und wie dieser, den Forderungen einer oftmals eigensinnigen Kritik, gern jede seiner Eigenheiten aufgeopfert hat, die nicht mit der Schönheit zu nah im Bunde stand. Auf eine Zueignung voll herzlicher Phantasie, folgen die Leiden des jungen Werthers. Neu hinzugekommene Briefe athmen, nicht schwächer wie ihre ältern Brüder, den Geist der Liebe. Ueberaus rührend ist die Aufstellung eines jungen Bauers, der eine Witwe liebt, bey der er in Diensten steht, und zum Mörder dessen wird, der ihn verdrängte. Die Erzählung von Werthers letzten Tagen hat viel gewonnen, Alberts Benehmen ist schonender auseinander gesetzt. Der zweyte Band enthält: Göz von Berlichingen, in dem einige Ausdrücke gemildert sind; und die Mitschuldigen, ein Lustspiel in gereimten Versen, aus dem niedrigen Leben. Im dritten Bande finden sich: Iphigenie auf Tauris, in Jamben, griechischen Geistes, und doch angemessen dem Bedürfniß unsrer Bühnen; Clavigo, wo Beaumarchais: o hätt ich ihn drüben ꝛc. weggestrichen ist; und die Geschwister, ein kleines Schauspiel, das allein hinreichend wäre, die Menschenkenntniß und den dramatischen Genius seines Verf. zu bewähren. Der vierte Band liefert: Stella, worin die Scene Fernando's und des Verwalters meisterhaft umgearbeitet ist; den Triumph der Empfindsamkeit, ein dramatisches Mährchen, reich an Verstand und Witz; und die Vögel, nach dem Aristophanes, und wie Aristophanes wohl selbst für uns geschrieben zu haben wünschen möchte. Noch sollte der Verzierungen dieser Ausgabe gedacht werden, die dem Werth des Buchs freylich nicht vollkommen angemessen sind: es ist aber schon so hergebracht, daß dem Manne von hervorragendem Verdienst ein würdiges Denkmal erst nach seinem Tode gesetzt wird.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1787, 25. October.



1788.

Den 2. Merz. 1788.

Die Geschwister. Ein Schauspiel von Herrn Göthe in einem Aufzuge. Zum ersten mal.

Wilhelm ein junger Kaufmann liebte Charlotten eine Wittwe; allein er konnte ihr seine Hand nicht anbieten, denn sein Vermögen hatte er verschwendet. Er arbeitete, und als er wieder Hoffnung hatte, und sein weniges sich vermehrt, starb Charlotte, und hinterließ sterbend ihm ihre noch ganz kleine Tochter. Wilhelm erzog das Mädchen, welches ihn dann für seinen Bruder hielt. Er begab sich mit seiner vermeinten Schwester in eine andere Stadt, handelte im Kleinen, und lebte ruhig. Marianens edle Eigenschaften entwickelten sich immermehr, sie liebte Wilhelm als ihren Bruder mit all der Leidenschaft einer Schwester, und Wilhelm sie mit dem Feuer eines Liebhabers, denn in Marianen sah er seine verewigte Charlotte wieder aufleben. Wilhelm hatte mit einem andern Kaufmann, Fabrice, Bekanntschaft gemacht. Fabrice liebte Marianen, erklärte ihr seine Neigung, und Mariane in Verlegenheit, verweiset ihn an ihren Bruder. Fabrice spricht mit ihm; Wilhelm glaubt, Mariane habe Neigung zu Fabricen, seine heftige Liebe bringt ihn fast zur Verzweiflung; er kann Fabricen sein Wort nicht geben. Mariane selbst kommt,

1788. und sagt ihm, der Antrag Fabricens habe sie überrascht, sie könne ihn nicht heurathen, sie könne ihren Bruder nicht verlassen. Dies entzückt Wilhelmen; er erklärt ihr das Geheimniß, daß sie seine Schwester nicht sei, und Mariane wird seine Gattin.

In diesem Stücke ist wenig Handlung und viel Empfindelei; der Dialog ist etwas gezwungen und gedehnt; und die Sprache ist nicht ganz rein. Aber das Spiel der Mademoiselle Witthöft ersetzte dies alles. Sie spielte die Mariane mit so viel Natur, Einfalt und Grazie, daß sie alle hinriß. Mit unendlicher Feinheit zog sie die Linie zwischen der Liebe der Schwester und der Liebhaberin; war ganz das liebende unschuldige Geschöpf, welches seinen Empfindungen, die es selbst noch nicht kennt, folget. — Mademoiselle Witthöft erschien heute in dem schönsten Lichte, wir bewunderten sie, als eine der grösten Künstlerinnen auf Deutschlands Bühne.

Tagebuch der Mannheimer Schaubühne, Mannheim, 1788, 37. Stück, pag. 225—227.

Wien und Leipzig.

Auch der fünfte Band von Göthe's Schriften ist in der Ostermesse auf 388 Seiten in Octav erschienen. Lesern, die dieser Anzeige nicht schon zuvorkamen, mögen wenig Worte den Inhalt andeuten. Egmont, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, ruft den Geist der Vorwelt und die lebendige Gestalt ihrer Helden zurück, dürfte aber vielleicht durch die erhabne Einfalt seiner Behandlung eben so sehr an allgemeinem Beyfall verliehren, als es an innerm Werth gewinnt. Wo sich die Seele erhebt oder sammelt, in einsamen Berathschlagungen, treten manchmal Jamben an die Stelle der Prosa. Bey den Gesprächen der Regentin mit ihrem vertrauten Diener stehn Menschen- und Staatskunde in seltnem Bunde. Ein noch feineres und rührenderes Gefühl verwebt sich in die Unterredung Egmonts und Oraniens: von welchem hingerissen man in Versuchung geräth, den schönen griechischen Sentenzenwechsel, der sich für einen Augenblick hineinmischt, als einen der Wahrheit fremden Schmuck, auf einen andern Boden verpflanzt zu wünschen. Claudine von Villabella ist nicht mehr, was es war. Die Sprache sind

Jamben, die Handlung gerundete, die Entwickelung wahr befriedigend, und einige hinzugekommene Arien von bezaubernder Leichtigkeit und Anmuth. In der That borgt es von der ersten Bearbeitung nur die Lieder, und die sehr abgeänderte Intrigue, so daß man zu doppeltem Vortheil das neue gewinnt, und das alte darüber nicht verliehrt. Noch mehr ist Erwin und Elmire umgeschaffen, doch ohne daß die zärtliche Vaterhand irgend einen süssen schwermüthigen Zug daraus verwischt hätte, den sie mit leisem Druck schon in die erste Skizze legte. Das Ganze ist jetzt ein Quartett der Liebe, nach ihren mannigfaltigen Mischungen und Tinten, und sollte wohl auch in dem, der der Göttin niemals huldigte, ein lüsternes Verlangen erwecken, zu ihren hohen Geheimnissen eingeweiht zu werden. 1788.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1788, 7. Junii.

Vom Königl. Nationaltheater in Berlin.

Den 21. Juni, zum erstenmal die **Geschwister** vom Herrn **von Göthe**. Der Wilhelm war ganz Herrn Flecks Rolle; in seinem Spiel sahe man feine Nüancirung und richtige Gradation. Madam Unzelmann spielte die Mariane naiv und herzlich, so wie Herr Unzelmann den Fabrice, gesezt, mit gemäßigter Wärme des Liebhabers und Freundes. Das kleine Stück gefiel.

Annalen des Theaters,*) Berlin, 1788, 2. Heft, pag. 107.

Leipzig.

Bey G. J. Göschen ist erschienen: **Göthens Schriften, fünfter Band**. 1788. 388 Seiten 8. Mit einem Titelkupfer und einer Vignette. (1 rthlr.) Mit wahrem Vergnügen kündigen wir unsern Lesern die Erscheinung dieses neuen Theils der Göthenschen Schriften an. Er enthält: I) Egmont. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Hier zum erstenmal gedruckt. Dieses Stück ist offenbar nicht für die Aufführung bestimmt, beym Lesen aber unendlich anziehend, und voll großer origineller Schönheiten, wie alles, was von der Hand dieses Meisters kommt. Welch ein Gewühl von Charakteren, und doch jeder so abstechend, so ganz individuell,

*) Herausgeber: Christian August Bertram.

1788. so ganz durchaus sich gleich bis auf die mindeste Kleinigkeit, auf ein Wort, eine Sylbe! Nicht bey jenen abentheuerlichen Dichtern, deren Phantasie ewig auf Stelzen herumspaziert, bey Göthen sollten junge dramatische Dichter in die Schule gehen, und die Natur mit fester Hand copiren lernen. Egmont ist das Todesurtheil angekündigt, und alle Wege zur Flucht sind versperrt. Welche himmelanfliegende Declamationen würde der deutsche Seneka hier seinem Helden in den Mund gelegt haben — und Göthe: „Egmont (mit dem Fusse stampfend.) Keine Rettung! — — Süsses Leben! schöne freundliche Gewohnheit des Daseyns und Würkens! von dir soll ich scheiden! So gelassen scheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusch der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels giebst du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmst keinen eiligen Abschied u. s. w.“ Welch eine Natur und Wahrheit in den Gesinnungen und dem Ausdruck aller Personen, von Margarethen von Parma, bis auf den Meister Seifensieder herab! Voll unnachahmlicher Laune sind die Bürgergespräche im I und 4ten Aufzuge, vorzüglich das politische Geschwätz des gelehrten Vansen, voll edler, großer Gesinnungen und Gedanken, voll wahrer politischer Weisheit die Auftritte zwischen der Regentin und Machiavell, und Egmont und Wilhelm. Und was fast noch schöner ist, die häuslichen Scenen der Zärtlichkeit, der glücklichen und hoffnungslosen Liebe zwischen Egmont und Clärchen, und Clärchen und Brackenburg! — — II) Claudine von Villa Bella. Ein Singspiel. III) Erwin und Elmire ein Singspiel. Diese beyden Stücke erscheinen hier in so veränderter Gestalt, daß sie fast für ganz neu gelten können. Sie sind jetzt durchaus versificirt. An die Stelle des prosaischen Dialogs sind fünffüßige Jamben gekommen. Wie es scheint, haben unsern Dichter die Gründe einiger Kunstrichter, die die Verse ganz aus dem Drama hinausvernünfteln, nicht überzeugt. Freylich ist das Publikum des Verses auf dem Theater entwöhnt, aber man gebe ihm nur vortrefliche Stücke darin, und es wird sich bald und gern wieder daran gewöhnen. Eine genaue Vergleichung der neuen Ausgabe mit den frühern, und die Angabe aller Veränderungen dürfen unsere Leser hier nicht erwarten. Wir können nur im Allgemeinen sagen, daß uns wenigstens alle Veränderungen, die wir bemerkten, wahre Verbesserungen zu seyn dünkten.

Das schöne Titelkupfer von Angelika Kaufmann gemalt, und 1788.
von Lips in Rom gestochen, stellt eine Scene aus dem Egmont vor, so wie auch die Titelvignette von Geyser nach Oeser. Bey wenig Büchern entspricht der innere Werth der äussern Zierde so sehr, als hier. Wir haben Hoffnung, unsern Lesern bald den 6ten Theil dieser Sammlung anzeigen zu können.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1788, 6. September.

Graf Egmont.

Das Trauerspiel von Goethe, welches diesen Namen führt, zeichnet sich vornehmlich durch die meisterhafte Behandlung des Hauptkarakters aus. Die Situazionen, in denen uns der Dichter seinen Egmont zeigt, sind zwar nicht neu an sich, aber sie werden es durch das eigene Benehmen desselben. Egmont ist mit ganzer Seele Patriot, aber kein mürrischer Kato, kein Brutus, der sein Blut zum leeren Sühnopfer für die verlorne Freiheit hingiebt; er tritt zurück, wo seine Kraft nicht ausreicht, und sucht wenigstens sein Dasein zu geniessen; sich selbst zu leben, wenn er Andern nicht mehr leben kann. Horazens Filosofie ist so ziemlich die seinige,*) und Kleist scheint von ihm seinen Wahlspruch entlehnt zu haben:

Ich will den Weg, den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir bestreun!

Schön zeichnet Machiavell in der ersten Szene mit der Regentin Egmonts Karakter, der so auffallend gegen den ernsten, verschlossenen Oranien absticht. —

Regentin. Oranien sinnt nichts Gutes; seine Gedanken reichen in die Ferne; er ist heimlich, scheint alles anzunehmen, widerspricht nie, und in tiefster Ehrfurcht, mit größter Vorsicht thut er, was ihm beliebt.

Machiavell. Recht im Gegentheil geht Egmont einen freien Schritt, als ob die Welt ihm gehörte.

Regentin. Er trägt das Haupt so hoch, als wenn die Hand der Majestät nicht über ihm schwebte.

Machiavell. Die Augen des Volks sind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hängen an ihm.

Regentin. Nie hat er einen Schein vermieden, als wenn Niemand Rechenschaft von ihm zu fordern hätte. ꝛc.

1788. Wenn ihn Machiavell in der Folge der Unterredung zu entschuldigen sucht, sagt er sehr wahr von ihm: „Ich bitt Euch, legt seine Offenheit, sein glükliches Blut, das alles Wichtige leicht behandelt, nicht zu gefährlich aus.“ Dies sind die Hauptzüge von dem Bilde des grosen unglüklichen Mannes, der frei und gerade seinen Weg geht, und kein Blümchen verschmäht, das sich ihm darbietet. Stolz und herablassend; getreu seiner Pflicht, ohne ein mürrischer Sklave derselben zu sein; mit einem Herzen ohne Trug; Freund jedes weisen Vergnügens — und doch der Aufopferung fähig, wenn höhere Pflicht ihn fordert; leichtsinnig, aber nie thöricht — so zeigt er sich in jeder Lage, unter allen Umständen.

In der ersten Unterredung mit seinem Sekretär trägt jedes Wort den Stempel seines wohlwollenden Herzens. Seine Verurtheilungen der Anhänger der neuen Lehre sind menschlich und weise. Die Vorschläge seines Einnehmers, das verlangte Geld herbeizuschaffen, verwirft er ohne weiters, weil er Niemand wehe thun mag. Und wie er dann den Brief des ehrlichen Oliva voll ängstlichen Besorgnisse und Ermahnungen liest, zeigt sich wieder ganz der Mann von leichtem frohen Blute. „Der treue Sorgliche! — ruft er aus — Er will mein Leben und mein Glük; und fühlt nicht, daß der schon todt ist, der um seiner Sicherheit willen lebt . . . . . . Daß ich frölich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glük; und ich vertausch es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes. Ich habe nun zu der neuen spanischen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern; nicht Lust, meine Schritte nach der neuen bedächtigen Hofkadenz zu mustern. Leb' ich nur, um auf das Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblik nicht geniessen, damit ich des folgenden gewis sei? und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?“

Dies ist ein treuer Spiegel seiner Filosofie und seines Temperaments.

In ihm liegt zugleich Hang nach Gröse, aber er opfert diesem nicht, wie so manche, den Genuß des Lebens auf — und bei aller Weichheit seines Herzens, bei aller Anhänglichkeit an die Freuden des Lebens, liebt er das Leben doch nicht ängstlich — er besitzt Muth und Entschlossenheit —

„Ich stehe hoch, sagt er in dem nämlichen Auftritte, und

kann und muß noch höher steigen; ich fühl' in mir Hofnung, 1788.
Muth und Kraft. Noch hab' ich meines Wachsthums Gipfel nicht erreicht; und steh' ich droben einst, so will ich fest, nicht ängstlich stehen. Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja ein selbst verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen; da lieg' ich mit viel Tausenden. Ich habe nie verschmäht, mit meinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinnst das blutige Loos zu werfen; und sollt' ich knikkern, wenn's um den ganzen freien Werth des Lebens geht?"

Izt kömmt Oranien — der düstre, verschlossene, weitsehende Mann — der von sich sagt: „Ich trage viele Jahre her alle unsere Verhältnisse am Herzen; ich stehe immer wie über einem Schachspiele, und halte keinen Zug des Gegners für unbedeutend ꝛc." Er bittet, fleht den Grafen, mit ihm zu entfliehen, weil Alba mit einem Heere nahe, und ihre Köpfe in Gefahr seien. Egmont mißt den wahrscheinlichen Vermuthungen seines Freundes keinen Glauben bei, und dies ganz seinem Karakter gemäs. Der offene, gerade Mann beurtheilt Andere meistens zu gelinde. Ränke und Bosheiten liegen so weit von seinem eignen Karakter entfernt, daß er sie auch bei Andern nicht leicht vermuthet. Bei Egmont kömmt noch ein anderer Bewegungsgrund hinzu, der seinem Herzen Ehre macht — seine Bürgerliebe. Er will nicht fliehen, weil alles Uebel, das ihnen bevorsteht, nur Muthmasung ist — weil aber ihre Entfernung einen bürgerlichen Krieg nothwendig veranlassen muß. „Denke, sagt er, an die Städte, die Edeln, das Volk; an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe! Und denke die Verwüstung, den Mord! — Ruhig sieht der Soldat wol im Felde seinen Kameraden neben sich hinfallen; aber den Fluß herunter werden die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen Dir entgegenschwimmen, daß Du mit Entsezzen dastehst, und nicht mehr weist, wessen Sache Du vertheidigst; da die zu Grunde gehen, für deren Freiheit Du die Waffen ergreifst? Und wie wird Dirs sein, wenn Du Dir still sagen mußt: Für meine Sicherheit ergriff ich sie?"

Dieses Gefühl der Menschlichkeit macht uns den Mann liebenswürdiger, und stimmt unsere Herzen zur innigsten Theilnahme an seinen Schiksalen. Er stemmt sich nicht mit Troz und Uebermuth gegen die wachsende Gefahr — in dem Falle würd'

1788. er höchstens unsere Bewunderung erzwingen; er will nicht auf ein wahrscheinliches Spiel das Leben von Tausenden sezzen, um sein eigenes zu retten — dieser Zug gewinnt ihm unsere Liebe, unsere Achtung.

Oraniens lezte Worte machen ihn doch besorgt — eine Ahndung seines Schicksals scheint durch seine Seele zu fliegen; aber diese ängstliche Stimmung verträgt sich nicht mit seinem Frohsinne; er sucht schnell den Wurm zu entfernen, der sich an dieser Blume angesezt hat. „Sonderbar, ruft er aus, daß anderer Menschen Gedanken solchen Einfluß auf uns haben! Mir wär' es nie eingekommen; und dieser Mann trägt seine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute! Gute Natur! wirf ihn wieder heraus!"

Wie ganz herausgehoben aus seiner Seele ist dieser Zug! — Nun eilt er in die Arme seines Mädchens, um da die sinnenden Runzeln von seiner Stirne zu verwischen.

Die Szene mit Klärchen ist schön und neu, einfach nnd herzlich — ganz nach dem Leben gemalt. Durchaus erblikken wir den gutmüthigen Egmont, der, wie er selbst sagt, in den Armen seiner Geliebten ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem besten Herzen ist, sich so ganz zu ihr herabstimmt, und die Welt um sich vergißt.

Alba ist unterdessen in Brüssel angekommen, und macht Oraniens Vermuthungen zur Wahrheit. Egmont erscheint vor ihm frei und unverstellt — sein Herz ist auf seinen Lippen. Er spricht wahr und feurig für die Rechte der Nazion — der Menschheit. Fest und kennend den Werth seiner Nation, sagt er zu dem Herzoge: „Es geht nicht! es kann nicht gehen! Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth, Gottes Boden zu betreten; ein Jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ists, ihr Zutrauen zu verdienen; leicht, zu erhalten. Starr und fest! — zu drükken sind sie; nicht zu unterdrükken!"

Nun wird er auf Befehl des Königs gefangen genommen. Was der Mann, unbekannt mit Trug und Arglist, auch nicht zu ahnden wagte, ist nun erfüllt — „Oranien! Oranien!" ruft er in schreklicher Erinnerung; bald faßt er sich, und mit der Würde gekränkter Unschuld giebt er seinen Degen hin, mit den Worten: „Nimm ihn! Er hat weit öfter des Königs Sache vertheidigt, als diese Brust beschüzt!"

Im Kerker ist Egmont — nicht der trozzige Held, der unverwandt dem Tode ins Antliz schaut; er ist ein Mann, der zwar nicht weibisch wimmert und klagt, aber doch ungern von den Freuden des Lebens scheidet. Die dumpfen engen Wände seines Zimmers ängstigen und quälen seinen an Freiheit und Thätigkeit gewöhnten Geist mehr, als selbst das Schaffot. Den Tod im Schlachtfelde vor dem Angesicht der Sonne rasch zu finden, hätte er nie verschmäht; aber ihm ekelt vor seinem Vorschmak, der ihn aus den Steinen des Gefängnisses widrig anhaucht. Dies ist ganz aus dem Karakter des Mannes genommen, dessen einziges Streben Genuß des Lebens ist. Seine Liebe zum Leben erwekt natürlich in seiner Seele den Wunsch nach Befreiung, und säugt ihn zur Hofnung auf. Seine feurige Einbildungskraft bildet den Gedanken aus, macht ihn zur Wirklichkeit — schon stürzen die Thore ein, die Gitter springen — „Wie manch bekannt Gesicht empfängt mich jauchzend! — ruft er — Ach Klärchen! wärst du ein Mann; so säh' ich dich gewis auch hier zuerst, und dankte dir, was einem König zu danken hart ist — Freiheit!" 1788.

Wie viel edler Stolz liegt in diesen Worten!

Ich habe den Verfasser tadeln hören, daß er den Grafen von dem Sohn Alba's verlangen läßt, er solle ihm einen Weg zur Flucht öfnen. Dies liegt, dünkt mich, ganz in Egmonts Karakter. Störrigkeit, Unbeugsamkeit sind ihm fremd; er liebt das Leben, weis sich schuldlos, glaubt, daß selbst der König sich übereilt habe in seinem Urtheile gegen ihn — Ferdinand hat in den lezten Augenblikken sein ganzes Zutrauen gewonnen; er ist ein edelmüthiger Jüngling, dem Egmonts unverdientes Schiksal sehr zu Herzen geht, und der die Grausamkeit seines Vaters verabscheut — Dies alles rechtfertigt Egmonts Benehmen von Seiten seines Karakters. — Einen Alba konnte und durfte er nie um seine Freiheit ansprechen; aber seinen ihm unähnlichen Sohn.

In den lezten Augenblikken seines Lebens bleibt er sich immer gleich — Er weint nicht, da er hört, daß keine Rettung für ihn ist, er stampft unwillig mit dem Fusse; traurig nimmt er von dem Leben Abschied, wie von einem vertrauten Freunde, den uns ein unerbittliches Schicksal auf immer entreißt. „Süsses Leben, schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens! von dir soll ich scheiden! so gelassen scheiden!"

Nicht sowohl den Verlust des Lebens beklagt er, als daß

1788. Schurkerei ihn um die Wonne desselben bringt. Daß der Dichter sich noch eines Traums bedient, um dem sterbenden Helden Muth und heitere Ruhe für den lezten Kampf einzuflössen, misbilligen wir. Er durfte ja nur durch eine natürliche Verbindung der Ideen auf die Folgen seines Todes kommen — daß er einem ganzen unterdrükten Volk seine Freiheit geben werde, und diese Vorstellung wäre hinreichend, einen Mann, wie Egmont, zum willigen Tausch des Lebens für das Glük seiner Nazion zu bewegen, und ihm ruhige Entschlossenheit einzuhauchen. Einige Bemerkungen für den Schauspieler, der in dieser Rolle auftreten will — nächstens.

*) — — ille potens sui
laetusque deget, cui licet in diem
dixisse, vixi!

Dramaturgische Blätter,*) Frankfurt am Main, 1788, 18. September.

Leipzig, bey Göschen: Göthe's Schriften, fünfter Band. 1788. 388 S. 8.

Dieser fünfte Band der G. Schriften, der durch eine Vignette und Titelkupfer, von der Ang. Kaufmann gezeichnet und von Lips in Rom gestochen, verschönert wird, enthält außer einem ganz neuen Stück Egmont, der zwey schon längst bekannten Singspiele Klaudine von Villa Bella und Erwin und Elmire, beide nunmehr in Jamben und durchaus sehr verändert. Ihre Beurtheilung versparen wir, bis die ganze Ausgabe vollendet seyn wird, und verweilen uns jezt bloß bey dem Trauerspiele Egmont, das auch besonders zu haben ist, als einer ganz neuen Erscheinung.

Entweder es sind außerordentliche Handlungen und Situationen, oder es sind Leidenschaften, oder es sind Charaktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen, und wenn gleich oft alle diese drey, als Ursach und Wirkung, in Einem Stücke sich beysammen finden; so ist doch immer das eine oder das andere vorzugsweise der letzte Zweck der Schilde-

*) Herausgeber: Aloys Wilhelm Schreiber. — Dieser Jahrgang der Zeitschrift ist „der Frau Räthin Goethe in Frankfurt gewidmet".

rung gewesen. Ist die Begebenheit oder Situation das Haupt- 1788.
augenmerk des Dichters, so braucht er sich nur in so fern in die Leidenschaft- und Charakterschilderung einzulassen, als er jene durch diese herbey führt. Ist hingegen die Leidenschaft sein Hauptzweck, so ist ihm oft die unscheinbarste Handlung schon genug, wenn sie jene nur ins Spiel setzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch veranlaßt eine Meisterscene im Mohren von Venedig. Ist endlich der Charakter sein vorzüglicheres Augenmerk, so ist er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darstellung des ganzen Menschen verbietet ihm sogar, Einer Leidenschaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben sich beynahe einzig auf Situationen und Leidenschaften eingeschränkt. Darum findet man bey ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteristik. Erst in neuern Zeiten, und in diesen erst seit Shakespear, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der erste, der in seinem Macbeth, Richard III. u. s. w. ganze Menschen und Menschenleben auf die Bühne brachte, und in Deutschland gab uns der Verfasser des Götz von Berlichingen das erste Muster in dieser Gattung. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wie viel oder wie wenig sich diese neue Gattung mit dem letzten Zwecke der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug sie ist einmal vorhanden, und ihre Regeln sind bestimmt.

Zu dieser letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es ist leicht einzusehen, in wie fern die vorangeschickte Erinnerung mit demselben zusammenhängt. Hier ist keine hervorstechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, nichts von dem allem; — eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemälde, die beynahe durch nichts, als durch den Charakter, zusammengehalten werden, der an allen Antheil nimmt, und auf den sich alle beziehen. Die Einheit dieses Stücks liegt also weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenschaft, sondern sie liegt in dem Menschen. Egmonts wahre Geschichte konnte dem Verf. auch nicht viel mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Verurtheilung hat nicht außerordentliches, und sie selbst ist auch nicht die Folge irgend einer einzelnen interessanten Handlung, sondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht

1788. brauchen konnte, wie er sie fand, die er mit der Katastrophe auch nicht so genau zusammenknüpfen konnte, daß sie eine dramatische Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiel behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieser Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter den er in der Geschichte vorfand, irgend eine herrschende Leidenschaft unterzulegen oder ganz und gar auf diese zwo Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun, und den Charakter selbst, von dem er hingerissen war, zu seinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieses letztere, das schwerere unstreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu großer Achtung für die historische Wahrheit, als weil er die Armuth seines Stoffs durch den Reichthum seines Genies ersetzen zu können fühlte.

In diesem Trauerspiel also — oder Rec. müßte sich ganz in dem Gesichtspunkte geirrt haben — wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer arglistigen Politik, in nichts als sein Verdienst eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, gefährlich wie ein Nachtwanderer auf jäher Dachspitze, wandelt. Diese übergroße Zuversicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben sollen uns Furcht und Mitleiden einflößen, oder uns tragisch rühren — und diese Wirkung wird erreicht.

In der Geschichte ist Egmont kein großer Charakter, er ist es auch in dem Trauerspiele nicht. Hier ist er ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu andern, frey und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerschrocken wo es gilt, dabey großmüthig, liebenswürdig und sanft, im Charakter der schönen Ritterzeit, prächtig und etwas Praler, sinnlich und verliebt, ein fröliches Weltkind — alle diese Eigenschaften in eine lebendige, menschliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verschmolzen, die der verschönernden Kunst nichts, auch gar nichts, zu danken hat. Egmont ist ein Held, aber auch ganz nur ein flämischer Held, ein Held des sechzehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne sich durch das allgemeine Elend in seinen Freuden stören zu lassen; Liebhaber, ohne darum weniger Essen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er strebt nach

einem großen Ziele, aber das hält ihn nicht ab, jede Blume 1788.
aufzulesen, die er auf seinem Wege findet, hindert ihn nicht des Nachts zu seinem Liebchen zu schleichen, das kostet ihm keine schlaflosen Nächte. Tolldreist wagt er bei St. Aventin und Gravelingen sein Leben, aber er möchte weinen, wenn er von dieser freundlichen süßen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens scheiden soll. „Leb ich nur," so schildert er sich selbst, „um aufs Leben „zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht ge„nießen, damit ich des folgenden gewiß sey? Und diesen wieder „mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir haben die und „jene Thorheit in einem lustigem Augenblick empfangen und ge„boren, sind schuld, daß eine ganz edle Schaar mit Bettelsäcken „und mit einem selbst gewählten Unnamen dem König seine „Pflicht mit spottender Demuth ins Gedächtniß rief; sind schuld „— was ists nun weiter? Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hoch„verrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, „die ein jugendlicher Muth um unsers Lebens arme Blöße hängen „mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist „denn dran? Scheint mir die Sonne heut, um das zu über„legen, was gestern war?" — Durch seine schöne Humanität, nicht durch Außerordentlichkeit, soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem letztern scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu seyn, daß er ihm eine Menschlichkeit über die andere beylegt, um ja seinen Helden zu uns herab zu ziehen; — daß er ihm endlich nicht einmal so viel Größe und Ernst mehr übrig läßt, als unsrer Meynung nach unumgänglich erfodert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen. Wahr ist es, solche Züge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwiderstehlich an — in einem Heldengemälde, wo sie mit großen Handlungen in schöner Mischung zerfließen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzendsten Siege nicht interessanter seyn, als auf einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele; aber durch welche strahlende That, durch was für gründliche Verdienste hat sich Egmont bey uns das Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachsicht erworben? Zwar heißt es, diese Verdienste werden als schon geschehen vorausgesetzt, sie leben im Gedächtniß der ganzen Nation, und alles, was er spricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu erwerben. Richtig!

1788. Aber das ist eben das Unglück, daß wir seine **Verdienste** von **Hörensagen** wissen und auf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen werden, — seine **Schwachheiten** hingegen mit unsern **Augen** sehen. Alles weiset auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich großes, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (Denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen? „Die Leute, sagt Egmont, erhalten sie (die Liebe) auch meist allein, die nicht darnach jagen. **Klärchen.** Hast du diese stolze Anmerkung über dich selbst gemacht, du, den alles Volk liebt? **Egmont.** Hätte ich nur etwas für sie gethan! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben.") Ein großer Mann soll er nicht seyn, aber auch erschlaffen soll er nicht; eine relative Größe, einen gewissen Ernst verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stückes; wir verlangen, daß er über dem Kleinen nicht das Große hintansetze, daß er die Zeiten nicht verwechsele. Wer wird z. B. folgendes billigen? Oranien ist eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf sein nahes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. „Dieser Mann, sagt er, „trägt seine „Sorglosigkeit in mich herüber. — Weg — das ist ein fremder „Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus. „**Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, giebt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.**" Dieses freundliche Mittel nun, — wer es noch nicht weiß — ist kein andres, als ein Besuch beym Liebchen! Wie? Nach einer so ernsten Aufforderung keinen andern Gedanken als nach Zerstreuung? Nein guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören, und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es euch zu beschwerlich ist, euch eurer eignen Rettung anzunehmen; so mögt ihrs haben, wenn sich die Schlinge über euch zusammenzieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.

Hätte also die Einmischung dieser Liebesangelegenheit dem Interesse wirklich Schaden gethan, so wäre dieses doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der historischen Wahrheit Gewalt anthun mußte, um sie hervorzubringen. In der Geschichte nemlich war Egmont verheirathet, und hinterließ neun (andere sagen eilf) Kinder, als er starb. Diesen Umstand konnte der Dichter wissen und nicht wissen, wie es sein Interesse mit sich

brachte; aber er hätte ihn nicht vernachläßigen sollen, sobald er 1788.
Handlungen, welche natürliche Folgen waren, in sein Trauerspiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äußerst in Unordnung gebracht, und brauchte also den König, wodurch seine Schritte in der Republik sehr gebunden wurden. Besonders aber war es seine Familie, was ihn auf eine so unglückliche Art in Brüssel zurückhielt, da fast alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht bloß die reichen Einkünfte von zwo Statthalterschaften gekostet; sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen, und sogleich dem Fiscus anheim gefallen seyn würden. Aber weder Er selbst, noch seine Gemahlin, eine Herzogin von Bayern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch seine Kinder waren nicht dazu erzogen. Diese Gründe setzte er selbst bey mehreren Gelegenheiten dem Pr. v. O., der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; diese Gründe waren es, die ihn so geneigt machten, sich an dem schwächsten Aste von Hoffnung zu halten, und sein Verhältniß zum König von der besten Seite zu nehmen. Wie zusammenhängend, wie menschlich wird nunmehr sein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden thörichten Zuversicht, sondern der übertrieben ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuthen, stürzt er sich selbst ins Verderben. Und nun der Egmont im Trauerspiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt, zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verringert dadurch gar sehr unsre Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von Seiten des Herzens zu ersetzen. Im Gegentheil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, — um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen, und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zu Grund richtet, dessen Herz er nicht einmal besitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwey

1788. Geschöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirn wegzubaden. Und alles dieses kann er noch außerdem erst, nur auf Unkosten der historischen Wahrheit, möglich machen, die der dramatische Dichter allerdings hintansetzen darf, um das Interesse seines Gegenstandes zu erheben, aber nicht um es zu schwächen. Wie theuer läßt er uns also diese Episode bezahlen, die, an sich betrachtet, gewiß eines der schönsten Gemälde ist, die in einer größern Composition, wo sie von verhältnißmäßig großen Handlungen aufgewogen würde, von der höchsten Wirkung würde gewesen seyn.

Egmonts tragische Katastrophe fließt aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des damaligen politisch-bürgerlichen Zustandes der Niederlande mußte daher seiner Schilderung zum Grund liegen, oder vielmehr selbst einen Theil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsactionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele zerstreute Züge in Ein faßliches, lebendiges Bild zusammenzutragen, und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. Shakespear in seinem J. Cäsar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht Eine Nation, sondern ein Agregat mehrerer kleinen sind, die unter sich aufs schärfste contrastiren, so daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammenwirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen; so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt, und uns mit einer Kunst, die nur von derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwey andern Stücken in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großthuerey dieses Volks, der republikanische Geist, der bey der geringsten Neuerung aufwallt, und sich oft eben so schnell auf die seichtesten Gründe wieder giebt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt

seufzt, von den neuen Bischofsmützen an, bis auf die französischen 1788.
Psalmen, die es nicht singen soll; — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeygeführt. Wir sehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist; wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüßler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beywort, ein Komma zeichnet einen Charakter. Buyk, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beym Armbrustschießen das beste gewonnen, und will, als König, die Herren gastieren. Das ist aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König, und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüssel). Du bist ja ärger als der Spanier, der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysum (ein Frießländer). Laßt ihn! Doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herren Art, splendid zu seyn, und es laufen zu lassen, wo es gedeiht!

Wer glaubt nicht in diesem doch ohne Präjudiz den zähen, auf seine Vorrechte wachsamen Friesen zu erkennen, der sich auch bey der kleinsten Bewilligung noch durch eine Klausel verwahrt. Wie wahr, wenn sich die Bürger von ihren Regenten unterreden. —

Das war ein Herr! (von Carl V. spricht er:) Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden, und war auch alles in allem — und wenn er euch begegnete, so grüßte er euch, wie ein Nachbar den andern u. s. f. Haben wir doch alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — — — sagt ich, versteht mich — der ist schon anders, der ist majestätischer.

Jetter. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Er ist kein Herr für uns Niederländer. Unsere Fürsten müssen froh und frey seyn wie wir, leben und leben lassen u. s. w.

1788. Wie treffend schildert er uns durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Straße und die Bürger sehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo sich die Bürger von Brüssel unterreden, scheinen uns das Resultat eines tiefen Studiums zu seyn, und schwerlich findet man in so wenigen Worten ein schöneres historisches Denkmal für jene Geschichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit ist derjenige Theil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiste der Regierung und den Anstalten des Königs zu Unterdrückung des Niederländischen Volks unterrichtet. Milder und menschlicher ist doch hier alles und sehr veredelt ist besonders der Charakter der Herzoginn von Parma. „Ich weiß, daß einer ein ehrlicher und verständiger Mann seyn kann, wenn er gleich den nächsten und besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat" konnte eine Zöglingin des Ignatius Loyala wohl nicht sagen. Besonders gut verstand es der Dichter, durch eine gewisse Weiblichkeit, die er aus ihrem sonst männischen Charakter sehr glücklich erscheinen läßt, das Staatsinteresse, dessen Exposition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu beseelen, und ihm eine gewisse Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor seinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abscheu von ihm wegzukehren; es ist ein fester, starrer, unzugänglicher Charakter, „ein eherner Thurm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel haben muß." Die kluge Vorsicht, womit er die Anstalten zu Egmonts Verhaftung trifft, ersetzt ihm an unsrer Bewunderung, was ihm an unserm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in seine innerste Seele hineinführt, und uns auf den Ausgang seines Unternehmens spannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern desselben, wir interessiren uns dafür, als gält es etwas, das uns lieb ist.

Meisterhaft erfunden und ausgeführt ist die Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängniß, und sie gehört dem Verf. ganz allein. Was kann rührender seyn, als wenn ihm dieser Sohn seines Mörders die Achtung bekennt, die er längst im Stillen gegen ihn getragen. „Dein Name wars, der mir in

„meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegen 1788.
„leuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des
„Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann.
„So bist du vor mir hergeschritten, immer vor und ohne Neid
„sah ich dich vor und schritt dir nach und fort und fort. Nun
„hofft' ich endlich dich zu sehen und sah dich, und mein Herz
„flog dir entgegen. Nun hofft' ich erst mit dir zu seyn, mit
„dir zu leben, dich zu fassen, dich — das ist nun alles weg-
„geschnitten, und ich sehe dich hier!" — Und wenn ihm
Egmont darauf antwortet: „War dir mein Leben ein Spiegel,
„in welchem du dich gern betrachtetest, so sey es auch mein
„Tod. Die Menschen sind nicht bloß zusammen, wenn sie
„beysammen sind, auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt
„uns. Ich lebe dir und habe mir genug gelebt. Eines
„jeden Tags hab' ich mich gefreut" u. s. f. — Die übrigen
Charaktere im Stück sind mit wenigem treffend gezeichnet; eine
einzige Scene schildert uns den schlauen, wortkargen, alles ver-
knüpfenden und alles fürchtenden Oranien. Alba sowohl als
Egmont malen sich in den Menschen, die ihnen nahe sind; diese
Schilderungsart ist vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen
Egmont zu versammeln, hat der Dichter ihn ganz isolirt, darum
auch der Graf von Hoorne, der Ein Schicksal mit ihm hatte,
weggeblieben ist. Ein ganz neuer Charakter ist Brakenburg,
Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieses Ge-
mälde des melancholischen Temperaments mit leidenschaftlicher
Liebe wäre einer eigenen Auseinandersetzung werth. Klärchen,
die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift genommen und geht ab,
nachdem sie ihm den Rest zurückgelassen. Er sieht sich allein. Wie
schrecklich schön ist diese Schilderung: „Sie läßt mich stehn, mir selber
„überlassen. Sie theilt mit mir den Todestropfen und schickt mich
„weg! von ihrer Seite weg! Sie zieht mich an, und stößt ins
„Leben mich zurück. O Egmont, welch preißwürdig Loos fällt
„dir! Sie geht voran. Sie bringt den ganzen Himmel dir
„entgegen! — Und soll ich folgen? wieder seitwärts stehen? den
„unauslöschlichen Neid in jene Wohnungen hinübertragen? Auf
„Erden ist kein Bleiben mehr für mich und Höll und Himmel
bieten gleiche Qual!" — Klärchen selbst ist unnachahmlich schön
und wahr gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch
das gemeine Bürgermädchen, und ein Niederländisches Mädchen —

1788. durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreissend und herrlich im Zustand des Affekts. Aber wer zweifelt, daß der Verf. in einer Manier unübertrefflich sey, worinn er sein eigenes Muster ist.

Je höher die Illusion in dem Stück getrieben ist, desto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verf. selbst sie muthwillig zerstört. Egmont hat alle seine Angelegenheiten berichtigt, und schlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Musik läßt sich hören und hinter seinem Lager scheint sich die Mauer aufzuthun, eine glänzende Erscheinung, die Freyheit in Klärchens Gestalt, zeigt sich in einer Wolke. — Kurz, mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opernwelt versetzt, um einen Traum — zu sehen. Lächerlich würde es seyn, dem Vf. darthun zu wollen, wie sehr er sich dadurch an Natur und Wahrheit versündigt habe; das hat er so gut und besser gewußt, als wir, aber ihm schien die Idee, Klärchen und die Freyheit, Egmonts beide herrschende Gefühle, in Egmonts Kopf allegorisch zu verbinden, sinnreich genug um diese Freyheit allenfalls zu entschuldigen. Gefalle dieser Gedanke, wem er will — Rec. gesteht, daß er gern einen witzigen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungestört zu genießen*).

Allgemeine Litteratur-Zeitung, Jena, Leipzig und Wien, 1788, 20. September.

Frankfurter Theater.

Am 2ten im September: Klavigo — Trauerspiel von Goethe.

Der Werth dieses Trauerspiels ist längst entschieden, und doch wurde es bei der gestrigen Ankündigung so lau aufgenommen! Man findet aber leider! hier in Frankfurt mehr Geschmack an einer schalen Operette, als an den Werken unserer dramatischen Genie's.

Die Vorstellung gieng im Ganzen mittelmäßig.

Herr Böheim spielte den Klavigo, den ich lieber von Herrn

*) Verfasser: Friedrich Schiller.

Mattausch gesehen hätte. Er hat nicht das Geschmeidige des 1788.
Höflings, nicht die Manieren der grosen Welt, welche diese Rolle fordert. Auch nahm er sich durchaus als einen ernsten, düstern Mann, und das ist Klavigo nicht; seine Niedergeschlagenheit ist blos Folge der marternden Erinnerung, daß er Marien verlassen hat, und der Verlegenheit, in die er, wie er selbst sagt, durch seine Verrätherei versetzt wurde. Die Hauptzüge seines Karakters giebt Karlos sehr wahr an, wenn er ihm sagt: „Weh Dir, daß Du eine Bahn betreten hast, die Du nicht endigen wirst! Mit Deinem Herzen, deinen Gesinnungen, die einen ruhigen Bürger glüklich machen würden, mußtest Du den unseligen Hang noch Gröse verbinden!" Marie vollendet das Gemälde in der Unterredung mit ihrer Schwester — „Wie reizend ist er! Seit ich ihn nicht sah, hat er — ich weis nicht, wie ichs ausdrükken soll — es haben sich alle grose Eigenschaften, die ehemals in seiner Bescheidenheit verborgen lagen, entwikkelt: er ist ein Mann worden, und muß mit diesem reinen Gefüle seiner selbst, mit dem er auftritt, das so ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit ist — er muß alle Herzen wegreissen!" Freilich sah das gute Mädchen mit den Augen der Liebe; sie vergaß den Schatten zu dem Bilde — Klavigo's Leichtsinn und Streben nach Glanz und Ruhm. Für den Schauspieler bleibt es indessen Pflicht, die zerstreuten Züge seines Karakters zusammenzutragen, und sie in der Darstellung — mehr oder weniger — herauszuheben. Besonders bitt' ich Herrn Böheim, in der Unterredung mit Marien nicht zu vergessen, was er von seinem Benehmen hierbei nachher zu Karlos sagt: „— — Im ersten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! da er vorüber war — Mitleiden — innige tiefe Erbarmung flößte sie mir ein: aber Liebe — sieh! es war, als wenn mir in der warmen Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes über'n Nakken führe. Ich strebte, munter zu sein — wieder vor denen Menschen, die mich umgaben, den Glükklichen zu spielen: es war alles vorbei, alles so steif, so ängstlich! Wären sie weniger ausser sich gewesen, sie müßten's gemerkt haben." Die Zuschauer merkten auch nichts; aber die Schuld lag an Herrn Böheim, der durchaus mit gleicher Wärme und Innigkeit spielte. Auch in dem Monolog im fünften Akt, wo Klavigo auf Mariens Leiche stößt, traf er nicht den Ton der nagenden Reue, der Verzweiflung — er deklamirte mit Heftigkeit.

1788. Karlos — Herr Stegemann. Es ward ihm diesen Abend wenig Beifall zu Theil, ob er gleich diese, gewis nicht leichte Rolle, glüklich durchführte.

Beaumarchais — Herr Koch. Sein Spiel war schön; nur in der Szene, wo er Klavigo's meineidiges Betragen erfährt, und Durst nach Rache seine ganze Seele füllt, that ihm sein Organ schlimmen Dienst. Vielleicht auch ist dieser Auftritt überhaupt zu grell gezeichnet, um je auf der Bühne gute Wirkung thun zu können.

Marie v. Beaumarchais — Mad. Böheim. Auch heute wieder das sanfte, duldende Mädchen, das keine Freude des Lebens mehr blühen sieht; dem Gram über betrogene Liebe das Herz bricht.

Sofie — Madame Stegemann. Sie hat immer mit dem Publikum zu thun, richtet stets ihre Blikke und ihre Reden dahin, und so kann sie auch nie eine Rolle bis zur Täuschung ausführen.

Guilbert — Herr Wolschowsky. Es ist wenig aus dieser Rolle zu machen; und Herr Wolschowsky hat sie eben auch nicht verdorben.

Buenko — Herr Walter der Aeltere. Daß er diese Rolle übernehmen mußte, glauben wir ihm, aber nicht, daß sich nichts daraus machen läßt.

Dramaturgische Blätter, Frankfurt am Main, 1788, 25. Sept.

Die Mitschuldigen, ein Lustspiel in drei Aufzügen 1787.

Wir würden nicht glauben, daß der Verfasser von Werther und Göz von Berlichingen dieses Stück schreiben konnte, wenn es nicht seinen Namen an der Stirn trüge. Die Handlung ist einfach, aber auch leer und ohne Interesse; die Karaktere sind alltäglich, und keiner im ganzen Stükke, der unsere Theilnahme fixirte; die Sprache hebt sich, für den Vers, zu wenig und überhaupt machen die gereimten Alexandrinen auf ein deutsches Ohr keinen günstigen Eindruk, und hier um so weniger, da sie Personen aus der niedrigern Klasse in den Mund gelegt sind. Der

Herr Verf. hat durch diesen Versuch einen neuen Beweis geliefert, 1788.
daß der Reim von dem Theater zu verbannen seie, und daß es ungleich schwerer halte, sich im schriftstellerischen Ruhme zu behaupten, als sich hinein zu versezzen. Schade, daß er dies verdorrte Reis unter seine übrigen Lorbeeren geflochten hat.

Tagebuch der Mainzer Schaubühne, Mainz 1788, 2. Stück, pag. 30.

Charlotte to Werter. A Poetical Epistle. By Anne Francis. 4to. Becket. Die Verfasserinn hat sich schon durch verschiedene Gedichte bekannt gemacht. Das gegenwärtige enthält die rührendsten Vorfälle aus den Leiden Werthers in leichten und harmonischen Versen.

A Lettre to a Friend, with a Poem called the Ghost of Werter. By Lady. 4to. Hookmann. Die Verfasserinn (Lady Wallace) macht in diesem Sendschreiben verschiedene strenge Kritiken über die Moralität dieses berühmten Romans, wo sie zugleich einige sehr gute Bemerkungen über die Fehler der weiblichen Erziehung einstreut. Im Gedichte macht Werther seiner geliebten Lotte Vorwürfe, daß sie ihrer strafbaren Liebe zu sehr nachgehangen und schildert die traurigen Wirkungen ihrer unglücklichen Leidenschaft in Ansehung seiner selbst. Das Gedicht hat einige rührende Stellen, ist sich aber sehr ungleich.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. Leipzig, 1788, 37. Band, 1. Stück, pag. 168—169.



1789.

1789. **Berlin.**

Auf dem Königl. Nationaltheater wurden am 28sten Januar gegeben: die Geschwister, von Göthe, und Gaßner der Zweite, von Schink. Einen so einfachen, äußerst angenehmen Karakter, als Göthens Marianne, ein so liebenswürdiges unverfälschtes Geschöpf der Natur, wüsten wir in wenig Schauspielen zu finden, da in den meisten die weiblichen Rollen kalt und frostig, oder nur durch gespannten Empfindungsprunk herausgehoben sind. Mad. Unzelmann spielt sie mit vieler Anmuth und Natur, besonders ist sie in der Scene mit Fabrice allerliebst, und wir stimmen ihm aufs vollkommenste bei, wenn er nachher sagt: „Ihr Wollen und nicht Wollen, ihr Zagen, ihre Verlegenheit, o es war so schön!" Hr. Fleck macht den Wilhelm, und es wäre überflüßig, von seinem bis in die feinsten Nüancen vortreflichen Spiele etwas zu sagen. Richtiges Accentuiren, welches unter die ersten Elemente der Schauspielkunst gehört, und doch oft von Schauspielern, die sich für ganz vollendet halten, vernachlässigt wird, ist zwar bei Hrn. Flecks Einsicht nur ein untergeordnetes Verdienst; doch ist es sehr angenehm, einen Mann zu hören, dem auch nie ein falscher Ton entwischt, und der dadurch, daß er in Stellen, die der Autor selbst etwas zweifelhaft gelassen hat, den richtigen Ton durch ein einziges ein-

geschobenes Wort auch für den eigensinnigsten Kunstrichter deutlich bestimmt, zeigt, daß er auch auf die kleinsten Details seiner Rolle aufmerksam ist. — 1789.

Theater-Zeitung für Deutschland, Berlin, 1789, 7. Februar.

Beförderungen.

Die Akademie der Künste zu Berlin nahm bey einer ausserordentlichen Session, in welcher des Herrn Herzogs v. Sachsen-Weimar Durchl. als Ehrenmitglied eingeführt wurden, ferner die Herren Geh. Rath v. Göthe, Hofrath Wieland u. Rath Kraus in Weimar zu Ehrenmitgliedern derselben auf.

Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung, Jena, Leipzig und Wien, 1789, 25. Februar.

Maynz, den 21ten Februar.

Man gab hier unlängst Göthens **Egmont** mit Abänderungen. Die Erscheinungs-Scene der Clärchen muste natürlich wegbleiben. Das Stück ist bei uns wohlfeil nachgedruckt, und war daher in den Händen aller Zuschauer; man las nach, und war unzufrieden, daß vieles geändert, besonders, daß die obige Scene ausgelassen war. —

Theater-Zeitung für Deutschland, Berlin, 1789, 7. März.

Uebersicht der dramatischen Litteratur der Deutschen.

— Johann Wolfgang von Goethe (Kammerpräsident in Weimar) ist unstreitig das erste dramatische Genie, das Deutschland hervorgebracht hat. Göz von Berlichingen ist sein Meisterstück. Die lebendige Darstellung, die Mannichfaltigkeit von Karakteren, die er mit wenigen kräftigen Pinselzügen hinzustellen versteht, die tiefe Kenntnis der Leidenschaften, deren feinste Nüanzen ihm nicht entgehen, der originelle Humor, das Feuer in

1789. der Ausführung — alles karakterisirt den Busenfreund der Natur, den Zwillingsbruder Shakespears, der von Knaben gelästert, die Werke des Geistes nach der Elle zu messen gewohnt sind, gewis ist des Beifalls aller Zeitalter und Völker, welche Züge von Natur und Schönheit zu würdigen verstehn. —

Dramaturgische Blätter, Frankfurt am Main, 1788, 12. Merz.

Goethe's Schriften, fünfter Band. Leipzig, bey G. J. Göschen, 1788, 8. 1 Alph. 3 Bog.

In diesen fünften Bande schenkt uns der große vaterländische Dichter ein Trauerspiel, Egmont, auf das wir und unsere Nachkommen stolz seyn können, das fast alle dramatische Schönheiten in einem hohen Grade in sich vereiniget, und nicht bloß im Feuerdrange des Genie's hingeworfen, sondern auch mit dem Kunstmeißel des ruhig prüfenden Geschmacks bis in die kleinste Falte ausgearbeitet ist. Hier kann sich die Kritik über keine Regellosigkeit weder in der Anlage, noch in der Sprache beklagen, obgleich jeder Kenner die getreueste Wahrheit in den Charaktern, den Handlungen und dem Ausdruck, sowohl des großen, als des gemeinen Mannes, finden wird. Die Charaktere sind mit tiefer Menschenkenntniß entworfen, gegen einander gehalten und ausgeführt. Egmont, der Held des Drama, ist ein liebenswürdiger Mann, der zwar auf Lebensgenuß etwas hält, und zu wenig in die Zukunft hinaussieht, aber tapfer, bieder, ohne Trug und Verstellung — der das gedrückte Volk liebt und von demselben geliebt wird. Wilhelm von Oranien hat auch diese gute Eigenschaften, ist aber ein vorsichtiger Staatsmann, der die Blutscenen voraussieht und ihnen ausweicht. Diese Gegenzüge des Charakters veranlassen eine vortrefliche Scene, wo Oranien den Grafen Egmont bittet, auf seiner Hut zu seyn. — Die Regentin, Margarete von Parma, ist so, wie sie ein Brüßler Burger in der ersten Scene schildert: „klug und mäßig in allem, was sie thut; hielte sie's nur nicht so steif und fest mit den Pfaffen.“ — Die Unterredungen der Bürger zu Brüssel sind ganz Natur, und nichts weniger als müssig. — Wie so ganz ist alles, Gedanke und Empfindung, aus der Seele und dem Charakter des Leidenden herausgeschrieben! Welche Sprache, welcher Wohllaut! In

der letzten Scene wagt Hr. Göthe etwas auf dem Theater ganz Neues — eine allegorische Erscheinung. Egmont schläft. Musik begleitet seinen Schlummer. Hinter ihm öfnet sich die Mauer; die Freyheit, Klärchen ähnlich, erscheint auf einer Wolke, neigt sich gegen den Helden, zeigt ihm das Bündel Pfeile und den Stab mit dem Hute, deutet ihm an, daß sein Tod den Provinzen die Freyheit verschaffen werde und reicht ihm als Sieger einen Lorbeerkranz. Egmont erwacht, und diese Erscheinung wafnet ihn gegen alle Furcht des Todes, weil er nun überzeugt ist, daß er für die Freyheit sterbe. Ein sehr feiner Kunstgriff, die allzutraurige Empfindungen über den Tod des unglücklichen Helden zu mildern, der besonders auf dem Theater große Wirkung thun muß. — Die zwey übrigen Stücke, welche dieser Band enthält, sind bekannt: Claudina von Villabella und Erwin und Elmire. Geschmückt ist dieser Band mit einem Titelkupfer, gezeichnet von Angelika Kaufmann und gestochen von Lips in Rom, Egmont und Klärchen in einer interessanten Situation vorstellend, und mit einer Vignette von Oeser und Geyser, wie dem Helden die Freyheit im Gefängnisse erscheint. 1789.

Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1789, 17. Merz.

Göthe's Schriften. Achter Band. Leipzig 1789 bey G. J. Göschen. 8. 22 Bog. Mit einem von Angelika Kaufmann gezeichneten und von Lips zu Rom gestochenen Kupfer. 1 fl. 48 kr.

Der achte Theil von Göthe's unvergänglichen Schriften erscheint vor dem noch zurückgebliebenen sechsten und siebenten Bande, die dem harrenden Publikum aber auch bald sollen übergeben werden. Obgleich dieser Band nur einige Farcen und die kleinern Gedichte des deutschen Originaldichters enthält, von welchen viele theils besonders gedruckt, theis aus Musenalmanachen und andern Zeitschriften bekannt sind: so tragen sie doch alle den unverkennbaren Stempel der Natur und des Genies, der das reine Gold unter allerley Gestalten, eckigt oder rund, dick oder dünn, würdiget. An der Spitze steht: das neu eröfnete moralisch-politische Puppenspiel. Das darinnen vorgestellte gereimte Trauerspiel Esther ist eine meisterhafte Satyre auf die Kunst, im Trauerspiel zu fliegen und zu kriechen. Alsdann folgt: ein

1789. Fastnachtspiel auch wohl zu tragieren nach Ostern, vom Pater Brey, dem falschen Propheten, und der Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes. — Unter den vermischten Gedichten sind wahre Kleinodien der Volkspoesie und der höheren lyrischen Dichtkunst. Hier bewundert man die natürliche Leichtigkeit, dort die Wahrheit der Empfindung; hier die schöpferische Phantasie, dort die Stärke und Tiefe des moralischen Sinns, und das sich anschmiegende, aber doch nicht nebelweiche oder gezerrte Gewand der Sprache. Wir wollen den Leser aus Beyspielen selbst urtheilen lassen.

Die Freuden.

Es flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle
Mich freut sie lange schon;
u. s. w.

Das Gedicht Lili's Park ist zu groß, als daß es hier Platz finden könnte; da es aber auch keines Auszugs fähig ist, so muß Rec. nur bemerken, daß er es für eines der phantasiereichsten und originellsten Stücke hält, das aus dem Geiste eines großen, ächten Dichters entquollen seyn kann. — Wie schön gemahlt und empfunden ist nicht folgendes Herbstgefühl!

Fetter grüne, du Laub',
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf,
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller
u. s. w.

Eine sehr glückliche Fiktion, ganz im Geschmack der griechischen Antike, enthält folgendes Gedicht: Die Nektartropfen.

Als Minerva jenen Liebling,
u. s. w.

Unter diesen Gedichten findet man auch mehrere Epigramme, in

der griechischen Manier der Anthologie gearbeitet, worinn es auch Herdern so vortreflich gelingt. — 1789.

Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1789, 10. Julius.

Leipzig.

Goethe's Schriften. Achter Band. Bey Göschen, 1789. 342 S. Dieser Band ist dem sechsten und siebenten vorangeschickt, um die Erwartung des Publikums, so lange die Erscheinung dieser beyden sich noch verzögert, zu beschäftigen. Er enthält nebst zwey Sammlungen vermischter Gedichte, das schon bekannte neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel. In diesem ist das Jahrmarktsfest zu Plunderweilern an vielen Stellen sehr glücklich bereichert; besonders ist die darin vorkommende Tragödie von der Esther weiter ausgeführt, und durch die stattlichen Alexandriner, worin sie jetzt gekleidet ist, noch um ein gutes Theil burlesker geworden. Der Satyr kündigt sich nicht sogleich als Satyr an, sondern lacht hinter einer großen tragischen Maske hervor. Was die vermischten Gedichte anbetrifft, so sind wir Göthen vielen Dank schuldig, dafür, daß er uns so viel Neues geschenkt hat, welches gewiß bey seiner Entstehung gar nicht fürs Publicum bestimmt war; daß er Manches so trefflich verändert hat; vielleicht auch dafür, daß er manche Nachlässigkeit in der Sprache und im Sylbenmaaße, so leicht er gekonnt hätte, nicht verändert hat. Denn wenn man einmal die Talente eines Schriftstellers schätzen und bewundern gelernt hat, so gewinnt man die Individualität seines Charakters lieb, und freut sich, sie selbst dem Kleinsten, das von ihm kömmt, aufgeprägt zu sehen. Diese Individualität erfodert aber durchaus alles Feuer, alle Liebe der ersten Ausführung; gar leicht geht bey dem spätern Ausbessern etwas davon verlohren. Eben der Geist, welcher Göthe's größern Werken die Unsterblichkeit zusichert, wird auch die Gedichte in Hans Sachsens Manier, die vielen kräftigen und einfältigen Lieder, die Epigramme im Geschmack der Anthologie, endlich auch jene ohne Reim und Sylbenmaaß hingeschütteten Stücke, die eher Skizzen, als vollendeten Gemälden ähnlich sind, und wo der Dichter gerade nur so viel vom Stoffe der Sprache nahm, als nöthig war, um seine Idee

1789. vernemlich zu machen, vor dem Untergange bewahren. Der Band schließt sich mit einem Fragmente: Die Geheimnisse. In herrlichen Stanzen wird man in ein Labyrinth mystischer Bilder geführt, als ob man in die hohen gewölbten Gänge eines alten Klosters träte; nachdem man aber so weit gekommen ist, daß man ohne Divinationsgabe sich nicht wieder herausfinden kann, sieht man sich plötzlich von seinem Führer verlassen, und bekommt beynahe Verdacht gegen ihn, daß er den Weg vielleicht selbst noch nicht weiter ausgefunden habe.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1789, 10. October.

Leipzig.

Bey Göschen ist von Goethe's Schriften der achte Band erschienen auf 342 Seiten in Octav. Der sechste und siebente fehlt noch, und wird später als dieser herauskommen, und einige wichtige Arbeiten des Dichters enthalten. Das Titelkupfer ist wieder, nach einer treflichen Zeichnung der Angelika, von Lips gestochen. Der ganze Theil enthält leichtere zum Theil komische Gedichte und dürfte schwerlich so allgemeine Speise für jedermann seyn, als die vorigen. Mehreres hat man schon gekannt, und darüber gesprochen, z. B. gleich das erste Stück oder neueröfnetes moralisch-politisches Puppenspiel. So burlesque die Einkleidung sein mag, so wird der nicht einseitige Leser, die überall sprühenden Funken von Geist und Witz nicht übersehn können, er mag übrigens über diese Art von Gedichten urtheilen wie er will. Sehr schön nimmt sich das Stück Tragödie von Esther und Ahasverus im Lohensteins und Gryphius Geschmack und Metrum aus. Dem Rec. ist die Sammlung vermischter Gedichte interessanter gewesen, ob er wohl gern gesteht, das bey mehrern ihm wohl der Sinn fehlen mag, um darin mit andern Beurtheilern der Sammlung den Verfasser des Werthers und der Iphigenia und des Egmont wieder zu finden. Doch soll das nur von wenigen gesagt seyn. Denn wenn es auch manchen an der sorgfältigen Vollendetheit, die man bey einem zweyten Abdruck zu erwarten pflegt, fehlt, wenn man gleich noch auf Reime wie diese, Eiche und Neige, Freude und Seite stößt,

so hält man sich doch gern an den Gedanken, oder das liebliche Bild, unter dem der Gedanke erscheint, und begreift es, daß hie und da das volle Herz des Dichters weniger sorgsam für das Aeussere des Versbaues machen konnte. Die meisten dieser kleinen Lieder, Empfindungen, Epigramme, oder wie man sie nennen will, scheinen durch unmittelbare Einwürkung irgend eines Gegenstandes, irgend einer Situation entstanden, und aus dem innigsten Geist entquollen zu seyn. Sie bekommen dadurch eine gewisse Individualität, ob wohl auch eben dadurch für den Leser, der die Veranlassung nicht kennt, manches verlohren geht. Recensent glaubt hie und da das Locale errathen zu haben, und bemerkte dann immer, wie viel stärker das Gedicht wirkte, je mehr Wahrheit für ihn die Empfindung bekam, die es ausdrückte, z. B. folgendes unter der Ueberschrift der Park (S. 226). 1789.

Welch ein himmlischer Garten entspringt aus Oed' und aus Wüste,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir!
Wohl ahmt ihr dem Schöpfer nach, ihr Götter der Erden,
Fels und See und Gebüsch, Vogel und Fisch und Gewild!
Nur daß eure Stäte sich ganz zum Eden vollende,
Fehlt hier ein glücklicher Mensch und auch am Sabbat die Ruh.

Unter die am meisten intereßirenden Stücke schien dem Rec. Medings Tod zu gehören. Der Mann mag sein Publikum in Weimar gehabt haben, mag als Theaterdecorateur überaus schätzbar gewesen seyn. Aber die Aufzählung seiner Verdienste könnte doch fast nur dann den fremden Leser intereßiren, wenn er die poetische Vorstellung gemeiner Dinge darin bewundern müßte. Diese vermissen wir z. B. in folgenden Versen, denen viele in diesem ziemlich langen Gedicht gleichen.

Wie oft trat nicht die Herrschaft schon herein!
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein,
Daß er noch kletterte, die Stangen trug,
Die Seile zog und manchen Nagel schlug.
Oft glückts ihm; kühn betrog er die Gefahr,
Doch auch ein Bock macht ihm kein graues Haar.

Wer preis't genug des Mannes kluge Hand
Wenn er —

1789. Vielfältige Pappen auf das Lättchen schlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug u. s. w.

Doch fehlt es auch nicht an Stellen in dem Ganzen, worin man den sinnreichen Dichter erkennt. — Unter den kleinen Gedichten können wir eins nicht ungerühmt lassen, das durch die neue Wendung und das vielleicht noch nie gebrauchte, und doch so wahre Bild am Ende einen vorzüglichen Reitz für uns hatte. Es führt die Ueberschrift: An Liba.

Den einzigen, Liba, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich und mit Recht.
Auch ist er einzig dein.
Denn seit ich von dir bin
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke.
Sie leuchtet mir freundlich und treu
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Einige Sterne schimmern.

Die Reichardsche Composition die uns davon zu Gesicht gekommen ist, hat diesem sanften Herzenserguß eine unbeschreibliche Lieblichkeit gegeben.

Hallische Neue Gelehrte Zeitungen, Halle, 1789, 5. November.

Göthe's Schriften. Erster Band 310 S. Zweyter Band 368 S. Dritter Band 292 S. Vierter Band 284 S. Fünfter Band 388 S. Leipzig, bey Göschen, 8.

Die Klagen über den Zustand der Künste in Deutschland sind fast so alt, als die Künste in unserm Vaterlande selbst. Die Musen, heißt es, sind hier verwaist und verlassen. Während man sie in andern Ländern mit Reichthum überschüttet, und ihre Gegenwart durch Ehrenbezeugungen und Geschenke zu erhalten sucht, müssen sie hier ohne Unterlaß nach Nahrung gehn, und mit dem dürftigen Allmosen vorlieb nehmen, das ihnen armselige

Eitelkeit oder karge Gewinnsucht hinwirft. Was Wunder also, wenn die wahre Anzahl ihrer Verehrer so klein ist? was Wunder, daß auch die wenigen, die als Jünglinge mit ihnen auf Abentheuer ausgezogen, sich sobald von ihnen trennen, als ihnen anders woher sicherere und beständigere Belohnungen schimmern? Was Wunder endlich, wenn die Kinder, die aus dieser Gemeinschaft erzeugt werden, oft so schwächlich und kraftlos sind; oder ohne Allegorie, daß die meisten Werke der Poesie unsers Vaterlands ein so jugendliches Ansehn haben, daß sich in ihnen so wenig Nahrung für den Geist, so wenig für die ernsthafte Unterhaltung findet? 1789.

Diese Klagen sind freylich oft nur Ausbrüche der Unlaune mittelmäßiger von ihrer Eigenliebe betrogener Dichter Aber auch die ersten Schriftsteller unsrer Nation sind in diesen Ton eingefallen. Lessing sagt irgendwo: „Das Vorurtheil ist bey uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme in dem Fach der dramatischen Poesie zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffodert. Verse und Komödien heißen Spielwerke; allenfalls nicht unnütze Vorübungen, mit denen man sich bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr beschäftigen darf. — Aber wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Mensch, der erst selbst in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und sie schildern. Das größte Genie zeigt sich in seinen jugendlichen Werken hohl und leer; selbst von den ersten Stücken Menanders sagt Plutarch, daß sie mit seinen spätern und letztern Stücken gar nicht zu vergleichen gewesen; aus diesen aber, setzt er hinzu, kann man schließen, was er noch würde geleistet haben, wenn er länger gelebt hätte." —

Es ist wahr, der Eifer, welchen die Griechen für die Ausbildung ihrer Bühne hatten, die Belohnungen und der Beyfall, mit dem sie ihre Dichter beehrten, der Wetteifer, welcher dadurch unter diesen entzündet wurde, ist außer aller Vergleichung mit dem, was wir für unser Theater und unsere Dichter thun oder jemals gethan haben. Und was war der Erfolg davon? Die griechischen dramatischen Schriftsteller widmeten der Bühne ihr ganzes oft langes Leben, und die unsrigen verlassen sie gemeiniglich bey der ersten Veranlassung. Sie entsagen dem Kothurn, ohne daß sich jemand sonderlich darum bekümmerte, oder sie ernstlich beredete, ihn wiederum anzulegen. —

1789. — Die Arbeiten dieses vortreflichen und originalen Dichters wurden bei seiner ersten Erscheinung im Publikum mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der bis zur Ausschweifung ging. Ein Heer von Nachahmern zog hinter ihm her; nicht besser, ja vielleicht noch etwas schlimmer als die Nachahmer schon in Horazens Zeitalter waren. Aber ihre Stimme wird nicht mehr gehört. Sie haben sich zerstreut, wie die Krähen, die dem Vogel Jupiters nachkrächzen, während er selbst seinen stillen Flug nach der Sonne zunimmt. Die meisten aus diesem zahlreichen Schwarm haben ihren ephemerischen Ruhm längst überlebt; aber so lange man noch ächtes Genie, so lange man noch wahre Nachbildung der Natur bewundern wird, so lange werden auch noch die meisten von Göthens Werken gelesen werden. Das wahre Genie wird durch uneingeschränkten und unverständigen Beyfall nicht getäuscht. Es kennt seine Fehler und Schwächen, und bemüht sich unabläßig der Vollkommenheit näher zu rücken. Nur der mittelmäßige Kopf steht still, wenn er einmal ein Körnchen Weyhrauch genossen hat. In der Furcht den mühsam erworbenen Ruhm zu verlieren, hält er sich ängstlich auf der ersten Bahn oder ruht lieber gar auf seinen Lorbeern aus.

Diese neue Sammlung der Göthischen Werke liefert eine Menge Beyspiele, wie sehr es sich der Dichter hat angelegen seyn lassen, seinen frühern Arbeiten einen höhern Grad von Vollkommenheit mitzutheilen. Manche Stücke sind ganz von neuem bearbeitet. Wir werden unsern Lesern einige Proben hievon weiter unten vorlegen; aber unsre vorzügliche Aufmerksamkeit fordern die neu hinzugekommenen Trauerspiele: Iphigenie in Tauris und Egmont. Zuerst von der Iphigenia.

Fast jede Tragödie des alten Theaters hat ihre Nachahmung auf dem Theater der Neuern gefunden, ohne daß doch die Anzahl der vortreflichen Nachahmungen derjenigen, welche einen Platz neben ihrem Original einzunehmen verdienten, sehr beträchtlich wäre. Und wie könnte es auch anders seyn? Jede Nachahmung eines vortreflichen Werks ist ein mißliches Unternehmen. Noch mißlicher, wenn dieses Werk einem Volk angehört, das vor länger als zweytausend Jahren blühte. Wie mancher Veränderung wird es bedürfen, damit es auch uns gefalle! und mit diesen Veränderungen ist es keine so leichte Sache. Ein Schauspiel ist ein Ganzes, worinnen jeder Theil mit dem andern auf das innigste

verbunden ist. Charaktere, Begebenheiten, Handlungen und Reden 1789.
desselben sind in der allergenausten Harmonie. Eines ist die nothwendige Folge des andern. Alles ist abgemessen und abgewogen. Nichts ist überflüssig oder mangelhaft; gleichsam eine Kette von Gliedern ungleicher, nach nothwendigen Verhältnissen abgemessener Länge, deren letzeres gefunden wird, sobald die ersten gegeben sind. Der Nachahmer kann nur einige Glieder dieser Kette brauchen. Hier nimmt er einen Charakter, dort ein Eräugniß, hier eine Tirade oder einen Theaterstreich. Alles das knüpft er von neuem zusammen zu einem neuen Ganzen. Was Wunder, wenn dieses Ganze so selten geräth? wenn man es ihm so oft ansieht, daß es nicht auf einmal, nicht als ein einziger Gedanke in der Seele seines Schöpfers entsprungen ist? wenn man oft so widersprechende Theile, einen so verschiednen Ton und Haltung in demselben entdeckt?

Der Dichter, welcher auf der Bahn der Alten zur Unsterblichkeit gelangen will, nehme sich nicht vor, dieses oder jenes bestimmte Stück auf die Bühne seines Volks zu bringen. Was vielleicht ein Leitband scheinen kann ihn zu führen sind Fesseln, die ihn hindern frey auszuschreiten. Aber er studiere die Alten. Er suche sich ihren Geist zu eigen zu machen. Er lerne von ihnen die Kunst einfältig und wahr, groß und rührend zu seyn. Er studiere ihre Plane, ihre Kunst in Verbindung der Scenen, ihre Charaktere, ihre Reden, und selbst ihren Dialog. Endlich beziehe er alles auf unsre Zeiten und unser Theater; er suche das, was dem Wesen der dramatischen Dichkunst eigenthümlich ist, von dem abzusondern, was blos dem Zeitalter oder dem Volke gehört. Und wenn er nun selbst einen Versuch wagt, so wähle er seinen Stoff selbst, und bearbeite ihn im Geiste der Alten, aber ohne an dieses oder jenes Stück zu denken, ohne diesen oder jenen Plan vor Augen zu haben. Er folge nur den Eingebungen seines eignen, durch Nachdenken und Muster gebildeten Geistes; und wenn er wahres Genie besitzt, so wird er, wenn auch kein in allen seinen Theilen vollendetes, doch im Ganzen wohlverbundenes Werk verfertigt haben.

Sicher ging diesen Weg der französische Dichter nicht, der es zuerst wagte, die Iphigenie in Tauris auf die Bühne seiner Nazion zu bringen.*) Lobpreise diese Tragödie, wer da will. Wer die Wahrheit und Einfalt der Alten gefühlt hat, der wird

1789. sie schwerlich zum zweytenmale lesen mögen. Sie ist nicht ganz ohne Verdienst. Sie hat einige glückliche Situationen; mehrere glänzende Verse. Genug um den Beyfall des französischen Publikums zu gewinnen; aber nicht genug um eine vollkommene Tragödie zu machen.

Von dem Genie unsers Dichters war es zu erwarten, daß es sich seine eigne Bahn brechen würde. Seine Iphigenie ist keine Nachahmung der Iphigenie des Euripides. Es ist ein eignes Werk, das mit jenem wetteifert, so wie oft jener große Dichter mit Sophokles in demselben Gegenstand wetteiferte. Sie ist das Werk eines Geistes, der mit dem Geiste der Alten gerungen und sich ihn zu eigen gemacht hat; ein Werk voll Einfalt und stiller Größe, so wie es vielleicht Euripides selbst in unsern Tagen geschrieben hätte. Doch wir wollen uns nicht bey allgemeinen Lobsprüchen aufhalten. Wir wollen unsern Lesern den Plan der deutschen Iphigenie vorlegen, und sie dann mit der griechischen zusammenstellen. Dieses kann uns vielleicht zu einigen nützlichen Bemerkungen über den Unterschied des neuen und alten Theaters führen.

(Folgt Inhaltsangabe von Goethe's Iphigenie.)

— Wenn unser Dichter also den Orest in Wahnsinn verfallen läßt, so ist dieser Zustand in seinen vorhergehenden Zuständen, durch die wir ihm nach und nach gefolgt sind, vollkommen gegründet. Mit der Hoffnung zur Genesung war er in Tauris angekommen. Hier wird er gefangen und sein Tod scheint ihm gewiß. Sogleich bey seinem ersten Erscheinen offenbart sich der Ueberdruß des Lebens, der in einem Herzen entstehn muß, das der letzten Hoffnung auf die es baute, beraubt wird. Der Trost, den ihm sein Freund einzusprechen versucht, führt ihn auf die Bilder seiner Jugend zurück; aber diese lachenden Bilder dienen nur dazu, den schrecklichen Schatten seines jetzigen Zustands noch schwärzer zu machen. An jedes derselben knüpft sich die Erinnerung des gräulichen Muttermords an. Diese Erinnerung und mit ihr der fürchterliche Schmerz einer fruchtlosen Reue, wird von neuem durch die Erzählung aufgefrischt, die ihn Iphigenie von diesem Morde zu machen zwingt. Und als seine Seele schon beynah unter dem Druck ihrer Leiden erliegt, erkennt er seine Schwester und findet in ihr die Priesterinn, unter deren Händen er sterben soll. Dieses setzt ihn außer sich. Der Wahnsinn er-

greift ihn. Er ruft den Geist seiner Mutter und die Furien 1789.
herbey, um Zuschauerinnen des letzten Gräuels in dem Stamm der Tantaliden zu seyn.

Auf die höchste Anstrengung unsrer Kräfte pflegt Ermattung und Betäubung zu folgen. Auch sehn wir Oresten in einen kurzen Schlummer verfallen, aus dem er, zwar immer noch im Wahnsinn, erwacht, aber seine Seele ist erschöpft noch neue Gestalt in Furcht und Schrecken auszubrüten. Sanfte und reizende Bilder erwachen in seinem ermatteten Geist. Er glaubt seine Wünsche erfüllt und sich in dem Lande der Schatten. Er sieht den Frieden unter den entzweyten Gliedern seines Stammes wieder hergestellt. Atreus und Thyest, Agamemnon und Clytämnestra gehen in vertraulichen Gesprächen mit einander. Sie nehmen ihn unter sich auf. Aller Zorn ist vergessen, und die Ruhe ist seinem Herzen wiedergegeben. Eine vortrefliche Erfindung, die allein schon den erfinderischen Geist unsers Dichters bezeichnet! — Nun naht sich Iphigenie ihrem Bruder, und reißt ihn aus seinem Traum. Seine Seele ist wieder mit sanften Gefühlen bekannt geworden. Er fällt in die Arme der Schwester. Nun ist er wieder im Stande der Hoffnung zur Rettung Gehör zu geben. Er will für seine Schwester, er will für seinen Pylades leben. Er fühlt sich leicht und geschickt zur Ausführung ihrer Plane. Seine Schwermuth ist vorüber. Orest ist geheilt.

Die verschiednen Arten des Wahnsinns, in denen uns der Dichter seinen Orest zeigt, gaben ihm noch zur Hervorbringung einer andern Art von Schönheit Gelegenheit; jenes erhabnen Contrasts nämlich zwischen dem Schrecklichen und dem Anmuthigen. Ein Contrast, von welchem Diderot sagt, daß die Hervorbringung desselben eines der deutlichsten Kennzeichen des Genies sey, daß er in der Kunst bestehe, die Seele mit Gesinnungen von ganz verschiedner Art zu erfüllen, sie von entgegengesetzten Seiten zugleich zu erschüttern, und ein von Unlust und Vergnügen, von Widrigkeit und Anmuth, von Behaglichkeit und Schrecken vermischtes Gefühl in ihr hervorzubringen. Jupiter, der, auf dem Ida sitzend, sich von dem Anblick des Schlachtgewühls wegwendet, um seine Augen an ruhigen und schuldlosen Völkern zu weiden, bringt keine erhabnern Gefühle hervor, als dieser Orest, den wir jetzt von den Furien umgeben und gleich darauf unter den friedlichen Schatten Elysiums wandeln sehn. —

1789. Bei dem griechischen Tragiker ist die Entführung der Bildsäule Dianens ein Hauptpunkt. Eine solche Bildsäule befand sich zu Brauron, von welcher die Tradition sagte, daß sie von Orest aus Tauris hierhergebracht sey. Es war dem Dichter nicht erlaubt, hierin eine Veränderung vorzunehmen. Dieser Umstand hängt daher mit der ganzen Oekonomie des Stücks auf das genauste zusammen. Sehr weislich hat unser Dichter ihm eine weit geringere Wichtigkeit gegeben, da dieser Umstand, unsern Begriffen nach, von beynahe gar keiner Bedeutung ist. Das Schicksal dieser Bildsäule ist uns nur so lange interessant, als das Schicksal Orests an dasselbe geknüpft scheint. Dieses Interesse hört auf, sobald Orest von seinem Wahnsinn hergestellt ist. Wie groß würde unser Verdruß seyn, wenn diese Bildsäule ein wesentliches Hinderniß seiner Rückkehr werden sollte?

Göthe hat diese Schwierigkeit auf die glücklichste und leichteste Weise aus dem Wege geräumt, indem er das Orakel auf eine andre als die gewöhnliche Art auslegen läßt. Aber wie wenig Dichter dürften die Bemerkung gemacht haben, daß man bey der Behandlung eines Stoffs aus einem sehr entfernten Zeitalter, und von einem uns fremden Volk, kein vorzügliches Interesse an Dinge knüpfen müsse, welche blos diesem Volk, nicht auch uns, nicht dem übrigen Menschengeschlecht interessant sind. Es ist hier, wie bei einer allzugenauen Beobachtung des Costume. Sie ist Pedanterey, und alle Pedanterey ist langweilig. Wir reden der Verletzung des Costume nicht das Wort, und wir wissen gar wohl, daß Griechen, die wie Deutsche denken und handeln, keine Griechen mehr sind. Wenn jemals ein Werk in griechischem Geiste gedichtet worden, so ist es gewiß diese Iphigenie, und dennoch ist nichts in ihr, woran nicht jeder fühlende Zuschauer Theil nehmen könnte. Es ist schwer, diese Mittelstraße zu finden, und es kann nur den wenigen glücklichen Genies gelingen, bey denen alles, was sie hören und lernen, eine so eigne Gestalt annimmt, daß es aus ihnen selbst geschaffen scheint; da die mittelmässigen Köpfe es nur zum Theil mit ihren eignen Gedanken vermischt wieder von sich geben. Daher sind ihre Vorstellungen selten rein, und ihre Werke bloße Nachahmung. Sie stehen mit einem Fuß in der alten Welt, mit dem andern in ihrem Zeitalter von unentschiedner Gestalt. —

Wie viel bleibt uns noch über dieses vortrefliche Stück zu

sagen übrig! Wie viel ließe sich noch über die Kunst in den 1789.
Erzählungen, in der Gruppirung der Charaktere, in dem Gebrauch der Maximen bemerken, die allenthalben mit so vieler Wahrheit eingestreut sind. Aber wir erinnern uns, daß uns noch der größte Theil dieser Sammlung zu beurtheilen übrig ist. Wir gehen zum Egmont, dem zweyten neuen Trauerspiel in derselben über.

Indem wir den verschiednen Eindruck verglichen, welchen dieses und das vorhergehende Stück bey der Lectüre auf uns gemacht hatte, bemerkten wir, daß wir zwar in beyden auf das lebhafteste für die handelnden Personen interessirt wurden, daß gleiche Besorgniß, gleiches Mitleiden und Furcht in uns erregt worden, daß aber dennoch der Eindruck, den das Ganze in uns zurückgelassen, von sehr verschiedner Natur war. Bey der Iphigenie war es ein gewisses Staunen, eine Bewunderung des Großen und Herrlichen, das wir vernommen hatten. Wir glaubten uns in eine andre Welt versetzt, in welcher zwar dieselben Bedingungen des Denkens, Fühlens und Handelns statt fanden, als in der unsrigen, wo aber die handelnden Wesen mit einem andern Stempel ausgeprägt waren. Ihre Art zu denken war so erhaben und edel! ihre Empfindungen so groß und gut! Ihr ganzes Wesen so wahr und einfach! Es wurde uns wohl unter ihnen und wir empfanden ein Verlangen ihnen ähnlich zu seyn.

Im Egmont finden wir uns in der wirklichen Welt. Es ist dieß dieselbe bürgerliche Gesellschaft in welcher wir leben; dieselben Sitten, dieselbe Sprache. Dieser Wankelmuth des Volks, diese Politik der Großen ist uns allen bekannt. Es sind dieses die Menschen, mit denen wir selbst täglich umgehen. Wir erkennen in ihnen unsre Bekannte und Freunde. Und diese Erkennung gewährt uns ein Vergnügen, das uns bey jenen versagt war; so wie uns hinwiederum jene mit Empfindungen erfüllten, die uns diese nicht einflößen können.

Wenn man dem Sophokles vorwarf, daß es seinen Charakteren in Vergleichung mit den Charakteren des Euripides an Wahrheit fehle, pflegte er zu antworten: er schildere die Menschen, wie sie seyn sollten; Euripides so wie sie wirklich wären. Wir müßten uns sehr irren, wenn diese Antwort nicht auf einen Unterschied deuten sollte, der demjenigen ähnlich ist,

1789. welchen wir zwischen dem historischen Drama und der eigentlich sogenannten Tragödie finden.

Beyde Gattungen des Trauerspiels haben in unsern Tagen ihre lebhaften Vertheidiger und ihre strengen Tadler gefunden. Die Natur und Shakspear! riefen die einen. Dramatische Darstellung ist Darstellung der Menschen und der Begebenheiten, wie die Natur sie hervorbringt. Wichtige Vorfälle, große Eräugnisse, welche vor unsrer Zeit oder in entfernteren Gegenden geschahn, von denen wir gewünscht hätten, Zeugen zu seyn, die wollen wir auf dem tragischen Theater sehn, und zwar ohne Veränderung, ohne Schmuck; denn Schmuck würde hier Verunstaltung seyn. Weg also mit der Sprache, welche Niemand spricht. Weg mit dem Geklingel von Versen und Reimen, in denen wir nur den Dichter hören. Weg mit den Regeln vom dramatischen Decorum, welche Schimären engbrüstiger Kunstrichter sind. Weg endlich mit den Kleidungen, welche den Pöbel versammeln würden, wenn jemand öffentlich in denselben erschiene. Mit einem Worte, ihr Dichter! führt uns in die wirkliche Welt, unter wirkliche Menschen. An diesen wollen wir Antheil nehmen, von diesen wollen wir unterrichtet seyn, diese wollen wir handeln sehn.

Auf der andern Seite stehen die Freunde des Sophokles und Corneille. Was nennt ihr Nachahmung der Natur? Die Natur ist so mannichfaltig in ihren Werken und Schöpfungen. Sie bietet uns so verschiedentliche Schauspiele dar. Die einen gefallen, die andern mißfallen uns. Welche sollen wir nachahmen? Doch wohl die Ersten: die schönen, die gefallenden? Wenn uns nun die Natur selbst auf diesem Weg zeigte, daß wir aus ihren Werken die wohlgefälligen Theile zusammensuchen und die entstellenden von diesen absondern müßten, um etwas zu bilden, das dem feinen Gefühl und dem richtigen Verstande gefallen soll? Wenn sie uns durch die Mannichfaltigkeit und die Vertheilung ihrer Schönheit lehrte, nach einem Ideale zu streben, das sich nirgends ganz und rein unter den Werken der Natur befindet? Warum soll dem Dichter verboten seyn, was dem Künstler erlaubt und Recht ist? Und wie? wenn nun zu diesem Ideal, zu der Haltung des Tons in demselben, poetische Sprache und folglich auch Verse erforderlich wären? wenn dieses ferner eine gewisse Pracht auch in dem Aeußerlichen des Schauspielers, wenn es abgemeßnere Gesten und Bewegungen nothwendig machte? —

Wäre alles dieses nicht in dem Wesen des Trauerspiels selbst 1789.
gegründet? Hätte nur die getreue Nachahmung der wirklichen Welt das Recht uns zu interessiren, wie käme es denn, daß uns Zaire eben so heiße und aufrichtige Thränen entlockt, als Desdemona? daß diese Verse, diese Gesten, diese Kleidung unsre Täuschung nicht stören, sondern daß wir sie so vollkommen harmonisch mit dem Ganzen der Handlung finden? und sollte dieß bloße Folge eines verwöhnten Geschmacks, blos die Wirkung einer Convention seyn, die sich auf ein bloßes Herkommen gründet?

Diese und noch weit mehrere Gründe führen die Partisane beyder Gattungen für ihre Meynung an. Sollte es wohl so schwer seyn zu zeigen, daß sie im Grunde beyde Recht haben? Daß die eine und die andre Gattung gleiches Recht an der Aufmerksamkeit des denkenden und fühlenden Zuschauers haben? zu zeigen, daß beyde nur verschiedne Formen sind, welche diesem oder jenem Stoff eigenthümlich zukommen? und daß endlich keine von beyden ein ausschließendes Recht auf jeden dramatischen Stoff ohne Unterschied haben könne?

Wir sehen wohl, daß wir unsre Beurtheilung nicht durch häufige Anmerkungen von dieser Länge unterbrechen dürfen, ohne den Dichter ganz aus dem Gesicht zu verlieren. Wir kehren zum Egmont zurück.

Egmonts Gefangennehmung und Tod ist der Inhalt dieses Stücks. Es kann wohl nicht die Absicht des Dichters gewesen seyn, uns blos den Charakter eines Mannes, wie Egmont war, darzustellen, da vielmehr sein Charakter die hauptsächlichste Triebfeder der Handlungen in diesem Trauerspiel ist, und der Dichter denselben nur darum mit so vieler Sorgfalt entwickelt hat, um die Begebenheiten selbst desto natürlicher aus demselben entspringen zu lassen. Der Dichter, dessen Absicht auf Darstellung eines Charakters geht, muß, unserm Gefühl nach, diese Darstellung entweder mit dem Augenblick endigen, wo sich eine gänzliche Veränderung in diesem Charakter ereignet, oder in demjenigen, in welchem die gänzliche Unmöglichkeit einer solchen Veränderung sichtbar geworden ist. Jede andre Auflösung dünkt uns den Theilen des Ganzen fremdartig, und weder der Absicht des Dichters noch den Mitteln, die er anwendet, um sie zu erreichen, analog.

1789. Der Tod ist freylich die Auflösung aller Dinge und er hat manchem Schauspieldichter die Verlegenheit gehoben, in welcher er sich beym fünften Aufzug seiner Tragödie befand. Aber in dem gegenwärtigen Fall, in dem Fall, daß dieses Stück nur eine Reihe von Scenen wäre, die den Charakter Egmonts entwickeln sollte, und daß diese Scenen nur durch die Einheit dieses Charakters zusammenhingen, so daß die Begebenheiten, weit entfernt die Hauptsache zu seyn, nur darum erfunden wären, weil nun doch einmal jeder Mensch in gewissen Umständen lebt; in einem solchen Stück scheint uns die Auflösung durch den Tod des Helden unschicklich und unerwartet.

Aber wie? könnte man uns einwenden, wenn es nun die Absicht des Dichters gewesen wäre, zu zeigen, wie ein Mann von Egmonts Charakter in den verschiedensten Situationen seines Lebens handelt, denkt und spricht? wie, wenn er uns nicht nur Egmont in der Mitte eines Volks das ihn anbetet, sondern auch in seinen Privatverhältnissen, in den Armen seiner Geliebten, in dem Cabinet, als Politiker und Rath der Großen, und endlich in den letzten und entscheidenden Augenblicken seines Lebens hätte schildern wollen? Wir sind weit entfernt die Möglichkeit eines solchen Schauspiels zu läugnen; aber wir würden dann gestehen müssen, daß der Verf. in Egmonts Charakter eine unglückliche Wahl getroffen hätte. Aber —

Wenn wir dieses Trauerspiel als bloße Darstellung des Charakters des Grafen ansehn, so finden wir zwar eine Menge Scenen, Situationen und einzelner Züge, die dieser Absicht auf das vollkommenste entsprechen, und zu keinem andern Zweck angebracht scheinen, als diesen Charakter recht zu gründen und hervor treten zu lassen; aber auf der andern Seite finden wir dann wiederum so viel müßiges und zweckloses, welches wir unter keinen bestimmten Gesichtspunkt zu stellen vermögen. Aber dieß ist es nicht allein. Egmonts Charakter, getrennt von den Situationen, in denen er hier erscheint, würde nur ein sehr schwaches Interesse hervorzubringen im Stande seyn. Wir sehn ihn wenig handeln; aber einen Mann, den wir jetzo blos sehn, um ihn kennen zu zu lernen, wollen wir handeln sehn. Egmont ist oft schwach, oft unklug und unbesonnen. Diese Eigenschaften sind gemein und verzeihlich, aber sie sind nicht interessant, wenn sie nicht durch ihre Wirkungen wichtig werden. Die Gleichförmigkeit in

seinem Charakter, die unglückliche Consequenz in seinen Handlungen 1789.
würde uns ermüden, wenn sie nicht große und wichtige Folgen hätte.

Mit einem Wort: Der Dichter, welcher sich vornähme den Charakter Egmonts zu schildern, so wie er sich in mannichfaltigen Situationen entwickelt, dürfte leicht des einzigen Zwecks, den er haben könnte, des Zwecks für seinen Helden zu interessiren, verfehlen. Nicht so, wenn er in diesen Charakter die Ursache einer wichtigen Begebenheit legt; wenn gerade jene Eigenschaften, jene oft unzeitige Fröhlichkeit, Unbesonnenheit und Unbefangenheit seinen Tod bereitet. Und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, schließen sich alle Theile dieses Stücks zu einem vollkommenen Ganzen zusammen. Da ist nichts müßiges, nichts zweckloses. Alles hängt auf das schönste zusammen; und die Scenen selbst, welche blos dazu erfunden scheinen, den Charakter Egmonts zu entwickeln, zeigen uns auch zu gleicher Zeit die Quellen künftiger Begebenheiten, den Keim wichtiger Eräugnisse.

Das Interessante dieser Tragödie, oder das Tragische derselben liegt nunmehr darinne, daß der Graf voll Zuversicht auf seine Redlichkeit, fern von allem Mißtrauen oder Furcht sich das Verderben selbst zubereitet, das ihn trift; daß der Zuschauer dieses sieht, er selbst aber es nicht ahndet; daß endlich das Verfahren gegen ihn einen Schein des Rechts, wenigstens in den Augen seiner Feinde hat, während er sich durch nichts als das Zeugniß seines Gewissens vollständig rechtfertigen kann.

Von dieser Seite betrachtet, scheint uns die Schwäche, der Leichtsinn, die Unbesonnenheit, welche der Dichter in den Charakter seines Helden gelegt hatte, vollkommen tadelfrey, da es seine Absicht nicht war noch seyn konnte, für diesen Charakter, durch ihn selbst zu interessiren, sondern er nur in so fern unsere Theilnahme erregen wollte, als kleine Fehler hier auf eine Art bestraft werden, von der wir wohl wissen, daß sie mit denselben in ganz und gar keinem Verhältnisse stehen. Unser Mitleiden wird ja auch dann schon erregt, wenn der Unterschied zwischen Schuld und Strafe weit geringer als hier ist; wie viel mehr dann, wenn die Handlungen, welche bestraft werden, nur einen Theil der handelnden Personen strafwürdig, uns aber unschuldig, oder doch nur thöricht erscheinen. Dieß ist vollkommen der Fall in unserm Trauerspiele. Freylich sehen wir mit Verdruß und Mißvergnügen, daß Egmont seine Ohren vor Olivas Warnungen verschließt;

1789. daß er zu seinem Mädchen geht, „die sinnenden Runzeln von seiner Stirne wegzubaden“: statt über Oraniens Rath nachzudenken. Aber dieser Verdruß entsteht doch weit mehr daher, daß, da wir von der eigentlichen Lage der Sachen vollkommen unterrichtet sind, da wir die Richtigkeit der Gründe kennen, welche Oliva und Oranien angeben, wir uns gern überreden möchten, sie müßten auf den arglosen Egmont eben den Eindruck machen, als auf uns, weil wir dieses um seines Besten willen so lebhaft wünschen. Aber dann müßte Egmont nicht der seyn, für den wir ihn kennen lernten, wenn er jetzo, in dieser Lage, diesen Gründen Gehör geben sollte. Und von wem kommen denn diese Gründe? Von Männern, in deren Adern auch kein Tropfen von Egmonts Humor fließt; die er so wenig, als sie ihn verstehn; von Männern, deren Grundsätze und Lebensart allzuweit von der seinigen entfernt ist, um daß er ihren Rath für etwas anders als Eigensinn halten sollte; von dem alten Oliva, den sein Alter und seine väterliche Liebe für den Grafen allzu sorgsam, allzu bedenklich machte, von dem trocknen finstern Oranien, der immer etwas geheimes vorzuhaben schien und also auch immer Geheimnisse bey andern suchte. Und worinne besteht endlich dieser Rath? den ungewissen Ausbruch des Unglücks zu beschleunigen; den Bürgerkrieg zu entzünden, weil man Privatsicherheit suchte. „Dein Weigern, (sagte Egmont zu Oranien, in einer vortreflichen und höchst charakteristischen Rede) ist das Signal, das die Provinzen mit einem mal zu den Waffen ruft, das jede Grausamkeit rechtfertigt, wozu Spanien von jeher nur allzu gern den Vorwand gehascht hat. Was wir lange mühselig gestillt haben, wirst du mit einem Wink zur schrecklichsten Verwirrung aufhetzen. Denk an die Städte, die Edeln, das Volk; an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe; und denke die Verwüstung, den Mord! — Ruhig sieht der Soldat wohl im Felde seinen Kameraden neben sich hinfallen; aber den Fluß herunter werden dir die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen entgegenschwimmen, daß du mit Entsetzen dastehst, und nicht mehr weißt, wessen Sache du vertheidigst; da die zu Grunde gehn, für deren Freyheit du die Waffen ergreifst. Und wie wird dirs seyn, wenn du dir still sagen mußt: Für meine Sicherheit ergriff ich sie.“

Egmonts Leichtsinn, der oft in Unbesonnenheit ausartet,

seine mit Tapferkeit und Herzensgüte verbundne Großmuth, welche ihm die Herzen der ganzen Nation gewonnen hatte, — dieser Charakter in diesen politischen Verhältnissen ist der Grund der Catastrophe. Leichtsinnig ist er bis zur Unbesonnenheit, und ~~und~~ dabey offen, ohne die mindeste Zurückhaltung. Welche Zurückhaltung könnte man auch bey einen Mannne vermuthen, der zu seinem Sekretär sagen kann: „Unter vielem Verhaßten ist mir das Schreiben das allerverhaßteste. Du machst meine Hand ja so gut nach; schreib' in meinem Namen.“ Der auf einen so scherzhaften Ton mit der Regentinn über Dinge spricht, die ihr höchst wichtig und ernsthaft sind, und nicht daran denkt, daß spanische argwöhnische Herzen eben darum ein tiefes Geheimniß in seinen Betragen suchen, weil er gar keines zu haben scheint oder scheinen will; daß alle diese Ergießungen seiner Laune und Fröhlichkeit, diese unbesonnenen Scherze, die allenfalls in der Nähe noch unschuldig scheinen, von denen allenfalls Margarethe von Parma glaubt, daß sie keine Absicht haben, in der Entfernung, an dem mißtrauischen spanischen Hofe, das Ansehn von Uebermuth und Hochverrath bekommen müssen. Daß dort die ungemessene Liebe des Volks, deren er genießt, die Fastnachtskurzweil seiner Bedienten, sein Name Egmont selbst, durch den er erloschne Rechte geltend zu machen scheint, zum Verbrechen angeschrieben wird; und dieses um desto mehr in der gegenwärtigen Crise der Niederlande, bey dieser allgemeinen Gährung des gereizten, durch Eingriffe in seine Rechte beleidigten, durch die neue freyere Religion belebten Volk? und, was von allen diesem das Wichtigste ist, da man die Ausbreitung dieser neuen, in Spanien verhaßten Religion, größtentheils auf Egmonts Rechnung, auf seine Toleranz oder Indifferentismus schrieb; und also zu gleicher Zeit alle die Gräuel und Verbrechen auf ihn schob, die der zügellose und fanatische Pöbel gegen den alten Glauben verübt hatte. 1789.

Da in diesem Charakter und diesen politischen Umständen der Saame so reichlich ausgestreut war, aus welchem das Verderben des Grafen erwachsen mußte, so hielt es der Dichter nicht nur für erlaubt, sondern selbst für nothwendig, manches zu übergehn, was die Geschichte ihm darbot, auch wohl manchen Umstand zu verändern, um die schöne Einheit in dem Gange der Begebenheiten nicht zu stören. Auch hier zeigt sich der weise

1789. Dichter, welcher die Grenze seiner Kunst und der Geschichte kennt; die Grenze, welche Aristoteles auf die Weise bestimmt, daß der Geschichtschreiber die Begebenheiten darstelle, wie sie wären, der Dichter so wie sie seyn sollten. Allerdings finden wir in der Geschichte des Grafen noch manchen zufälligen Umstand, welcher sein Verderben beschleunigte, manchen, der an sich betrachtet einer poetischen Behandlung fähig gewesen wäre, und den eben darum der Dichter von niedrigerm Rang mit Begierde ergriffen haben würde, sollte er auch gleich nicht zu den übrigen Theilen seines Gemäldes gepaßt haben. Aber jeder zufällige Umstand trennt die Fugen eines wahren poetischen Ganzen, in welchem dem menschlichen Verstande alles eben so genau und nothwendig zusammenhängend erscheinen muß, als das Ganze der Weltbegebenheit dem göttlichen Auge erscheint.

Die Catastrophe wird von dem ersten Auftritt an mit ungemeiner Kunst vorbereitet. Wir werden sogleich in der ersten Scene in den Gesichtspunkt gesetzt, aus welchem wir den ganzen Zustand und die ganze Lage der Sachen zwar noch etwas verwickelt und wie in einem Nebel übersehn; aber dieser Nebel zerstreut sich bey jedem Schritte, den wir vorwärts thun, und bey jedem Versuch, den der Dichter macht, uns dieselben Sachen von den verschiedensten Seiten zu zeigen. Der ganze erste Aufzug ist dieser Absicht gewidmet. In ihm sollen wir die politische Lage der Niederlande, in so ferne sie mit dem Grafen zusammen hängt, und den Charakter desselben, in so ferne er seinen Untergang zu bereiten beyträgt, kennen lernen. Wir bekommen den Grafen in diesem Aufzuge nicht zu sehn; und sein Charakter wird uns nur durch die Augen und das Urtheil Anderer bekannt. Dieses Urtheil kömmt von zwey ganz verschiedenen Seiten. In der ersten Scene, welche ein Muster lebhafter Darstellung und feurigen Dialogs genannt werden kann, ist es die Stimme des Volks, welche über Egmont entscheidet; in der zweyten ist es die Regentinn, welche den Liebling des Volks in einem ganz andern Lichte sehn und ihn auf ganz andre Weise beurtheilen muß. Wir fangen an uns ein Bild von seinem Charakter zu entwerfen, in welchem wir über gewisse Züge keinen Zweifel mehr hegen; andre wünschen wir vereinigen zu können; und so entsteht die Begierde, den Mann selbst kennen zu lernen, von dem wir schon so vieles wissen. Zugleich werden unsre Blicke auf die

Zukunft gerichtet. Die Aeusserungen der Statthalterinn werfen den Saamen der Furcht in unser Herz, welcher zugleich mit dem Saamen der Hoffnung aufkeimen soll, welchen die Aeußerungen des Volks in dasselbe gestreut hatten. 1789.

Diese beiden Empfindungen laufen durch die Hälfte des Stücks parallel und wachsen in gleichen Maas. Erst von dem vierten Aufzug an stirbt die Hoffnung allmählig ab, und die Furcht gewinnt die Oberhand. Eben das Volk, das wir im Anfang so voll Eifer für seine Freyheit, so voll enthusiastischer Liebe für Egmont sahn, dasselbe Volk erscheint im Anfang des vierten Akts niedergeschlagen und der Entschlüsse vergessen, die es kurz vorher für die Erhaltung seiner Freyheiten und Privilegien gefaßt hatte. So recht wie das Volk allenthalben ist, wenn ihm ein plötzlicher Schrecken eingejagt worden, nicht für sich zitternd, nicht mehr an seine Wohlthäter denkend, hört es die Prophezeiungen von Egmonts Schicksal aus Vansens Munde an, ohne für den bewunderten und geliebten Grafen etwas anders zu thun, als es nicht glauben zu wollen. Egmont, der ihren Augen so unschuldig erscheint, den Ritter des goldnen Vließes, den können Spanier nicht richten.

Mit Fleiß hat der Dichter diesen letzten Punkt mehrmalen berührt. Die Rechte eines Ritters vom goldnen Vließ sind es, die den sinkenden Muth Egmonts noch im Gefängnisse stützen, und der letzte Faden, an welchen seine Hoffnung hängt. Wie weislich der Dichter von diesen Fäden einen nach dem andern zerschneidet und uns so langsam der Gewißheit von Egmonts Schicksal entgegenführt, wird jeder denkende Leser mit Vergnügen bemerken. Auf den Beystand des Volks, das wir so enthusiastisch für den Grafen eingenommen sahen, rechnen wir am längsten, und der Dichter hat also die meiste Mühe darauf anwenden müssen, auch den letzten Funken von Hoffnung in dem Herzen der Zuschauer vollkommen auszulöschen. Vielleicht war es nur durch den plötzlichen Schlag betäubt; vielleicht bedurfte es nur eines kühnen und entschloßnen Geistes, um seinen Muth zu entflammen. Nur dann erst würden wir auch von dieser Seite verzweifeln müssen, wenn sich ein solcher Anführer fände, und seine Stimme nicht mehr gehört würde.

Um dieses hervor zu bringen webte der Dichter Egmonts Liebe zu Klärchen ein. Wärmer und schwärmerischer kann man

1789. nicht geliebt werden, als der Graf von Klärchen geliebt wird. Ihre Liebe ging von der Bewunderung des Siegers bey Gravelingen und St. Quentin aus, und ihr Herz scheint die Achtung und Liebe, welche die ganze Nation gegen ihn hegt, alleine zusammen zu fassen. Dieser enthusiastischen Liebe opfert sie einen Jüngling auf, den sie ehrt und vormals liebte, dessen Leiden sie täglich vor Augen sieht: und in dem Innersten ihres Herzens fühlt, ohne es über sich gewinnen zu können, ihm auch nur den kleinsten Antheil der Gunst zuzuwenden, die sie an Egmont verschwendet. Die Gefahr, in der sie ihren Geliebten sieht, giebt ihrer Seele eine Stärke, die sie zu jedem Unternehmen und zur Ertragung jeder Gefahr für die Rettung desselben stählt, und flößt ihr eine Beredsamkeit ein, der es nur bey solchen Zuhörern an Ueberredungskraft fehlen kann, in deren Herzen eine plötzliche Todesfurcht allen Willen und alle Kraft erstickt und die Reizbarkeit jeder Fiber getödtet hat. Sie erscheint in der Nacht, von ihrem ehemaligen Liebhaber begleitet auf dem Markt. „Komm mit Brakenburg, sagt sie, du mußt die Menschen nicht kennen; wir befreyen ihn gewiß. Denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich schwöre es, die brennende Begier ihn zu retten, die Gefahr von einem kostbaren Leben abzuwenden, und dem Freysten die Freyheit wieder zu geben. Komm es fehlt nur an der Stimme, die sie zusammenruft". Sie läßt ihren Mitbürgern diese Stimme hören, aber umsonst. Sie zittern, da sie ihnen den Namen des Grafen nennt. Sie entfliehn, um durch die flammende Beredsamkeit dieses Mädchens nicht entzündet zu werden. Klärchens Rede ist ein Meisterstück, die niemand ohne Bewunderung und Rührung lesen wird. Die Gründe mit denen sie zu der Rettung des Grafen auffordert sind nicht nur alle dem Gemüthszustande des Mädchens angemessen, die ohn Unterlaß den grossen, edeln, herrlichen Egmont denkt, sondern sie sind auch so gestellt, wie ihr Eifer, der immer höher und höher steigt, ihr Unwille, und zuletzt ihre Verzweiflung sie vorbringen mußte. In dem Wahn, daß sie jedem nur das zurufe, was er selbst sehnlichst wünsche, fordert sie zuerst zuversichtlich zu Egmonts Befreyung auf, und als sie sich in dieser Hoffnung betrogen sieht, bietet sie alles auf, in den Herzen ihrer Zuhörer den ehemaligen Enthusiasmus zu entflammen, indem sie ihnen ihre vergeßnen Empfindungen zurückruft. „Wenn er von Gent kam, sagt sie,

da hielten die Bewohner der Straßen sich glücklich, durch die er 1789.
reiten mußte. Da hobt ihr eure Kinder auf der Thürschwelle in die Höhe und deutetet ihnen: Sieh, das ist Egmont, der größte da! Er ist's! Er ist's, von dem ihr beßre Zeiten zu erwarten habt, als da eure armen Väter lebten. Laßt eure Kinder euch nicht einst fragen: Wo ist er hin? Wo sind die Zeiten hin, die ihr verspracht?" Man hört sie mit Unempfindlichkeit und zitternder Furcht. Ihre Anstrengung steigt bis zur Verwirrung; die Gefahr wird jeden Augenblick größer und die Verzweiflung verwandelt ihre Weiblichkeit in männlichen Muth: „Ich habe nicht Arme noch Mark wie ihr; doch hab' ich, was euch allen fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr. Könnt' euch mein Athem entzünden! könnt ich an meinen Busen drückend euch erwärmen und beleben! Kommt! in eurer Mitte will ich gehen! Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern anführt, so soll mein Geist um eure Häupter flammen, und Liebe und Muth, das schwankende zerstreute Volk zu einem fürchterlichen Heere vereinigen."

Wir haben uns so lange bey dieser Scene aufgehalten, theils um ihrer eigenthümlichen Schönheit willen, theils auch, weil sie die Rechtfertigung des Dichters enthält, daß er überhaupt diese Liebe, welche beym ersten Anblick dem Interesse der Haupthandlung schädlich scheint, in sein Stück eingeflochten hat. Wir glauben um desto weniger zu irren, oder dem Dichter etwas unterzuschieben, wenn wir annehmen, daß wo nicht die einzige, doch die hauptsächlichste Absicht desselben war, die letzte Hoffnung, welche der Zuschauer auf den Beystand der Bürger setzt, durch dieses Mittel gänzlich zu vernichten, da er selbst in dem Monolog Egmonts im Gefängniß darauf hindeutet, indem dieser sagt: Wird nicht ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten? O! haltet Mauern, die ihr mich einschließt, so vieler Geister wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen sonst sich über sie ergoß, der kehre nun aus ihrem Herzen in meines wieder. O! ja sie rühren sich zu Tausenden! — Ach Klärchen, wärest du ein Mann, so säh ich dich gewiß auch hier zuerst, und dankte dir, was einem Könige zu danken hart ist, Freyheit".

Die Schönheiten dieses Stücks sind so mannichfaltig, sie bieten einen so reichen Stoff zu Betrachtungen dar, daß wir

1789. fürchten müßten, allzu weitläufig zu werden, wenn wir uns ihnen, so wie wir wünschten, überlassen wollten. Wir haben uns schon zu lange bey der Beurtheilung des Ganzen aufgehalten, um noch in das Detail einzelner Schönheiten hineinzugehn. Jenes schien uns der wichtigste und schwerste Theil, welcher schon darum die meiste Aufmerksamkeit verdient, weil er von den wenigsten unsrer Dichter hinlänglich in Betrachtung gezogen wird. Vielen unsrer besten dramatischen Stücke fehlt es nur an der Einheit des Plans und an dem nothwendigen Zusammenhange der Begebenheiten und Charaktere, um auf Vollkommenheit Anspruch zu machen. Schilderung der Empfindungen und Leidenschaften, einzelne glückliche Gedanken, ein geschmeidiger Dialog findet sich in mehreren, selbst in mittelmäßigen Stücken. Von ihnen bis zur Verfertigung eines vollendeten Werks ist noch ein weiter Schritt. Es sind dieses subalterne Schönheiten, ohne welche kein Dichter auf irgend einen Rang auf dem Parnaß rechnen darf. Daß sie Göthen nicht fehlen, und daß er sie mit jenen höhern Talenten verbindet, welche den wahrhaftig großen Dichter machen, ist längst aus seinen ältern Arbeiten bekannt. Auch in diesem Trauerspiel sind Meisterzüge aller Art, die wir geschmackvollen Lesern selbst aufzusuchen überlassen müssen, so wie sie die einzelnen Flecken — wohin wir zum Beyspiel einen gewissen Schwulst der Rede an manchen Stellen rechnen — leicht werden bemerken können. Nur noch einige Worte über den Schluß dieses Stücks.

Egmonts Abführung zum Tode macht den Beschluß desselben. Wir haben geschmackvolle und denkende Leser fragen hören: Ist dieser Ausgang beruhigend? ist es genug, daß wir hören, Egmont soll hingerichtet werden, um uns die völlige Gewißheit von seinem Tode zu geben? Wird uns nicht immer noch eine gewisse Möglichkeit seiner Rettung übrig zu bleiben scheinen? und wenn auch keine moralische Möglichkeit, doch ein Deus ex machina, ein unvermutheter Succurs oder etwas dem ähnliches? Was ist der Hoffnung zu träumen verboten, oder wenn endigt sie, als nach dem tödtlichen Streiche? — Wir müssen gestehn, daß wir auf diese Fragen nichts befriedigendes zu antworten wüßten. So ungeschickt es auch immer von Seiten des dramatischen Dichters wäre, seinen Helden durch einen ungefähren und unerwarteten Vorfall retten zu lassen, so ist es doch nur allzu natürlich, daß in dem Herzen der Zuschauer der Wunsch

auch nach der unwahrscheinlichsten Rettung erwachen, und nicht 1789.
anders vernichtet werden könne, als dadurch, daß er wirklich erfährt, Egmont sey todt. Und hätte der Dichter diese Gewißheit nicht auf die oder jene Weise geben können? Würde hier nicht vielleicht eine stumme Scene eine gute Wirkung gethan haben? Würden uns nicht einzelne über das Theater eilende Bürger, durch ihre Mienen und Ausrufungen, in denen sie den Verlust ihrer Freyheit und Egmonts Tod beklagten, auf eine ziemlich natürliche Art die Nachricht geben können, die zu der völligen Vollendung der Handlung zu gehören scheint?

Die Erscheinung des Traums in Klärchens Gestalt, diese sonderbare Vermischung des Wahren und Wunderbaren, ist schon von einem andern vortreflichen Kunstrichter mit allem Rechte getadelt worden. Wir müssen gestehn, daß sie uns in keine geringe Verwunderung gesetzt hat. Wie konnte der Dichter, der Schönheiten des Details der Vollkommenheit des Ganzen so oft und so glücklich aufgeopfert hat, es nicht über sich gewinnen, diese, alle Täuschung vernichtende Idee der Wahrscheinlichkeit aufzuopfern?

Bey der Beurtheilung der übrigen Werke der Göthischen Muse werden wir uns an die Ordnung halten, in welcher sie in dieser Sammlung erschienen sind. Die Leiden des jungen Werthers nehmen den ersten Band ein. —

— Wir haben mit wahrem Vergnügen bemerkt, daß die Kraftworte — das einzige, was unsre Kraftgenies aus dem Werther nachahmten und nachahmen konnten — zum Theil weggestrichen, zum Theil gemildert worden sind, und daß auch von andern Seiten die Sprache in dieser neuen Ausgabe gewonnen hat.

Im Götz von Berlichingen sind uns keine Veränderungen aufgefallen. Er nimmt die eine Hälfte des zweyten Theils ein. Auf ihn folgen die Mitschuldigen, ein Lustspiel in drey Aufzügen.

Die Hauptcharaktere dieses Stücks, welches nur mit vier Personen spielt, sind ein neuigkeitssüchtiger Wirth, ein Taugenichts von Schwiegersohn, und dessen Frau, die Tochter des Wirths. Diese drey Personen werden durch eine eigenthümliche Falte ihres Charakters zu Fehltritten verleitet, die mit ihren übrigen Gesinnungen im Widerspruch stehn. Der erste, ein ehrlicher Mann,

1789. aber neugierig bis zur Ausschweifung, sucht auf der Stube seines Gastes Alcest nach einem Briefe, der seine Neugierde gereizt hat; Söller, sein Schwiegersohn, ein Mensch ohne Charakter, ein Vergnügenritter, Spieler, eifersüchtig auf seine Frau, ohne sie wirklich zu lieben, plündert Alcestens Schatulle um eine Spielschuld zu befriedigen; Sophie, seine Frau, schön und tugendhaft, Alcestens erste Geliebte, aufgebracht durch die üble Behandlung und die Eifersucht ihres Mannes, giebt ihrem ersten Liebhaber ein nächtliches Rendezvous auf seinem Zimmer; und diese Fehltritte werden alle durch Söllers Diebstahl zu Einem Ganzen vereinigt, indem sie die Ursache sind, daß der Verdacht desselben auch auf die Unschuldigen fällt. Der Fond ist für ein Lustspiel vortreflich; die Charaktere meisterhaft gezeichnet, Verwicklung und Auflösung ganz natürlich. —

— So sehr wir nun aber auch im Ganzen mit diesem Stück zufrieden sind, so sehr wir auch hier den philosophischen Geist unsers Dichters in Erfindung und Schilderung der Charaktere, und Entwicklung der Handlung aus denselben, so wie seine Kunst in geschickter Anordnung der Scenen bewundern, so können wir doch unsre Augen über einzelne Mängel und Flecken desselben nicht verschließen. Unter diese glauben wir Söllers Betragen rechnen zu müssen, da er, mit seinem Raub im Alcoven versteckt, die Unterredung seiner Frau mit Alcesten behorcht. Ist ein so lang gedehntes Bey Seite an sich wahrscheinlich? und wird es nicht höchst unwahrscheinlich bey einem so feigen Dieb, als Söller ist? Wie soll es der Schauspieler anfangen, um die Illusion nur einigermaßen zu erhalten? Und was gewinnen wir am Ende durch diese Verletzung der Wahrscheinlichkeit? Nichts mehr und nichts weniger, als was man bey den meisten Scenen dieser Art gewinnt; einige drollige Contraste, einige glückliche Einfälle. Aber ein Dichter, wie Göthe, kann dieser entbehren, ohne daß dadurch sein Stück etwas an Interesse verlöre.

Unter diese Flecken rechnen wir ebenfalls eine oft vernachläßigte Diction, woraus Undeutlichkeiten entstehn; Flickworte, ja ganze Flickverse, und einige grammatische Sünden, welche der Zwang des Metrums erzeugt zu haben scheint. —

— Der Dialog dieses Stücks ist in den meisten Scenen vortreflich und ohne Zwang. In mehrern Versen wechseln Frag und Antwort, Satz und Gegensatz mit einer Schnelligkeit, daß

sie den Stößen geschickter Fechter gleichen, welche beynahe in 1789.
einem Augenblick gethan und parirt sind. Die ganze andre Hälfte des zweyten Auftritts im dritten Akte kann hier zum Beyspiel dienen. Was kann in dieser Rücksicht glücklicher seyn, als diese beyden Verse.

Alcest.
Den Augenblick!
Wirth.
Der Dieb —
Alcest.
Der Dieb!
Wirth.
Ders weggenommen,
Ist —
Alcest.
Nur heraus!
Wirth.
Ist mei = = =
Alcest.
Nun!
Wirth (indem er zufährt und Alcesten den Brief aus der Hand reißt.)
Meine Tochter!
Alcest.
Wie?

Der dritte Band enthält außer der Iphigenia in Tauris und dem Clavigo, welcher unverändert geblieben ist, die Geschwister ein Familiengemälde in Einem Aufzug.

Auch in diesem kleinen Stück erkennt man den Verfasser der Leiden des jungen Werthers, an manchem schönen Zug, der aus der Natur selbst gegriffen zu seyn scheint, an mancher feinen Bemerkung über das zarte Spiel der Leidenschaften in dem menschlichen Herzen, an der Wärme im Ausdruck, an der Einfalt der Darstellung. Der Charakters Wilhelms ist ein schönes Ganze von vollkommener Harmonie, in welchem sich die ganze Geschichte seines ehemaligen Lebens spiegelt. In seinem

1789. ganzen Betragen äußern sich die mannichfaltigen Eindrücke, welche seine Schicksale in seinem Herzen gelassen hatten, verbunden mit den Empfindungen, die seine gegenwärtige Lage unablässig in ihm entstehen läßt.

Stücke von dieser Art sind nicht gemacht großes und starkes Interesse einzuflößen. Die Handlung ist weder sehr wichtig noch sehr verwickelt. Ein Liebhaber, der seine Geliebte als seine Schwester erzieht; sein Freund, der um sie anhält; ein Mädchen, das diesem Ansuchen einen Augenblick Gehör giebt, aber sich sogleich anders besinnt, weil es sich nicht von seinem vermeintlichen Bruder trennen kann; das sind alle Bestandtheile dieses allerliebsten Ganzen. Also keine lebhafte Handlung, keine kämpfenden Leidenschaften, keine große Verwicklung; aber Leben, Natur und Wahrheit in der Schilderung sanfter Empfindungen. Vielleicht um diese Wahrheit in einem höhern Grad zu erreichen, erlaubte sich der Verf. manche Nachläßigkeiten im Ausdrucke, die aber leicht mehr verderben, als gut machen dürften. Wir können nicht leugnen, daß es uns mißfällt, Marianen — ein Ideal von Naivetät und Unschuld — so bebütiren zu hören: „Sticht dich der Muthwillen, daß du mich aus der Küche hereinvexirst?" und dieselbe kurz hintereinander sagen zu hören: „Da thät ich mich den ganzen Tag mit nichts abgeben" und „Der thäte mit mir spielen". Eine Art zu reden, die wir für niedrig zu halten berechtigt sind, kann niemals in dem Munde eines liebenswürdigen Mädchens gefallen. Und wenn sie hier nur noch einigen Nachdruck oder Rundе in die Rede brächte!

Den Triumph der Empfindsamkeit nennt der Verf. eine dramatische Grille, und als solche, hat die Kritik kein Recht darüber zu urtheilen. Dem Capriccio ist alles erlaubt. Seine Sprünge sind nicht nach dem Takte, nicht nach Regeln. Je unregelmäßiger und seltsamer sie sind, desto mehr werden sie belustigen, und zu belustigen ist, wo nicht sein einziger, doch sein hauptsächlichster Zweck. Kann er nebenbei auch etwas zum Unterricht und zur Besserung des Parterrs beytragen, das ihn belacht, — desto besser — man wird sein Moralisiren, seine Verweise, seinen Tadel mit Vergnügen hören, weil er mit lachendem Munde gesagt wird, weil er trift, gleichsam ohne zu zielen und ohne es zur Absicht zu haben. Der Capriccio unsers Dichters hat diesen Kunstgriff mit vielem Vortheil gebraucht, und hinter seinem lustigen

Gesicht ist mehr Ernst und Philosophie verborgen, als in ganzen 1789
Compendien hochgelahrter Weisen zur Schau ausgelegt wird.

Die Wuth der Empfindsamkeit, welche vor einigen Jahren die Jugend und selbst einen Theil des erwachsenen Alters deutscher Nation ergriff, gab die Veranlassung zu dieser dramatischen Grille. Vielleicht daß der Verf. glaubte, es sey billig, etwas zur Kur einer Krankheit beyzutragen, zu der er, wie wohl unschuldig genug, eine Veranlassung gegeben hatte; vielleicht auch, daß er überhaupt nur in diesem Gegenstande eine Gelegenheit erblickte, eine ganze Klasse von Thorheiten zu rügen und dem öffentlichen Gelächter Preis zu geben. Glücklicherweise sind die Zeiten vorbey, in denen man das Wort Empfindsamkeit so lächerlich mißbrauchte, in welchen man ein Spiel mit Gefühlen trieb, die man niemals gehabt hatte, und einen Zustand von Reizbarkeit affektirte, der, wenn er sich in irgend einem Menschen finden sollte, ihn unvermeidlich elend und unglücklich machen müßte. Wenn etwas dazu beygetragen hat, diese Epoche schneller vorbeygehen zu machen, als sie es außerdem gethan haben dürfte, so ist es gewiß die Lauge heilsamen Spotts gewesen, welchen vernünftige Männer über die empfindenden Seelen unsrer Jünglinge und Mädchen gegossen haben. Das gegenwärtige Stück gehört zu den besten Versuchen dieser Art, und es ist zu bedauern, daß es zu spät kömmt, um seine Wirkungen auf das ganze Publikum äußern zu können.

Und doch dürfte sein Nutzen noch nicht ganz verloren seyn. Diese Thorheiten sind noch so neu, es sind ihrer so viele darein gefallen, die, wenn sie auch schon daraus zurückgekehrt sind, sich hier noch einmal den Spiegel vorhalten und über sich lachen können. Und dieses Lachen ist so unbedeutend nicht, als man glaubt. Es ist ein nützliches Präservativ gegen neue Thorheiten andrer Art, und die einzige Frucht, die man aus begangenen Thorheiten davon bringt.

Der wahre Witz behält seinen Werth auch noch dann, wenn die Personen und Gegenstände, wider die er gerichtet war, zum Theil schon vergessen sind. Ist die Spitze mit der er sticht, nur scharf und gestählt, so wird der Rost der Zeit sie niemals so anfressen können, daß sie nicht noch immer etwas von ihrer ehemaligen Schärfe zeigen sollte. Die religiösen Vorurtheile, welche Lucian verspottete, die Heuchler und Philosophen, welche er verlachte, sind längst vergessen, aber sein Witz ergötzt uns noch,

1789. weil wir fühlen, wie treffend er seyn mußte, und mit welcher Weisheit er gebraucht war.

Der Triumph der Empfindsamkeit ist voll von diesem ächten, treffenden und feinen Witz. Zugleich viele glückliche Laune, wie man sie an Göthe schon aus manchen ähnlichen Stücken kennt; viel Phantasie, lebhafte Handlung und feuriger Dialog.

Den vierten Akt nimmt das Monodrama Proserpina ein, welches unsre Leser, als ein sehr ernsthaftes lyrisches Gedicht kennen werden. Sie sehen hieraus, wie wenig unser Dichter sich schont. (Auch Werther muß bey einer andern Gelegenheit herbey.) Durch die Stelle an der es steht, die Umstände unter denen es gesprochen wird, durch den lustigen Ausgang, den ihm der Dichter gegeben hat, ist es, ohne verändert zu seyn, gleichsam zu einer Parodie geworden; aber zu einer Parodie — über die wir doch nicht haben lachen können. In der That! Sollte der Scherz nicht ein wenig zu lang gedehnt seyn? Wird nicht die Handlung unnöthigerweise dadurch aufgehalten? Und der Vortheil, den der Dichter daraus zieht? — ist unsers Erachtens nicht größer, als er aus der simpeln Erzählung hätte gezogen werden können. Mandandonens Empfindsamkeit ist nur ein untergeordneter Theil des Ganzen. Und der Dichter zeigt sie uns durch einen ganzen Aufzug! und noch dazu auf eine so einförmige Art! Wir fürchten in der That, daß auch das lebhafteste Spiel den Zuschauer in diesem Akt nicht vor Langerweile bewahren dürfte. Und ist es nicht am Ende ein niedriges Gefühl die schönsten und rührendsten Stellen blos durch die Umstände, unter denen sie debütirt werden, lächerlich gemacht zu sehen? — Mit einem Wort = = = Doch wir vergessen, daß wir nicht kunstrichtern wollten; wir vergessen, daß wir der Einschaltung dieses Monodrams einen vortrefflichen Prolog, voll Spotts und Laune, zu danken haben. —

— Diesem Stück folgt eine Nachahmung des ersten Akts der Vögel des Aristophanes.

Aristophanes, der ungezogene Liebling der Grazien, wie ihn unser Dichter mit einem sehr charakteristischen Ausdruck nennt, schrieb mehrere seiner Komödien in einer politischen Rücksicht. Ob er diese auch bey den Vögeln hatte, ob auch hier eine Staatsbegebenheit ihm die sonderbare Idee an die Hand gab, auf welche diese Farce gegründet ist, oder ob seine Absicht nicht

weiter ging, als auf der einen Seite einige Mängel und Lächer- 1789. lichkeiten der atheniensischen Verfassung aufzudecken, auf der andern Seite aber sich über eine gewisse Classe von Leuten lustig zu machen, die in Athen wohl eben so zahlreich, als anderwärts seyn mochte, welche ohn' Unterlaß alles nur mögliche Böse von dieser Art von Verfassung sagten, die doch am Ende noch eine ganz gute Art von Verfassung war — das alles läßt sich jetzt wohl schwerlich zu irgend einiger Gewißheit bringen. Aber dem sey, wie ihm wolle, so bleiben die Vögel eines der unterhaltendsten und witzigsten Stücke des Aristophanes, und vielleicht das, welches eine Umarbeitung am ersten verstattete.

Doch vielleicht würde es einem Dichter, wie Göthe, mit jedem andern eben so glücklich gelungen seyn. Dem Genie ist nichts zu schwer, am wenigsten dem viel umfassenden, biegsamen Genie. Wer den griechischen Komiker kennt, der wird gestehen, daß sich Göthe seinen Humor vollkommen zu eigen gemacht, daß er ganz in seinen Geist und seine Manier eingedrungen, und daß die Lebhaftigkeit in der Darstellung bey dem deutschen Dichter an die des Griechen reicht; und diese Nachahmung oder Verdeutschung — im ausgedehntesten Sinne des Worts — wird selbst die hartnäckigsten Tadler des alten declarirten Bösewichts mit ihm aussöhnen müssen. Sie werden eingestehn, daß wenn der Grieche seinen Mitbürgern das war, was uns sein Nachahmer ist, daß wenn sein Spott eben so richtig auf griechische als dieser auf deutsche Thorheiten traf, es sich wohl der Mühe verlohnte seine Stücke zu sehn, und daß man so Unrecht nicht hatte, ihn von dieser Seite für unübertreflich zu halten. Aristophanes Witz ist freylich fast ganz local. Um ihn zu fühlen, oder um ihn wenigstens vermittelst des Verstandes einzusehn, muß man ziemlich genau mit den atheniensischen Sitten und selbst mit den Sitten und Lebensumständen einzelner im Staate merkwürdiger Männer bekannt seyn. Und auch dann wird uns noch immer die Hälfte und mehr als die Hälfte verloren gehn.

Es würde uns schwer seyn zu wählen, wenn wir Beyspiele anführen wollten, wo es unserm Dichter gelungen ist, den griechischen Witz in deutschen Witz umzusetzen. Mit der Vergleichung einzelner Stellen ist es überhaupt nicht gethan. Man muß das griechische Original studiren und dann die Nachahmung dagegen halten, um zu fühlen, wie glücklich der Deutsche den Geist seines

1789. Vorgängers aufgefaßt und übertragen hat. Der schönste und witzigste Theil des Stücks ist Treufreunds Rede, in welcher er der Versammlung der Vögel beweist, daß sie das älteste Geschlecht lebender Wesen, älter als die Götter, und also zu regieren berechtiget sind. —

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1789, 38. Band, 1 Stück, pag. 110—163 und 39. Band, 1. Stück, pag. 81—134.



1790.

Göthes Schriften. Sechster Band. Leipzig, bey G. J. Göschen. 1790. 8. 19 Bog. 1 fl 48 kr. 1790.

Torquato Tasso, ein Schauspiel, erscheint hier zum erstenmal. Ein Meisterstück, das einen ganz eigenen Charakter hat — wenige Personen, wenig Handlung und doch reich an Schönheiten mancherley Art. Alphons, Herzog von Ferrara, ein geschmackvoller Beschützer der Dichter, Leonore von Este, dessen Schwester, eine geistvolle Schwärmerin, Leonore Sanvitale, ihre Freundin, Tasso, glühenden Geistes und Herzens, und der Staatssecretair Antonio, kalt, klug und fest, das gerade Gegentheil des Dichters. Tasso glüht von Dichterstolz, Liebe, und Haß gegen Antonio, in welchem er einen Feind zu wähnen glaubt. Wenn man auch bey dem ersten Blick ihren Streit für allzumüssig und wortreich halten möchte: so wird man doch bey näherem Hinschauen eine große Menge Schönheiten darinnen finden, welche durch die edle griechische Einfalt, durch die Nervenkraft der Sentenzen, durch die tiefen Blicke in das Menschenherz und durch feine Grundsätze zu einer Poetik den Mangel an Handlung hinreichend entschädigen. Ein Hauptzweck des Dichters scheint mit gewesen zu seyn, die Verhältnisse eines Dichters und Fürsten an einem Hofe anschauend und lehrreich darzustellen. Zur Versart sind sechsfüßige Jamben gewählt. Die Sprache ist rein, edel und stark. Man lese, wie

1790. Ariosts dichtrischer Charakter geschildert wird. — Wie dichterisch ist nicht S. 36 die Schwärmerey, in welche Tasso, da er von der Princessin mit Lorbeern bekränzt wird, versinkt! Wie kraftvoll und tiefgeschöpft sind nicht die Sentenzen, besonders die, welche von den Lippen des klugen Antonio strömen. — Das zweite Stück dieses Bandes ist Lilla ein Schauspiel mit Gesang und Tanz. Ein Titelkupfer und eine Vignette, von Lips in Rom gestochen, zieren diesen Band.

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1790, 30. April.

Göthe's sämmtliche Werke VII. Theil.

Mit diesem nun fertigen 7ten Theile ist die Sammlung der Schriften des Herrn Geh. Raths von Göthe in 8 Theilen — der 8te Theil ist bereits ausgegeben — beendigt. Das Publikum kann nun berechnen, was es darin enthält, und wird mit dieser Rechnung nicht unzufrieden seyn. Die ehemals schon erschienenen Schriften sind in dieser Ausgabe theils gänzlich umgearbeitet, theils vermehrt und geändert. Claudina von Villa Bella, Erwin und Elmire könnte man ganz neue Werke nennen; die Leiden Werthers haben beträchtliche Zusätze, Götz von Berlichingen, Stella, Clavigo die letzte Revision erhalten. In der Ankündigung dieser Ausgabe konnte der Verleger die neuen, vorher noch nicht erschienenen Werke des Herrn von Göthe zum Theil nur als Fragmente versprechen. Der Herr Verfasser hat sich aber geneigt finden lassen, den größten Theil derselben zu vollenden. Die Gestalt, worin die unsterblichen Werke: Iphigenie, Tasso und Egmont gegeben sind, werden allein den Verzug entschuldigen, welche bey der Erscheinung der einzelnen Theile der Sammlung nothwendig war, wenn der Herr Verfasser die lezte Hand an dieselbe legen wollte. Neue Stücke hat das Publikum überhaupt darin erhalten:

1) Zueignung an das teutsche Publikum.
2) Die Mitschuldigen.
3) Iphigenie.
4) Die Geschwister.

5) Der Triumph der Empfindsamkeit. 1790.
6) Die Vögel.
7) Lila.
8) Jeri und Bätely.
9) Die Fischerin.
10) Egmont.
11) Tasso.
12) Faust.
13) Vermischte Schriften und Gedichte.
14) Scherz, List und Rache.

Alle diese Schriften können die Besitzer der alten Ausgabe auch einzeln erhalten.

Dem Verleger sey es erlaubt, nun auch ein Wort von der äußern Gestalt seines Verlagsbuches zu sagen. Er dachte: einen Lieblingsschriftsteller führt man gern immer bey sich, es wird also gut seyn, wenn man zuerst eine Ausgabe liefert, welche so bequem, als möglich ist. Er fand ein nicht starkes feines Schreibpapier dazu am schicklichsten, damit ein Band von 1 Alphabete eine so geringe Dicke erhalten möchte, daß er noch immer ein sehr bequemes Taschenbuch abgeben könnte. Um aber doch auch noch diejenigen eher zu befriedigen, bis die Umstände eine sehr elegante und kostbare Ausgabe für den begüterten Theil der Nation möglich macht, — welche jedoch in Ansehung des Inhalts vor der jetzigen keinen wesentlichen Vorzug haben wird — hat der Verleger einige Exemplare der gegenwärtigen Ausgabe auf holländisch Papier abdrucken lassen. Diese Exemplarien auf holländisch Papier werden aber erst in einem Jahr ausgegeben, weil die Kupfer von gegenwärtiger Taschenausgabe zu der auf holländischem Papier wieder neu gestochen werden. Der Preis dieser Ausgabe mit neugestochenen Kupfern ist 12 Rthlr. Es sind nur wenig Exemplare davon abgedruckt und sie werden nicht ohne Vorausbezahlung erlassen. Die jetzt vollendete Ausgabe kostet, wie man weiß, nunmehro 8 Rthlr. Eigentlich kann solches niemand in Ansehung der hohen Preise des Papiers und der Kupfer von den vorzüglichsten Meistern, nach vortreflichen Zeichnungen, zu hoch finden; aber nicht einem jeden Liebhaber der Göthischen Schriften ist es leicht, 8 Rthlr. dafür auszugeben. Auch für diese hat der Verleger gesorgt und eine ganz wohlfeile Ausgabe auf Druckpapier mit einigen

1790. Kupfern in 4 Bänden besorgt. Zwey Bände sind davon fertig. Die andern zwey folgen bald nach. Alle vier Bände, welche die 8 Bände der besseren Ausgabe enthalten, kosten 3 Rthlr. 16 Gr. Leipziger Ostermesse 1790.

Georg Joachim Göschen.

F. J. Bertuch und G. M. Kraus, Intelligenz-Blatt des Journals des Luxus und der Moden, Weimar, 1790, May, pag. LX—LXII.

Gotha.

J. W. von Goethe, Herzogl. Sachsen-Weimarischen Geheimenraths, Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, bey C. W. Ettinger, 6 Bogen in groß Octav. (9 Gr.) Die verschiednen äussern Pflanzentheile entwickeln sich nach und gleichsam aus einander, und es ist doch immer nur ein und dasselbe Organ, das sich in mancherley Gestalten verändert sehen läßt; diese Wirkung, wodurch diese Veränderung entsteht, nennt der Herr Verfasser die Metamorphose der Pflanzen. Vom Saamen bis wieder zum neuen Samen, geht alles durch Ausdehnung oder Zusammenziehung, und der Verfasser zeigt daher stückweise, wie und woraus sich die Saamen- und Stengelblätter von Knoten zu Knoten, die Blüthe, der Kelch, die Krone, die Staubwerkzeuge, Honiggefässe, der Griffel, die Früchte oder Saamengehäuse, und die unmittelbaren Hüllen des Saamens entwickeln und bilden, so, daß alle Gestalten der Pflanze sich aus einer Umwandelung der Blätter herleiten lassen. Dies noch vollständiger darzustellen, zeigt er auch zuletzt die Entwicklung der unter jedem Blatt verborgen liegenden Augen, sucht daraus die zusammengesetzten Blumen und die Fruchtstände der in der Mitte einer einzelnen Blume, oft um eine Spindel versammleten Saamen zu erklären, und erläutert dies durch das Beyspiel einer durchgewachsenen Rose und Nelke. Mehr können wir in der Kürze von dieser merkwürdigen Schrift nicht sagen, da sie in einer sehr gedrängten Kürze abgefaßt, und mit so vielen feinen Bemerkungen durchflochten ist, daß wir, wenn wir ins Detail gehen wollten, entweder fast seine eignen Worte brauchen, oder noch weitläufiger, als er selbst, werden müßten. Die Schrift ist auch nicht für Anfänger der

Botanik geschrieben; selbst die erläuternden Beyspiele sind nur 1790.
angedeutet und setzen schon bey den Lesern eine nähere Bekanntschaft mit den Pflanzen voraus, zumal da er dem, was noch einige Dunkelheit haben möchte, vorjetzt noch nicht durch erläuternde Kupfer zu Hülfe gekommen ist. Auch erwartet der Herr Verfasser nur Erinnerungen von Meistern über seinen Versuch, die ohne Zweifel nicht ermangeln werden, seinen Versuch in eine nähere Prüfung zu ziehen.

Hallische Neue gelehrte Zeitungen, Halle, 1790, 19. Julii.

Göthe's Schriften. Siebenter Band. Leipzig, bey G. J. Göschen. 1790. 8. 21 Bog. (Mit einem vortreflichen Titelkupfer und einer Vignette von Lips.) 1 fl. 48 kr.

Deutschlands grosser Dichter, der in seiner Iphigenia die Feinheit des griechischen Geschmacks so wie die Regelmässigkeit der griechischen Kunst vollkommen zu erreichen wußte, gibt uns in diesem Theile ein Meisterstück in einer ganz andern Manier, das aber so unverkennbare, große Züge des Genie's trägt, daß, wenn Göthe auch sonst nichts geschrieben hätte, dieses allein seinem Namen Unsterblichkeit verschaffen würde. Es ist dasselbige Faust, ein Fragment. Er nahm die bekannte Volkssage, so wie sie vor ihm lag, und blies diesem rohen Erdenklos einen lebendigen Odem des Geistes ein, der nun, wie ein Sonnenstral auf der gekräuselten Wasserfläche, in und auf demselbigen webet und zückt. Die Form ist einfach, und größtentheils unpolirt. Es sind abgerissene, fragmentarische Scenen, die aber dennoch ein Ganzes bilden, indem der aufmerksame Leser den knüpfenden Faden leicht finden kann. Die Verse sind gereimt, oft scheinen sie in meistersängerischen Holzschuhen einherzustolpern, und oft erheben sie sich im pindarischen Flug. Wer nur etwas in das Innere hineinzublicken vermag, der wird über die Schätze der tiefgeschöpften Lebensweisheit, über die zauberische Darstellungskraft, die Lebhaftigkeit der Phantasie, und besonders über die große Kunst, Gedanken und Empfindungen zu versinnlichen (und wer dieß Drama aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, der wird wohl den

1790. Schlüssel zu dem geistigen Sinn desselbigen gefunden haben), bewundern, und gestehen müssen: „hier ist der deutsche Shakespeare."

(Folgt Inhaltsangabe.)

Soweit diese Fragmente, die nur ein Theil eines weit grösseren Ganzen sind. Wenn je die Erwartung des Publikums auf die Fortsetzung eines Geistesproduktes gespannt war, so muß sie es auf die Fortsetzung des gegenwärtigen seyn. Dieser Band enthält noch 2 Singspiele: Jery und Bätely, und Scherz, List und Rache, von welchen Rec. aber hier nichts sagen kann, weil er von Faust so viel gesagt hat.

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1790, 30. Jul. und 3. Aug.

Göthe's Schriften. Acht Bände. Leipzig bey Georg Joachim Göschen von 1787 bis 1790. in 8.

Daß wir die Anzeige der Schriften eines der ersten Originalschriftsteller Deutschlands bis zu ihrer völligen Erscheinung in einem Zeitraume von vier Jahren bis jetzt verschoben haben, geschah nur, um dieselbe vollständig liefern zu können; und wir werden, in so ferne es der Raum gestattet, den Lesern einige Winke geben, in wie ferne ihre Erwartung von Göthens Werken erfüllt worden ist. —

(Folgt Inhaltsverzeichniß der ersten 2 Bände.)

Dritter Band. —

Dieser Band enthält das in reimfreyen Jamben geschriebene Schauspiel: Iphigenia auf Tauris, ein Stück, welches den Geist der classischen Simplicität und Schönheit im höchsten Grade trägt, und unter den Schauspielen gewiß des Verf. Meisterwerk ist. Den Lesern schöne Stellen dieses Schauspiels preisgeben zu wollen, hieße den Entschluß fassen, das ganze Stück abschreiben zu wollen; denn alles (das Ganze) ist nur eine einzige Schönheit. Eine nähere Zergliederung desselben gehört für größere, kritische Journale. Dieses Stück würde eine unsrer vorzüglichsten Zierden der deutschen Bühnen werden, wenn ihm dieselben das

Bürgerrecht einräumen wollten, was sie, so viel wir wissen, noch 1790.
nicht gethan haben. Ferner enthält dieser Band das bekannte Trauerspiel: Clavigo, und ein bisher noch ungedrucktes niedliches Lustspiel in Einem Acte: Die Geschwister, das auf unsern Bühnen schon im Gange ist.

Vierter Band. —

In diesem Bande finden wir das schon bekannte Schauspiel für Liebende: Stella; ferner eine dramatische Grille: Der Triumph der Empfindsamkeit mit ungemein viel Laune, Persiflage und Witz geschrieben. Dieses Stück wäre so manchem Publikum als eine gar heilsame Nervenkur und Zwergfellserschütterung zur Vorstellung anzurathen, und eine Entreprise, bey welcher jeder Schauspieldirecteur seinen Konto finden müßte. — Dann folgt eine ungemein niedliche Posse: Die Vögel, in Aristophanes Manier. —

Fünfter Band. —

Dieser Band enthält das Trauerspiel: Egmont, ein in seiner Art entschieden gutes Schauspiel, das man auch, aber leider! mit Veränderungen, die sich nicht wohl mit dem Ganzen vertragen, an einigen Orten auf das Theater gebracht hat. Was wegen dem Verstossen gegen die Geschichte bey diesem Schauspiele zu erinnern seyn möchte, wird der Verf. immer mit dem pictoribus atque poetis etc. entschuldigen können, und diesem verdanken wir die meisterhaften Gemählde und Characterschilderungen des Stücks. Dann folgen die schon bekannten beyden Singspiele: Claudine von Villa Bella, und Erwin und Elmire, beyde hier mit metrischem Dialoge.

Sechster Band. —

Außer dem Singspiele: Lila finden wir in diesem Bande das metrisch geschriebene Schauspiel: Torquato Tasso, ein bloß sentimentalisches Stück, dessen viele Schönheiten seine etwaigen Fehler weit überwiegen. Die hier und da angebrachten Schilderungen von den Wirkungen und der Zaubermacht der Dichtkunst, die feinen mit so mannigfaltigen Farben gemahlten Empfindungen der Freundschaft und der Liebe, Tasso's mißtrauische Charakterzeichnung sind über kleinliche Kritik weit erhabene Meisterstücke. Das Ganze ist mit dem Meisterstempel der tiefsten Empfindung, der größten Feinheit bezeichnet, und die waltende Hand der Musen ruht sichtbar auf dem Werke.

1790. Siebenter Band. —

In diesem Bande finden wir außer einem Singspiele: Jery und Bätely, und einer mit viel Laune geschriebenen Opera buffa: Scherz, List und Rache, das Meisterwerk Faust, dessen Erscheinung wir schon lange begierig entgegen sahen, das aber leider! auch noch immer Fragment ist. Dieses Werk, bald in gereimten, bald in ungereimten Versen geschrieben, ist eines von denen, in welchen wir des Verf. Originalität, Kunst und Darstellungskraft so vieler heterogener Dinge äußerst bewundern müssen. Wir lassen uns, indem wir es lesen, auf dem Sonnenwagen der Phantasie des Verf. so unbemerkt forttragen, daß wir glauben, in jener Welt zu leben, und zu weben; daß wir uns unwillig nur zu bald am Scheidewege von dem Dichter trennen, und daß wir, weil wir uns dieser lieben Gesellschaft noch gar nicht entäußern können, lieber den Weg noch einmahl antreten, und uns doch wieder zu bald am Ziele sehen. Es wird wohl schwerlich jemanden, der sich in die Scenen gehörig zu versetzen weiß, genügen, Fausten nur einmahl zu lesen, und wer es versteht, sich an des Verf. Ideen anzuschmiegen, der wird den Reitz der Wiedererweckung derselben nicht sogleich fahren lassen; wird noch einmahl, und noch einmahl nach dem Zaubergemählde greifen, und seine Phantasie an der Quelle der individuellen Schönheiten laben. Wir können das den Lesern nicht anschaulicher machen, als wenn wir sie ersuchen, das Werk selbst in die Hände zu nehmen, um sich zu überzeugen, wenn sie, versteht sich! zu überzeugen sind. Eine von den frappantesten Scenen ist die Schlußscene. Man stelle sich das Innere eines antiken Doms recht lebhaft vor, sehe in demselben ein halbverzweifelndes, bethendes Mädchen, das Faustes Liebesforderungen Gehör gab; höre den feyerlichen Orgelton bey dem Chore, und lese: —

Böser Geist.

Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar trat'st,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele

Halb Gott im Herzen, 1790.
Gretchen!
Wo steht dein Kopf?
In deinem Herzen,
Welche Missethat?
Bet'st du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberschlief?
Auf deiner Schwelle wessen Blut
— Und unter deinem Herzen
Regt sich's nicht quillend schon,
Und ängstigt dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

u. s. w.

Nach Lesung des Ganzen haben wir noch den Wunsch übrig: Ach! daß doch Faust kein Fragment wäre!

Achter Band. S. 342. mit einer Vignette und einem allegorischen Kupfer von Lips, auf welchem sich Göthens (nicht ganz ähnliche) Büste befindet.

Dieser Band enthält größere und kleinere Gedichte des Verf. — Unter den kleinern Gedichten befinden sich viele, die eines vorzüglichen Platzes in der griechischen Anthologie würdig wären. — ḃml.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1790, 3. Sept.

Göthes Schriften. Sechster Band. Leipzig, bey Göschen, 1790. Torquato Taßo. Ein Schauspiel.

Aristoteles weißt, in seinem Werke von der Dichtkunst, unter den wesentlichen Stücken der Tragödie, der Handlung den ersten Platz an. „Die Tragödie, sagt er, ist keine Darstellung der

1790. Menschen, sondern der Handlungen des menschlichen Lebens. Nicht um den Charakter zu zeigen handelt man, sondern die Handlungen verursachen, daß man diese oder jene Seite seines Charakters zeigt. Folglich sind die Begebenheiten und die Fabel die Hauptsache in der Tragödie. Eine Tragödie kann Statt finden ohne Charakter, aber nie ohne Handlung, wie man aus den meisten neuern Werken dieser Gattung sieht".

So urtheilte Aristoteles über das Trauerspiel, und seine Gründe passen auf jede Gattung der dramatischen Darstellung. Die Fabel ist die Seele der meisten Dramen des Alterthums. In wenigen derselben ist ein besondrer Charakter dargestellt. Die Tragiker zu Aristoteles Zeit brachten die allgemeinen Charaktere der Stände auf das Theater, und die individuelle Beschaffenheit des Geistes und der Denkungsart einer Person, so wie dieselbe nach und nach durch die Umstände der Geburt, der Erziehung und des übrigen Lebens gebildet wird, kam bey ihnen nur in geringen Betracht. Nur selten sind die innern thätigen Kräfte der Seele die Triebfeder ihrer Handlungen; es sind äußere Kräfte, von außen wirkende Wesen und Umstände, welche sie hervorbringen, befördern oder stören.

Ein Held, der erste Krieger im Heer, glaubt sich von den Häuptern desselben gekränkt und beleidigt. Er beschließt sich an ihnen zu rächen; aber eine Gottheit mißleitet seine Schritte. Er tödtet die Heerde, indem er seine Widersacher zu tödten glaubt. Bald darauf erwacht er aus seinem Wahn und dieses Erwachen ist der Anfang einer tiefen Melancholie. In seiner Rache betrogen, ein Spott seiner Feinde, bleibt ihm nichts übrig als die Wahl zwischen einem schimpflichen Leben und dem Tod. Er wählt den letztern; und diese Handlung, die den Inhalt einer berühmten Tragödie des Alterthums ausmacht, ist das Resultat der äußern, von einem höhern Wesen, oder, wenn man will, von dem Schicksal bereiteten Umstände. Dieser Held heiße Ajax, Agamemnon oder Achill, sein individueller Charakter kömmt in keinen Betracht. Genug, daß er ein Mann von Ehre ist, wie jeder Krieger es seyn muß. Und wenn er das ist, so wird die Tragödie niemals einen andern Ausgang haben können, als den, welchen sie hat.

Dieß ist der allgemeine Charakter der griechischen Tragödie. Dieß ist der Charakter, welchen Aristoteles von ihr, und wie es scheint, von jedem Drama verlangt. Zuerst sorge der Dichter

für die Handlung, für die Fabel des Stücks. Die ganze Einrichtung desselben kann erfunden, die Anordnung desselben gemacht seyn, ehe der Dichter etwas weiter von dem Charakter der Personen weiß, als die allgemeinsten Bestandtheile. Die Charaktere sind also der Fabel untergeordnet. — Wenn man will, daß das Drama eine eigne, von jeder andern Gattung verschiedne Dichtungsart ausmache, wenn man den Unterschied desselben von andern Gattungen nicht blos in die äußre Form setzen will, und wenn sich die Materie desselben von dem Lehrgedichte unterscheiden soll, so kann man wohl nicht läugnen, daß die von Aristoteles festgesetzte Rangordnung der ersten wesentlichen Theile der Tragödie die einzige richtige sey — 1790.

— Jede Gattung der Dichtkunst hat eine gewisse höchste Wirkung, welche ihr hauptsächlichster Zweck seyn muß. Da die vollständige Darstellung eines Charakters, und die deutliche Kenntniß desselben in einer andern Gattung weit vollkommner erreicht werden kann, so folgt hieraus, daß sie nicht der letzte Zweck der dramatischen Poesie seyn könne.

Diese andre Gattung ist der Roman. Der Romandichter hat alle den Raum, der dem Dramatiker fehlt, einen Charakter von allen Seiten zu schildern, und von seinen ersten Keimen an durch alle die Veränderungen zu verfolgen, welche die Umstände in ihm hervorgebracht haben. Der dramatische Dichter, wenn er nicht bloße Dialogen schreibt, wenn er sich den Gesetzen der Bühne unterwirft, hat nur wenige Scenen, in denen er unmöglich viel mehr als einige wenige Seiten eines Charakters vollkommen und vollständig darstellen kann. Dieses ist genug, wenn der letzte Zweck des Dichters Darstellung einer Begebenheit ist; und und wir fodern nicht mehr von ihm, als uns soviel von den Charakteren zu zeigen, als nöthig ist, um die Handlung wahrscheinlich und möglich zu machen. Dieses steht in seiner Gewalt; diesen Zweck kann er erreichen, wenn er Genie und philosophischen Geist hat; aber mit allem Genie von der Welt, wird er in den engen Raum von fünf Akten nur eine sehr unvollständige Schilderung eines ganzen Charakters hineinzwingen.

Außer dem Raum aber wird ihm noch überdieß der Vortheil eines lebhaften Interesse fehlen. Die Neugierde wird nicht gereizt, die Erwartung nicht gespannt, die Leidenschaften nicht zu einem dauernden Tone gestimmt. Denn alles dieses vermag nur

1790. da zu entstehn, wo wir einen gewissen Zweck ahnden, wo wir eine genaue Verbindung von Wirkung und Ursache bemerken, wo mehrere einzelne Theile sich zu dem Ganzen einer Handlung zusammenschließen. Ein solches dramatisches Gedicht kann die vortreflichsten Situationen, die rührendsten Scenen, die stärksten Tiraden enthalten; es kann in einzelnen Stellen höchst poetisch, wahr und vortreflich seyn, aber es ist niemals ein vollkommenes Gedicht.

Ein solches Gedicht ist der Torquato Taßo, mit dem Hr. von Göthe das Publikum neuerlich beschenkt hat; ein Stück voll einzelner Schönheiten, aber im Ganzen mangelhaft; voll feuriger, rührender, erhabner Gedanken, aber ohne eine Handlung, die diese einzelnen Theile unter Einen Gesichtspunkt brächte, und ihre Wirkung in Einen Brennpunkt vereinigte. Man wird sie mit Vergnügen hören, sie werden sich dem Gedächtnisse einprägen, aber sie werden sich nicht zusammenschließen; sie werden ihre Kräfte nicht gemeinschaftlich äußern.

Kein Dichter kennt das Wesen des Romans und des Drama genauer und inniger als der Verfasser der Iphigenie und der Leiden des jungen Werthers. In diesen beyden Werken hat er mit unverwandten Augen auf das Ziel losgesteuert und die höchste Wirkung der Gattung erreicht, unter welche diese Meisterstücke eines wahren poetischen Geistes gehören. Wenn es jemals eine vollkommne Tragödie gegeben hat, so ist es die Iphigenie, und wenn jemals ein Roman die strengsten Forderungen der Kritik befriedigte, so sind es die Leiden des jungen Werthers.

Aber der Taßo ist weder ein Roman, noch ein Trauerspiel, noch überhaupt ein Drama in Aristoteles Sinn. Uns scheint er nichts weiter zu seyn, als eine dramatische Schilderung eines Charakters, oder vielmehr nur einer besondern Seite desselben unter verschiedenen Gesichtspunkten; eine Reihe von Situationen, eine Folge von Scenen, deren jede für sich einen vorzüglichen Werth hat, und deren zuweilen drey oder viere ein poetisches Ganze ausmachen, die aber durch nichts zusammengehalten werden, als höchstens durch eine Leidenschaft, die weder Anfang, Mittel noch Ende hat.

Wir wollen unsern Lesern den Inhalt dieses Schauspiels vor Augen legen. —

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Dies ist der Inhalt dieses Stücks, von dem wir aus guten Gründen einen so weitläuftigen Auszug gegeben haben. Wir wollten den Leser so viel als möglich in den Stand setzen, selbst zu urtheilen; wir wollten uns selbst vor dem Scheine der Partheylichkeit sicher stellen. Denn so oft wir auch dieses Schauspiel gelesen und wieder gelesen haben, so oft haben wir uns in der unangenehmen Verlegenheit gefunden, die man etwa zu fühlen pflegt, wenn man über einen Mann urtheilen soll, der uns äusserst günstig angekündigt wurde, und den wir denn doch eine Reihe Handlungen begehn sehn, die mit der erregten Erwartung ganz und gar nicht zusammen stimmen. Wir möchten ihm nicht gern Unrecht thun, wir möchten nicht zu keck urtheilen. Wir werden mißtrauisch gegen uns selbst und die Eindrücke, welche wir bekommen haben. Der Nebel des Vorurtheils, mit dem unsre Augen umhüllt wurden, muß sich verziehn, ehe wir ein reines Urtheil über seinen Charakter zu fällen wagen. 1790.

Das Werk eines großen Genies, auch selbst sein mißrathenes Werk verdient schon, daß man länger dabei verweile und es genauer betrachte. Es ist hier immer mehr zu lernen, als bey den Produkten mittelmäßiger Köpfe, die, mit dem Lobe der Fehlerlosigkeit zufrieden, den erhabnern Schönheiten niemals so eifrig nachstreben, daß sie darüber in Gefahr gerathen sollten, sehr tief zu fallen. Oft sind die Fehler eines vortreflichen Kopfs selbst lehrreich, und er verirrt sich selten, ohne wenigstens einige glückliche Entdeckungen zu machen.

Die vornehmsten Theile eines jeden Drama sind die Handlung, die Charaktere und die Ausführung. Was ist denn nun die Handlung des gegenwärtigen Stücks?

Taßo ist in die Prinzessin verliebt; sie will ihm wohl. Der Beyfall, mit dem sie ihn beehrt, der Kranz, mit dem sie seine Verdienste lohnt, die Hoffnungen, die sie ihm macht, alles dieses scheint darauf abzuzielen, diese Leidenschaft zu dem Hauptgegenstande des Stückes zu machen. Aber indem die Erwartung des Zuschauers auf diesen Gegenstand gerichtet ist, indem er irgend einen wichtigen Erfolg von dieser Liebe erwartet, müßen andre Vorfälle in Taßo's Herzen den Argwohn erregen, daß er von seinen vermeintlichen Freunden verrathen und von der Prinzeßin verlassen sey. Kaum aber erblickt er sie wieder, kaum nimmt er den Antheil wahr, den sie an seinem Schicksale nimmt, so läßt

1790. er seinen Verdacht wieder fahren, und wirft sich in ihre Arme. Das Unglück will, daß sich bey der Katastrophe dieser leidenschaftlichen Scene einige unerwartete Zuschauer finden sollen, und dieser Theaterstreich macht der ganzen Handlung und unsern Erwartungen ein plötzliches Ende.

Nun kann aber eine Handlung, welche nicht endigt, unmöglich die Haupthandlung eines Stückes seyn. Und wie kann eine Handlung geendigt heißen, bey welcher uns noch so viel zu fragen übrig bleibt? Ist Taßo nun von seiner Liebe geheilt, oder ist er auf ewig ein unglückliches Opfer seiner Leidenschaft? und — jenes Theaterstreichs? Werden die Gesinnungen, die er in der letzten Scene äußert, unveränderlich in seinem Herzen bleiben? Wird sein Mißtraun auf ewig erlöschen oder auf ewig entzündet seyn? In welches Verhältniß wird er dann mit der Prinzeßinn treten? Welche Folgen wird Alphonsens Erscheinung bey der Umarmung haben? — Alles dieß sind Fragen, die man zu thun gezwungen ist, nachdem der Vorhang gefallen war, und deren keine sich aus dem Stücke selbst auflöst. Alles dieß sind Zweifel, die der Dichter zu heben vergessen hat.

Aber diese Zweifel vermehren sich noch, wenn man Taßo's Verhältniß zum Antonio erwägt. Nachdem wir die beyden ersten Akte dieses Stücks gelesen hatten, so glaubten wir die Hauptpersonen desselben in Taßo und Antonio sehr deutlich zu erkennen. Wir hoften aus ihren wechselseitigen Verhältnissen die Entwicklung und Auflösung entspringen zu sehn. Sie waren so vorzüglich ausgezeichnet; ihr Zwist war so sorgfältig vorbereitet. Entweder, dachten wir, wird Antonio's kalte Politik den jungen unbesonnenen Dichter zu Grunde richten, oder sie wird zuletzt, nach manchem mißlungenen Versuche, dem Edelmuth und dem entschiedenen Verdienste seines von einem aufgeklärten Fürsten beschützten Gegners weichen müssen. Aber es geschieht keines von beyden; und es geschieht eigentlich auch nichts drittes. Denn am Ende weiß man doch nicht recht, ob es Antonio redlich oder unredlich mit dem unglücklichen Jüngling meynt.

Indessen scheint doch auch der Zwist mit Antonio den Knoten der Handlung auszumachen. Taßo wird gefangen gesetzt. Wie wird sich das lösen? denken wir. Was wird diese Gefangenschaft für eine Wirkung hervorbringen? Die erste Wirkung, welche wir entstehn sehn, ist ein schwarzer Argwohn, der sich seiner Seele

bemeistert; die zweyte ist sein Entschluß Ferrara zu verlassen und 1790.
nach Rom zu gehn.

Ist vielleicht diese Reise nach Rom der Zweck der ganzen Handlung? Unmöglich. Sie ist nicht einmal das Ende derselben. Taßo verlangt die Erlaubniß dazu mit Ungestüm. Er zwingt sie dem Fürsten ab. Nun erscheint die Prinzessinn, und auf ihr Abrathen scheint er den ganzen Reiseplan aufzugeben, und verlangt ein Plätzchen als Castellan auf einem Lustschloß des fürstlichen Hauses. Und endlich — nach der Umarmungsscene — ist weder von Bleiben noch von Gehen mehr die Rede.

Es erhellt schon hieraus mehr als zu deutlich, daß dieser Theil des gegenwärtigen Schauspiels fehlerhaft sey. Die Haupthandlung hebt sich nicht heraus, und was man dafür annehmen mag, ist nur angesponnen, nicht zu Ende gebracht. Selbst nicht einmal der Zustand, in welchem wir den Dichter in der letzten Scene erblicken, und der freylich das Resultat der vorhergehenden Zustände ist, kann für das Ende der Handlung gelten. Denn er scheint vielmehr der Anfang einer neuen Reihe von Begebenheiten, als das letzte Glied in der Reihe mehrerer Glieder zu seyn.

Das Ende einer Handlung, sagt Aristoteles, ist dasjenige, was nothwendigerweise auf etwas vorhergehendes folgt, aber nichts nothwendig nach sich erfordert. Wo ich also in einer Reihe von Begebenheiten, deren jede die Ursache einer folgenden ist, keine Wirkung wahrnehme, die mich nichts weiter erwarten läßt, da kann unmöglich das Ende einer Handlung seyn. Und so ist es gleichwohl in diesem Schauspiel. Wir sehen eine Reihe von Handlungen, welche sich zu einem Zwecke zu verbinden scheinen. Taßo's Zwist mit Antonio, seine Gefangenschaft, seine Liebe, sein Argwohn, seine Unbesonnenheit, alles dieses sind Fäden, aus denen wir am Ende Einen Knoten geknüpft zu sehn hoffen. Aber unsre Hoffnung wird getäuscht. Alle diese Fäden werden abgeschnitten, und verlieren sich in das Unendliche; statt sich zu vereinigen.

Aber wie gesagt, der Dichter scheint um die Handlung seines Stücks unbekümmert gewesen zu sein. Es war ihm vielleicht nur um die Darstellung eines Charakters zu thun, und was sich von Handlung findet, ist vielleicht nur in der Absicht erfunden, dem Helden des Stücks eine Gelegenheit zu verschaffen, diese oder jene Seite seines Charakters herauszukehren.

(Folgt Abhandlung über den Charakter Tasso's.)

1790. — Ein Schauspiel kann seiner Anlage nach fehlerhaft, die Charaktere in demselben können unrichtig oder zu schwach gezeichnet seyn, und es kann dennoch durch die Schönheit einzelner Situationen, durch die glückliche Verbindung derselben, durch einzelne vorstechende Gedanken, durch die Wahl des Ausdrucks, mit einem Worte, durch das, was man die Schönheiten des Details nennt, gefallen und Bewunderung erregen. In der That; viele der berühmtesten Werke großer dramatischer Dichter befinden sich in diesem Fall; und es giebt deren weit mehrere, welche durch jene Schönheiten von niedrigern Rang, als welche durch Regelmäßigkeit, Größe und Vollkommenheit der Anlage auf dem Theater gefallen haben. Der große Haufe wird nur von jenen Schönheiten gerührt; den Mangel der letzteren ahndet er kaum; und die Volksdichter, denen es nur um ein volles Haus, und um thätige Hände zu thun ist, geben sich die Miene sie zu verachten, weil sie zu träge oder zu unfähig sind, nach ihnen zu streben. Indeß erreichen Stücke dieser Art die höchste Wirkung nie, und wenn sie genug beklatscht worden sind, will sie niemand weder lesen noch sehn. Die Stimme des Verstandes wird spät gehört, aber endlich bringt sie doch durch; das Publikum kömmt aus seiner Extase zurück; es fängt an, sich über seine Bewunderung selbst zu wundern; und oft verwandelt sich das allgemeine Lob mit einemmal in Verachtung und Tadel.

Wir sind weit entfernt zu glauben, daß dieses Schicksal den Tasso, mit dem wir uns schon in dem vorigen Stück dieser Bibliothek beschäftigt haben, treffen werde. Dieses Schauspiel scheint nicht für das Theater bestimmt; es ist eben so wenig auf eine plötzliche Wirkung calculirt. Die Schönheiten desselben sind nicht empfindbar für Zuschauer, wie sie in Deutschland gewöhnlich sind. Dieser Schönheiten sind bey allen Fehlern der Anlage sehr viel, und sie halten gewissermaßen für den Verdruß schadlos, welchen die letztern verursachen. Wir wollen diese vergeßen, und uns nur mit jenen beschäftigen. Wir wollen einzelne Situationen, Scenen und Tiraden betrachten, und indem wir das Ganze, zu dem sie gehören, aus den Augen lassen, ihren absoluten und eigenthümlichen Werth untersuchen.

Aus guten Gründen schränken wir uns bey dieser Untersuchung auf den ersten Aufzug ein.

(Folgt Zergliederung des ersten Aufzugs.)

— Doch es ist Zeit, die Beurtheilung eines Stücks zu 1790.
schließen, das die meisten unserer Leser wahrscheinlich so gleich nach seiner Erscheinung, als das Werk eines unserer größten dramatischen Dichter, mit Begierde werden ergriffen haben. Nur wenige vielleicht haben es zum zweytenmal vorgenommen. Die meisten hat vielleicht der erste Eindruck von einer wiederholten Lectüre abgeschreckt. Ein Urtheil nach dem ersten Eindrucke ist selten gerecht. Die Pflicht des Kunstrichters ist es, das Urtheil des Publikums genauer zu untersuchen, es zu bestimmen und zu berichtigen. Weder die blendenden Schönheiten, die beym ersten Anblick einnehmen, werden ihn hindern, verborgene Fehler anzuzeigen; noch werden die auffallenden Fehler abhalten, die versteckten Schönheiten aufzuspüren. Zwar alles wird er nicht einzeln erörtern; aber er wird doch einzelne Winke geben, und die Aufmerksamkeit auf die Punkte leiten können, welche am leichtesten übersehen oder unrichtig beurtheilt werden. Dieses ist auch in der gegenwärtigen Beurtheilung unser Bestreben gewesen. Ob wir unsre Absicht erreicht haben, mögen Andre beurtheilen.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1790, 41. Band, 1. Stück, pag. 62—104, und 2. Stück, pag. 253—275.



1791.

1791. **Portrait des Hrn. G. R. v. Göthe von Hrn. Lips.**

Endesunterzeichneter hat das Portrait des Herrn Geheimen Rath von Göthe gezeichnet, und ist eben beschäftigt, solches in Kupfer zu stechen. Das Gesicht ist en Face genommen, und der Kopf $5^1/_2$ Pariser Zoll hoch. Er wünscht nach Vollendung dieser Arbeit Liebhabern sogleich die besten Abdrücke davon übersenden zu können, welches nach der Ordnung geschehen soll wie die Subscriptionen bey ihm einlaufen, welche er noch vor der Leipziger Oster-Messe, jedoch postfrey sich erbittet. Zugleich wünscht er, um der Bequemlichkeit der Versendung willen, daß an entferntern Orten sich Collekteure finden möchten, an welche sodann die Abdrücke zusammen überschickt werden können. Wer auf 6 Exemplare subscribirt, erhält das 7te für seine Bemühung. So bald die Platte fertig ist, wird das Publikum davon benachrichtiget, und gegen Einsendung des Geldes, die Abdrücke sogleich abgesendet werden. Der Preis ist ein Laubthaler. Weimar den 9ten Febr. 1791.

Joh. Heinr. Lips.

* * *

Da uns von Hrn. Kupferstecher Lips, dessen vortreflichen Grabstichel Teutschland schon hinreichend kennt, die Haupt-Besorgung dieses Subscriptions-Geschäfts übertragen worden, so

erbieten wir uns gegen alle Liebhaber, Buch- und Kunsthandlungen, 1791.
die sich deshalb mit ihren Bestellungen an uns wenden wollen, zur besten und genauesten Besorgung ihrer Aufträge. Weimar den 28. Febr. 1791.

Die Expedition des Journals des Luxus und der Moden.

Intelligenz-Blatt des Journals des Luxus und der Moden, Weimar, 1791, März, pag. 23.

Gotha.

Bey Ettinger ist erschienen: **J. W. von Göthe, Herzogl. Sachs. Weimaris. geheimen Raths, Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären.** 1790. 86 Seiten in 8. (9 Gl.). Es gab einst, und giebt vielleicht noch eine Klasse von tiefgelehrten und weisen Männern, die den Begriff eines Dichters mit wahrer Gelehrsamkeit, mit Philosophie, mit jedem andern Verdienst nie verträglich, und Ausnahmen davon höchst seltsam und wunderbar finden. Wir hoffen nicht, daß die Ueberbleibsel dieser Secte noch unter unsern Lesern zahlreich seyn werden; vielmehr setzen wir bey jedem derselben so viel Beurtheilung voraus, daß sie, ohne die Beschäftigungen unsers Verf. mit ernsthaftern Wissenschaften schon durch den Ruf näher zu kennen, auch in der gefälligsten Hülle, die er als Dichter gewählt hat, den tiefforschenden, und der Natur auf ihren geheimsten Wegen nachdringenden Denker nicht verkannt haben, und daß ihnen daher sein öffentliches Erscheinen in einer neuen Sphäre, wenn gleich unerwartet, doch gewiß nicht wunderbar vorgekommen ist, daß sie vielmehr auch auf dieser Laufbahn sich auszeichnende Schritte von ihm versprechen. Bey einem Gegenstande, wie der in der uns vorliegenden Schrift behandelte, war diese Erwartung um so gerechter, als hier würklich so viel Phantasie, daß die Philosophie sich nüchtern dabey erhält, die Schritte zu erleichtern und kühner zu machen vermag. Die Natur will sich nicht bloß verfolgt, sie will sich oft vorgeeilt sehen. Dieses that der Verfasser aber immer so, daß er, von Philosophie geleitet, sie nach wenigen Schritten sicher wieder fand. Auf diesem Wege gelang es ihm, uns ihrem Heiligthum merklich näher zu

1791. bringen, so daß wir bey den wichtigsten Endzwecken, die dem Pflanzenleben eigen sind, dem Wachsthum und der Fortpflanzung, künftig mehr denken, mehr Uebereinstimmung, mehr Größe finden können, als uns bisher bey der höchsten Undeutlichkeit unserer Begriffe hierüber möglich war. In dem gegenwärtig vor uns liegenden Bogen erhalten wir jedoch nur die Vorläufer einer ausführlichern Erörterung dieses Gegenstandes, und wir sind so glücklich, den Versuch den wir wagen, unsern Lesern den reichen Inhalt dieser Schrift einigermaßen darzustellen, mit der Hoffnung zu unternehmen, daß wir künftig darauf, als auf eine Skizze größerer Aufklärungen zurückweisen können.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1791, 23. April.

Leben und Thaten des Joseph Balsamo, sogenannten Grafen Cagliostro, nebst einigen Nachrichten über die Beschaffenheit und den Zustand der Freimäurersekten. Aus den Akten des 1790 in Rom wieder ihn geführten Processes erhoben, und aus dem in der Päbstlichen Kammerdruckerei erschienenen italienischen Original übersetzt. Zürch 1791. 1/2 Alphab. in 8. kostet 9 Gr.

Leben und Thaten Joseph Balsamo, des sogenannten Großen Cagliostro, gezogen aus dem wieder ihn zu Rom im Jahr 1790 angestellten Proceß — aus dem Italienischen übersetzt, von C. J. J. Erstes Heft. Weimar 1791. 141 S in 8. kost. 6 Gr.

Beides ein paar zu gleicher Zeit erschienene Uebersetzungen, von dem zu Rom gedruckten Compendio della vita e della gesta di Giuseppo Balsamo, denominato il Conte Cagliostro — 1791, jedoch mit einigen Verschiedenheiten, und letztere hier noch nicht ganz. —

(Folgt Inhaltangabe.)

Neueste Critische Nachrichten, Greifswald, 1791, 20. August.

Ankündigung eines Werks über die Farben, vom Hrn. G. R. v. Göthe. 1791.

Es ist meinen Freunden und einem Theil des Publici nicht unbekannt, daß ich seit mehreren Jahren verschiedene Theile der Natur-Wissenschaften mit anhaltender Liebhaberey studire, und ich habe deswegen manchen freundlichen Vorwurf erdulten müssen, daß ich aus dem Felde der Dichtkunst, wohin uns so gern jedermann folgt, in ein anderes hinüber gehe, in das uns nur wenige begleiten mögen.

Durch den kleinen Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, haben sich diese Beschwerden eher vermehrt, als vermindert, denn indem ich mit demselben Kennern der Botanik von meinen Bemühungen Rechenschaft geben wollte, so mußte diese Schrift bloßen Liebhabern beynahe unlesbar werden.

Ich wage es gegenwärtig, das Publikum auf eine andre Arbeit aufmerksam zu machen, davon ich ihm einen Theil in kurzem vorzulegen gedenke. Sie beschäftigt sich mit den Farben, besonders denjenigen, welche man reine ursprüngliche Farben nennen darf: die wir an völlig ungefärbten Körpern oder durch das Mittel ungefärbter Körper gewahr werden, wie die Farben sind, welche uns das Prisma, die Linse, die Wassertropfen und Dünste, zeigen.

Ich werde zuerst das Prisma vornehmen, und die Eigenschaften dieses interessanten Instruments näher untersuchen. Es ist bekannt, daß auf der Würkung desselben die angenommene Farben-Theorie beruht, und es verdient in mehrern Rücksichten allgemeiner bekannt zu seyn, als es ist.

In der Jugend reizen uns wenigstens einige Zeit die Erscheinungen des Prisma; wir bewundern die Farben, die dadurch an allen Gegenständen sichtbar werden, und wir mögen bey reifern Jahren dieses Instrument, so oft wir wollen, vor die Augen nehmen, so entzückt uns der Glanz der Phänomene, die wir dadurch gewahr werden. Allein dieses Vergnügen dauert nicht lange; das Schauspiel ist prächtig aber regellos, und wir legen bald, ohne darüber viel gedacht zu haben, mit geblendeten Augen das Glas aus den Händen.

Ein anderer Theil von Erfahrungen die damit gemacht

1791. werden können, erfordert einen größern Apparat, welchen anzuschaffen und zu benutzen nur wenige Beruf und Gelegenheit haben.

Ich konnte mir in diesen Rücksichten den Wunsch nicht versagen, eine Anzahl Erfahrungen, an denen ich großes Vergnügen fand, und die mir und andern merkwürdig genug schienen, bekannt zu machen. Ich denke sie in einer gewissen Ordnung vorzutragen, so daß eine durch die andere gewissermaßen erklärt werde.

Wäre es meine Absicht, nur für Kenner zu schreiben: so würde es hinreichend seyn, die Versuche in einer Reihe aufzustellen, und die theoretische Ausführung und Anwendung einem jeden zu überlassen; da ich aber allgemeiner zu interessiren wünsche, und man nicht leicht eine Folge von Versuchen vortragen kann, ohne daß der Verstand und die Einbildungskraft des Zuschauers und Zuhörers auch ihren Theil an der Unterhaltung verlangen: so werde ich der Nothwendigkeit nicht ausweichen können, durch Theorie und Hypothese die vorzutragenden Erfahrungen einigermaßen zu verbinden; ja man würde mir verzeihen, wenn ich mich genöthigt sehen sollte, von jenem System einigermaßen abzuweichen, das ungeachtet aller Widersprüche, die es erdulten mußte, sich noch immer im ausschließlichen Ansehen erhalten hat.

Ich werde suchen, mich der möglichsten Deutlichkeit zu befleißigen; eben so wird gesorgt werden, daß jedermann die vorgetragenen Versuche leicht und bequem aufstellen könne. Zu der kleinen Schrift, welche Michael erscheint, werden die Tafeln nicht geheftet, sondern einzeln, in einem Packet, in der Form von Spielkarten ausgegeben werden. Ein Prisma von hellem Glase wird hinreichend seyn, die angezeigten Erfahrungen ausserhalb der dunkeln Kammer ohne weitern Apparat zu wiederholen.

Ich hoffe das schöne Geschlecht, dessen Auge jedes Verhältniß der Farben so fein beurtheilt, Künstler welche den größten Theil ihres Lebens auf Betrachtung und Nachahmung der reizenden Harmonie wenden, welche über die ganze sichtbare Natur ausgebreitet ist, werden Antheil an meinen Bemühungen nehmen. Ich glaube, Lehrern der Jugend ein Mittel zu angenehmer Unterhaltung ihrer Zöglinge in die Hände zu geben, und wünsche Liebhabern und Kennern der Naturlehre einigermaßen neu zu seyn.

Weimar, den 28. August 1791.

Goethe.

* * *

Obiges Werk erscheint in unserm Verlage zur Leipz. Michael. 1791.
Messe. Bey seiner Erscheinung werden wir den Preiß und die Einrichtung desselben, welche es auch zu einem artigen wissenschaftlichen Neujahrsgeschenk geschickt macht, den Liebhabern anzeigen.

Industrie-Comptoir
zu Weimar.

Intelligenz-Blatt des Journals des Luxus und der Moden, Weimar, 1791, September, pag. 101—103.



1792.

1792. Das neue Drama des Hrn. geh. Raths von Göthe, das in Weimar schon zweymal mit außerordentlichem Beyfall aufgeführet worden ist, der Groß Cophta, wird in Berlin bey Unger mit Didotschen Schriften gedruckt.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1792, 22. Februar.

Ueber ein Gemählde von Göthe.

Der Begriff von der Macht des Ausdrucks ist wohl nirgends erhabner ausgesprochen, und dieser Ausspruch zu gleicher Zeit durch die herrlichste Probe erwiesen worden, als in dem folgenden poetischen Gemählde von Göthe, das in der beschreibenden Gattung immer ein unerreichbares Muster bleiben wird.

Die Vorbereitung zu diesem Gemälde macht das unverhaltne, geradezu bezeichnete Selbstgefühl des Mahlers:

„Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin „nie ein größerer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken".

Hier ist die höchste Naivität und Einfalt des Ausdrucks, der auf einmal alles sagt, was in der Seele des Dichters schlummerte, welcher, ehe er noch sein Gemählde zu entwerfen

anhebt, es schon in seiner ganzen Kraft und Fülle in seinem 1792.
Busen fühlt, und dieß Gefühl zuerst ausspricht, dem er nun den Beweiß unmittelbar hinzufügt, indem er sich, den wunderbaren Eindruck, welchen die umgebende Natur auf ihn macht, zu entwickeln, und seine innigsten Empfindungen durch den harmonischsten Silbenfall und den bedeutendsten Klang der Worte sich selber und dem Leser vernehmbar zu machen sucht.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe „Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines „Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere „Heiligthum stehlen, und ich dann im hohen Grase am fallenden „Bache liege, und nahe an der Erde tausend Gräschen mir „merkwürdig werden; wenn sich das Wimmeln der kleinen Welt „zwischen Halmen, die unzähligen Gestalten der Würmchen, der „Mückchen, näher an meinen Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das „Wehen des Alliebenden, der uns, in ewiger Wonne schwebend, „trägt und erhält; mein Freund, wenns dann um meine Augen „dämmert, und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner „Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehn' ich mich „oft und denke, ach, könntest Du dem Papier das einhauchen, „was so voll so warm in meiner Seele lebt, daß es würde der „Spiegel deiner Seele, so wie deine Seele ist der Spiegel des „lebendigen Gottes!"

Was nun diesem, so wie andern Naturgemählden dieses Dichters einen so hohen Reitz giebt scheint vorzüglich die Kunst oder Wahl zu seyn, womit die einzelnen Züge gestellt und geordnet sind, daß sie sich wie von selber zu einem vollendeten Ganzen bilden.

Zuerst wird mit wenigen Zügen ein Umriß um das Bild entworfen, dann senkt sich die Darstellung von ihrer Höhe immer tiefer bis zu dem kleinsten Gesichtskreise des Auges, zu dem Grashalm am Boden nieder; je tiefer sich die Darstellung niedersenkt, jemehr das Bild sich im Kleinen ausmahlt, desto inniger und lebhafter wird die Empfindung, die dann gleichsam aus ihrem Mittelpunkte sich wieder erhebt, und die Darstellung wieder steigen läßt, so wie sie vorher sich niedersenkte, bis zuletzt ein großer Umriß sich wieder um das Ganze zieht, und eine das Ganze umfassende Empfindung zuletzt das Bild vollendet.

1792. Umriß.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe „Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß „meines Waldes ruht",

Niedersenkung.

„und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum „stehlen",

Niedersenkung.

„und ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege",

Niedersenkung.

„und nahe an der Erde tausend Gräschen mir merkwürdig „werden,"

Niedersenkung.

„wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, „die unzähligen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an „meinem Herzen fühle,"

Erhebung.

„und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach „seinem Bilde schuf,"

Erhebung.

„das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne „schwebend, trägt und erhält,"

Großer Umriß.

„Mein Freund, wenns dann um meine Augen dämmert, „und die Welt um mich her, und der Himmel ganz in meiner „Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten;"

Vollendung.

„Dann sehn' ich mich oft und denke: ach könntest du dem „Papier das einhauchen, was so voll so warm in deiner Seele „lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele „ist der Spiegel des lebendigen Gottes!"

Das Bild schließt sich wie es anhub, mit dem unmittelbaren Ausdruck der Empfindung:

Anfang.

„ich bin nie ein größerer Mahler gewesen, als in diesen „Augenblicken — —

Schluß.

„Könntest Du dem Papier das einhauchen, was so voll so „warm in Deiner Seele lebt!"

Gerade mit diesem Wunsche und mit jenem Selbstgefühl 1792.
zusammengenommen ist hier der Ausdruck der getreueste Spiegel der Seele, welchen vielleicht je eine Feder entworfen hat; und möge dieß Bild einem jeden, der Empfindungen an den Schönheiten der Natur erkünstelt, und Gefühle aussprechen will, die er nicht hat, zur Verzweiflung aufgestellt seyn!

Denn das siehet ein jeder wohl ein, daß der Dichter, als er sein Gemälde entwarf, nicht an Umriß, Niedersenkung, Erhebung, oder Vollendung dachte, sondern daß nur durch das Bestreben, treu und wahr seine Empfindung auszusprechen, jener Umriß, jenes harmonische Fallen und Steigen, und jene reitzende Vollendung sich bildete.

Denn Schönheit und Wahrheit sind unzertrennlich miteinander verknüpft.

Die höchste Wahrheit des Ausdrucks bildet ihn auch schön, weil sie ihn der Natur nachbildet. Und alles Bestreben nach Schönheit des Ausdrucks wird vergeblich seyn, wenn das Bestreben nach Treue und Wahrheit ihm nicht vorangegangen ist; wenn die Seele nicht sorgsam auf den innern Einklang gelauscht hat, durch welchen sie mit der umgebenden Natur zusammenstimmend, allein das Herz bewegen kann.

Dieß ist jene Sehnsucht, dem Papier unmittelbar einzuhauchen, was in der Seele lebendig dasteht, und unter dem Buchstaben nur zu leicht verschwindet.

Das Auge schaut umher und durchwandelt die Gegend. —

Es heftet sich auf den Boden, und beschränkt sich auf den Fleck, wo es den Grashalm unterscheidet. —

Es blickt wieder auf und spiegelt Himmel und Erde. —

Es giebt nichts Erhabners als die Nebeneinanderstellung dieser Erscheinungen der Natur in ihrem größten und in ihrem kleinsten Umfange.

Und die Mahlerey vom Großen ins Kleine, vom Weiten und Fernen ins Nahe und Enge ist so sehr der Natur gemäß, daß sie durch die Täuschung der perspectivischen Darstellung die Natur selbst zu seyn scheint.

Die Schönheit und Wahrheit im Ausdruck aber muß wohl vorzüglich darin ihren Grund haben, daß einer sich mit einer gewissen Ruhe der Seele den Eindrücken der schönen Natur über-

1792. läßt, und die Folge derselben durch die Darstellungssucht bey ihm nicht unterbrochen wird.

Denn eben diese ununterbrochene Folge der Eindrücke macht, daß das Bild wegen seiner täuschenden Aehnlichkeit mit der Natur, uns in Bewunderung und Erstaunen versetzt.

Wer nun aber eine solche Ruhe der Seele besitzt, bey dem fehlet es gemeiniglich an Darstellungstrieb oder Kraft, und wer diese hat, bey dem findet sich selten der erforderliche Grad von Ruhe der Seele; darum kann es nur wenige Dichter geben.

Der Darstellungstrieb muß sich dem ruhigen Eindruck unterordnen, und die glücklichen Momente abwarten; dazu gehört eine große Kraft der Seele, die in den Augenblicken immer wachsam seyn muß, daß über dem Verlangen nach der schönen Darstellung die Wahrheit der Empfindung nicht verloren gehe, und wiederum über dem Vergnügen an der Wahrheit der Empfindung selber die Darstellung nicht vergessen werde.

Die wahre Darstellung ist daher gewissermaßen ein Ringen mit der Natur, die doch immer mächtiger ist, und sich von dem menschlichen Geiste weder in Worte noch Umrisse bringen läßt; daher kömmt denn auch noch der allerwahrste Zug zu dem Gemählde unsers Dichters:

„ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt „der Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

Den Zustand, welcher zu einem Abdrucke der Seele, wo der Darstellungstrieb der Empfindung niemals vorgreift, erfordert wird, schildert der Dichter in der folgenden Stelle, welche der nächsten Vorbereitung zu seinem Gemälde noch vorangeht:

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem „Herzen genieße. Ich bin so allein, und freue mich meines Lebens, „in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die „meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem „Gefühl von ruhigem Daseyn versunken, daß meine Kunst „darunter leidet."

Hierauf folgt nun eben die Stelle:

„ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin „niemals ein größrer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken."

Unter der Fülle des Genusses leidet wirklich die Kunst, und

indem der Darstellungstrieb dem Genuß untergeordnet ist, so 1792.
strebt er, um gleichsam den Genuß nicht zu lange zu unterbrechen, nach dem leichtesten und unmittelbarsten Ausdruck durch die Sprache. Die Umrisse verwandeln sich in Worte; der Zeichner oder Mahler wird zum Dichter. —

Man wird nicht so leicht ein Werk der Poesie finden, wo der Darstellungstrieb selber sich so getreu mit dargestellt hätte, als in diesem poetischen Gemählde, in welchem gleichsam das Innerste der Seele sich darzulegen strebt.

Sehen wir nun auf das Gemählde selbst zurück, so finden wir, daß der Dichter die Folge in demselben nicht ungestraft hätte verändern dürfen; denn weil es nicht wie ein wirkliches Gemählde auf einmal dasteht, so beruht hier das meiste auf der Folge, in welcher der Dichter die Eindrücke in der Seele des Lesers entstehen läßt.

Es wäre unmahlerischer gewesen, wenn der erste Umriß weggelassen wäre, und der Dichter gleich angefangen hätte:

„wenn ich im hohen Grase am fallenden Bache liege u. s. w."

Das Bild muß aus der Ferne der Einbildungskraft und Empfindung immer näher kommen, und nicht umgekehrt aus der Nähe sich entfernen.

Erst seine Lage und dann die Eindrücke zu beschreiben, ist lange nicht so darstellend, als erst die Eindrücke und dann die Lage zu schildern, welche durch die Eindrücke und Umgebung erst Interesse erhält.

Derjenige wird die Natur am besten beschreiben, wer sie so empfindet, daß sie mit ihm selber gleichsam ein Ganzes ausmacht, indem er sich in sie versenkt, und mit ihr auf das innigste verwebt fühlt, eine solche innige Anschließung deuten die folgenden schönen Züge an:

„wenn das liebe Thal um mich dampft" —

„an der undurchdringlichen Oberfläche meines Waldes" —

— „und die Welt um mich her und der Himmel ganz in „meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten" —

Was für ein reines Organ und was für ein heller ausgebildeter Spiegel der Seele aber wird zu einer solchen Beschreibung vorausgesetzt. In den Augenblicken, wo eine solche Beschreibung glücken soll, muß das einzelne Selbstbewußtseyn, sich gleichsam in

1792. dem **Mitbewußtseyn** des großen Ganzen der Natur verlieren, wovon das denkende und empfindende Organ durchströmt wird.

Von einer solchen Stimmung der Seele, die schon da seyn muß, ehe man noch an die Darstellung denkt, kann eine solche Schilderung nur die Folge sein.

Wer eine solche Darstellung versucht, ohne daß ein solcher Zustand vorhergegangen ist, der muß eben so unwahr werden, wie einer, der bei ganz gemeinen und gewöhnlichen Schicksalen, dennoch einen Roman von seinem Leben erzählen wollte.

Die Wahrheit der Empfindung aber haucht jedem einzelnen Ausdruck Leben ein, und macht das Wort und Bild sich immer entgegen kommen:

„das dampfende Thal"

„die hohe Sonne" —

„die undurchdringliche Oberfläche der Finsterniß des Waldes" —

„die einzelnen Strahlen, die sich in das innere Heiligthum „stehlen" —

„Der Dichter im hohen Grase am fallenden Bache liegend" —

Jeder einzelne Zug in dem Gemälde tritt mit lebendigen Farben, im frischen Glanze hervor, und die Folge der Worte selber hat eine Art von Zauberkraft, weil der folgende Eindruck den vorhergehenden niemals stört oder verdrängt, sondern vielmehr mit ihm eins wird, so daß zuletzt alles **ineinandersteht**, und der Eindruck eines **Gemählbes** wirklich in der Seele hervorgebracht wird.

Moritz.

Deutsche Monatschrift, Berlin, 1792, März, pag. 243—250.

Der Groß-Cophta. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen von **Göthe.** Berlin, bey Unger. 1792. S. 241 in 8.

Der Mann, der eine lange Zeit von so manchen Blödsichtigen vergöttert, als Wunderthäter verehrt wurde, der Mann, der der Vernunft, und unserm aufgeklärten Zeitalter zum Trotze die Rolle eines außerordentlichen Menschen, eines Thaumaturgen und großen Arztes spielte, und sein Leben so unvermuthet beschloß — mit einem Worte, **Cagliostro** ist der Held dieses Schauspiels,

welches uns auf eine Zeit lang den bisher erschienenen Wust 1792.
von Familien-Gemählden, weinerlichen Lustspielen und schalen Trauerspielen vergessen läßt. Der Held dieses Stücks spielt hier seine Rolle in Frankreich zur Zeit der berüchtigten Halsbandsgeschichte, welche hier mit einer Feinheit, mit einer Ungezwungenheit auf die Bühne gebracht wird, welche uns entzückt und hinreißt. Die vortrefflichen und meisterhaft gezeichneten Situationen des Schauspiels müssen auf dem Theater von großer Wirkung seyn. Die Charaktere des Grafen, des Domherrn, der Marquise, des Ritters, der Nichte, alle sind mit einer Kraft gezeichnet, angelegt, behandelt und ausgeführt, die um so mehr frappirt, je delikater das Sujet an und für sich selbst ist, und je delikater dieses delikate Sujet behandelt worden ist. — Es fehlt hier am Raume, mehr über dieses vortreffliche, unterhaltende Stück sagen zu können, aber wie bald wird es nicht in Jedermanns Händen seyn! Und den guten Bühnen Deutschlands wäre es nicht zu verzeihen, wenn sie uns die Darstellung eines solchen Meisterwerkes lange vorenthalten wollten. Sft.

Oberdeutsche, allgemeine Literaturzeitung, Salzburg, 1792, 16. April.

Etwas von der Franz Secondaschen Gesellschaft.

Leipzig, den 15ten May 1792.

— Den 11ten (May) der Groß-Cophta, L. in 5. A. von Göthe. Trotzdem, daß keine Kosten gespart wurden, dies Stück so brillant als möglich vorzustellen, und ohnerachtet aller Mühe die sich die Schauspieler damit gaben, wollte es dennoch nicht gefallen. —

— Den 13ten May wurde der Groß-Cophta zum Beschluß wiederholt, und nun brach das allgemeine Mißvergnügen über dieses Produkt laut aus. Eine halbe Stunde vor der gewöhnlichen Zeit, wo angefangen wird, rief das Publikum einstimmig: ein andres Stück! Sie wollten nämlich den Groß-Cophta nicht mehr sehen, so, daß Hr. Opitz sich genöthigt sah, hervorzutreten, die Unmöglichkeit in der Geschwindigkeit ein andres Stück zu geben, vorzustellen, und das Publikum wieder zu besänftigen.

Annalen des Theaters, Berlin, 1792, 10. Heft, pag. 81.

1792. **Goethe's neue Schriften.** Erster Band. Mit einem Kupfer. Berlin bey J. F. Unger 1792. 8. 1 Alph. 1 Bog. 1 fl 48 kr.

Göthe's Genius ist ein wahrer Proteus; bald erscheint er als Dichter, bald als Botaniker und bald als Optiker — aber immer als Original und Erfinder. Als Dichter geht er bald die Bahn Shakespears, und bald die Bahn der Griechen, und erreicht überall das höchste Ziel des Preißes. Dieser erste Band der neuen Schriften enthält: 1) den Groß-Cophta: ein Schauspiel in fünf Aufzügen, das auch besonders zu haben, und nichts anders ist, als die berüchtigte Halsbandgeschichte, von einem Meister dramatisirt. Der Graf oder vorgebliche Großcophta, welcher die Hauptrolle spielt und der Geist der ganzen Handlung ist, ist Caglioſtro, der Domherr ist der Cardinal, der Marquis und die Marquise sind die de la Motte's, und ihre Nichte die Oliva. Nur die Katastrophe weicht von der Geschichte ab. Wenn vielleicht ein Theil des Publikums dieses Schauspiel nicht so ganz anziehend finden sollte, so müßte die Ursache blos darin liegen, daß die ganze Intrigue nebst ihrer Entwicklung aus der Geschichte unserer Tage zu bekannt ist, und daher das Interesse in einer geringen Spannung erhalten wird, obgleich der Rec. gestehen muß, daß es bey ihm eine ganz entgegengesetzte Wirkung gethan hat, denn eine Geschichte unserer Tage, die so viel Aufsehen gemacht hat, von einem solchen Menschenkenner und Dichter gemahlt zu sehen, ist sicher eben so anziehend, als eine Geschichte aus der Phantasienwelt. Ueberdieß ist dieses Schauspiel auch sehr lehrreich für unsere ganze Mitwelt, die sich so gerne von unbekannten Führern gängeln läßt, und mit Weltreformationsplanen, deren Hauptzüge aus leeren Modeworten bestehen, eben so ernstlich, wie das Kind mit der Puppe, spielt. Tiefe Blicke in das menschliche Herz und die geheimen Triebräder desselbigen, eine reine klassische Sprache, feste Charakterschilderung und ein passender Dialog wird jeden Kenner befriedigen.

— Auf dieses Schauspiel folgt 2) des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum. Mit einigen Nachrichten von seiner in Palermo noch lebenden Familie. Dieses ist ein sehr wichtiger Aufsatz. Als Herr von Göthe 1787 zu Palermo war, lernte er die Geschichte dieses Abentheurers urkundlich kennen. Er machte auch genaue Bekanntschaft mit der armen, aber frommen und wohlgesinnten Familie desselbigen. Der Brief, den ihm die alte

Mutter an ihren Sohn mitgegeben hat, ist sehr rührend. Verehrungswürdige Personen, denen Hr. v. Göthe dieses Document vorlegte und die Geschichte erzählte, theilten seine Empfindungen, und setzten ihn in den Stand, jener unglücklichen Familie seine Schuld abtragen zu können und ihr eine Summe zu übermachen, die sie zu Ende des Jahres 1788 erhielt und zwar als ein vorgebliches Geschenk des Betrügers Cagliostro. 1792.

— Der dritte Aufsatz dieses Bandes ist die Beschreibung des römischen Carnevals, welche schon vor ein paar Jahren im Druck erschienen ist, und von welcher also nichts weiter gesagt werden darf.

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1792, 3. Julius.

Berlin.

Bey Joh. Friedrich Unger: **Der Groß-Cophta.** Ein Lustspiel in fünf Aufzügen, von Göthe. 1792. 241 S. in 8. (9 Gr.) Eine bekannte Begebenheit, die in einem auswärtigen Reiche vielleicht nicht viel weniger Aufsehen, als bey uns selbst erregte, welche die Federn der Zeitungsschreiber und Schriftsteller vor ein paar Jahren so sehr in Bewegung setzte und auf welche ganz Europa aufmerksam gemacht wurde, — mit Einem Worte, die berüchtigte Halsbandgeschichte, wird in diesem Stücke dramatisch und mit einer Delikatesse behandelt, wie sie von dem Verfasser ganz zu erwarten war. Der Abentheurer aus Palermo, spielt in dem Schauspiele, wie schon der Titel desselben zeigt, eine Hauptrolle, und die Lächerlichkeiten und Nichtigkeiten seiner Geheimnisse, seine mystischen Narrheiten, sein feiner Spekulationsgeist, seine Arroganz ꝛc. werden in ein Licht gesetzt, in welchem sie billig zu stehen verdienten. — „Der verwünschte Kerl!! — sagt S. 22 die Marquise; — Er ist ein Fantast, ein Betrüger: ich weis es, ich bin überzeugt, und doch imponirt er mir.“ — Diese Rede schildert ihn und die Situation seiner Freunde ganz, und ist die gültigste Paraphrase seines Betragens und Benehmens gegen alle die, welche mit ihm umgiengen. Das ist der Mann, der, als die Schweizer ihn vor sich hertreiben, sich S. 220 selbst schildert und sagt: Mir so zu begegnen! Dem Größten aller

1792. Sterblichen! Wißt, ich bin Conte di Rostro (dieses ist sein Schauspielername), di Rostro impudente, ein ehrsamer, überall verehrter Fremder, ein Meister aller geheimen Wissenschaften, ein Herr über die Geister." — — Als Schauspiel betrachtet, hat dieses Stück ungemein frappante, feine, launichte, witzige und selbst sehr belehrende psychologische Szenen, welche auf dem Theater von großer Wirkung seyn müssen. In dem Ganzen herrscht eine unbeschreibliche Delikatesse, ein Ausdruck in dem was gesagt wird, der eben so angemessen, als hinreichend ist, eine genaue Bekanntschaft mit dem Unsinnskrämereyen, der Etourderie, List, Gewandtheit, dem mystischen Bombast, der frappanten Feyerlichkeit, der Aengstlichkeit und Leichtgläubigkeit der handelnden Personen, welche die Ausführung desselben in das brillanteste Licht setzt. — Doch wozu noch viel Gesagtes, über ein Meisterstück der Dichtkunst, welches jedermann selbst begierig lesen wird?*)

Erfurtische gelehrte Zeitung, Erfurt, 1792, 23. Julii.

Ueber die Sommervorstellungen der Franz Secondaschen Gesellschaft.

Prag, den 4ten September 1792.

— Den 10ten (Juli) der Groß-Cophta von Göthe; erlebte das nehmliche Schicksal wie in Leipzig und fiel gänzlich durch.

Annalen des Theaters, Berlin, 1792, 10. Heft, pag. 102.

Goethe's neue Schriften. Erster Band, mit einem Kupfer. Berlin 1792. 1 Alph. 1 Bog. kost. 1 Rthlr.

Dieser Band enthält: 1. Groß-Cophta, ein Lustspiel in 5 Aufzügen. Es ist die Geschichte des betrügerischen Cagliostro und der de la Motte, in Verbindung mit der bekannten französ. Halsbandsgeschichte, sehr natürlich dialogisirt und charakterisirt, nur daß der Knoten, der sich in der Entdeckung und Bestrafung der Betrüger und Betrogenen auflöst, hier etwas anders ent-

*) Verfasser: Christian August Vulpius.

wickelt oder motivirt wird. 2. Des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum, mit einigen Nachrichten von seinen in Palermo noch lebenden (armen von ihm verlassenen) Familie. Joseph Balsamo oder Cagliostro ist 1743 zu Palermo gebohren. In seiner Jugend nahm er das Kleid der barmherzigen Brüder, zeigte bald viel Geist und Geschick für Medicin, ward aber wegen seiner üblen Aufführung fortgeschickt, so daß er in Palermo nachher den Zauberer und Schatzgräber machte. Die große Gabe, alle Hände nachzumachen, ließ er nicht unbenutzt, er verfertigte ein falsches Document, kam in Untersuchung, entfloh nach Rom, wo er eines Gärtners Tochter heirathete, kehrte unter einem andern Namen zurück, ward erkannt, eingezogen, kam mit Mühe los und trat darauf eine Reise an; alles aus einem von einem Palermoschen Rechtsgelehrten nach Frankreich gesandten Memoires mit beglaubigten Beilagen erzählt. Und das ist der Wunderthäter, der so viele Köpfe schwindelnd gemacht hat! 3. Das römische Carneval, besonders das Volksfest, das sich das Volk selbst im Corso giebt; das Gedränge, Getümmel, der Lerm, die Ausgelassenheit der maskirten Personen, das Fahren der Kutschen, das Pferderennen, das Bewerfen und Batalliren mit Dragees von Gips, die Bemühung, sich einander die angesteckten Lichter auszulöschen, u. d. m. alles sehr lebhaft und anschauend beschrieben. Alles vermuthlich zur Erhohlung des Hrn. Verf. nur bei müßigen Stunden aufgesetzt. 1792.

Neueste Critische Nachrichten, Greifswald, 1792, 8. Sept.

Weimar.

Im Verlag des Industriecomtoirs ist erschienen: **J. W. von Göthe, Beyträge zur Optik. Erstes Stück mit 27 Tafeln. 62 Seiten 8. (10 gl.)** Der Verfasser, der dem Publikum schon durch seinen **Versuch über die Metamorphose der Pflanzen** einen Beweis gegeben hat, mit welchem Erfolg er auch andere Pfade, als denjenigen, auf welchem er vorher zum Tempel der Unsterblichkeit gedrungen war, zu betreten wisse, zeigt sich hier wieder auf einem neuen von beyden ganz verschiedenen Wege. In der That muß dieses um so unerwarteter und befremdender

1792. seyn, da die Optik eine von den bisher bekannten Beschäftigungen des berühmten Verf. so heterogene Wissenschaft ist, die der Phantasie einen viel kleinern Spielraum, als ihr vielleicht noch in der Botanik offen steht, verstattet, wo Witz und Scharfsinn ohne eine tiefe Einsicht in die höhere Rechenkunst unnütz werden, und die durch die angestrengtesten Bemühungen der größten Männer zu einer Vollkommenheit gebracht ist, deren Kenntniß einen vieljährigen Fleiß erfordert. Der Verf. gesteht auch selbst, daß diese Schwierigkeiten ihn zurück geschreckt haben würden, wenn er nicht bedacht hätte, daß reine Erfahrungen der ganzen Natur zum Grunde liegen sollten, und daß man eine Reihe derselben aufstellen könne, ohne auf irgend einen weitern Bezug Rücksicht zu nehmen. Er entschloß sich daher blos den physikalischen Theil der Lehre von dem Licht und den Farben ohne jede andere Rücksicht vorzunehmen, und gleichsam für einen Augenblick zu supponiren, als wann in demselben noch vieles zweifelhaft, noch vieles zu erfinden wäre. Er fängt von der Farbenzerstreuung durch das Prisma an, einem Gegenstand, den bekanntlich Newton in der Blüthe seiner Jahre mit dem mühsamsten Fleiß, mit der größten Vorsicht und der glücklichsten Anwendung der Mathematik behandelt hat. So mannichfaltig, so sinnreich und so glücklich aber auch seine Versuche waren, so wenig sind dadurch alle andern Versuche dieser Art überflüssig gemacht worden, und es ist daher gewiß ein sehr rühmliches Unternehmen, wenn jemand, der Zeit und Gelegenheit dazu hat, ähnliche Experimente von neuem anstellt; nur ob es eben so zweckmäßig ist, diese, so lange sie von den bisher allgemein bekannten Versuchen nicht verschieden sind, und nicht weiter als diese führen, dem Publikum von neuem vorzulegen, ist eine andere Frage. Indessen wenn auch diese Beyträge in der Geschichte der Wissenschaft selbst weniger merkwürdig seyn sollten, so verdienen sie doch schon ihres Verf. wegen Aufmerksamkeit, und wir hoffen daher, daß eine nähere Anzeige derselben unsern Lesern nicht unangenehm seyn werde. Es enthält dieses erste Stück die einfachsten prismatischen Versuche, die den nachfolgenden zum Grunde liegen, und deren richtige Kenntniß daher von Wichtigkeit ist. Die Ordnung aber, in welcher sie hier aufgestellt sind, ist eben nicht die bequemste, um sie mit Leichtigkeit zu übersehen, und die Regel, nach welcher diese Erscheinungen geschehen, zu finden. Es scheint, als ob sich

der Hr. Verf. mehr auffallend, als leicht begreiflich habe machen wollen. Er gibt zwar auch eine Regel an die Hand, nach welcher sie zu beurtheilen wären, aber das Mangelhafte dieser Regel wird die Richtigkeit unserer Bemerkung bestätigen. Wir wollen die vornehmsten Versuche und Erscheinungen anführen: Wenn man eine reine weiße Wand, oder eine einfarbige Fläche, wie den reinen blauen Himmel, durch ein Prisma betrachtet, so wird man keine Farben gewahr werden; sobald aber irgendwo Licht und Schatten, oder eine hellere und dunklere Farbe an einander grenzen, so werden sich hier sogleich bunte Farben zeigen. Hieraus entspringt Hrn. v. Göthens erste Hauptregel, daß nur da Farben entstehen, wo Licht und Schatten mit einander wechseln. Betrachtet man ferner einen schmalen horizontalen Streifen von weißer Farbe auf einem schwarzen Grunde durch ein gewöhnliches dreyseitiges Prisma, dessen Achse ebenfalls horizontal, und dessen brechender Winkel unterwärts gekehrt ist: so erscheint der weiße Streifen in Farben aufgelöst, welche in dieser Ordnung von oben nach unten auf einander folgen: roth, gelb, blau, violett (in einer gewissen Entfernung wird man zwischen dem Gelb und Blau noch Grün bemerken.) — Wird der weisse Streifen breiter, so trennen sich gleichsam die Farben, und man sieht an dem obern Rande roth und gelb, an dem untern blau und violett, der dazwischen liegende Theil aber bleibt weiß, und überhaupt, so oft sich der dunkle Rand über der weissen Fläche befindet, sehen wir ihn roth und gelb gefärbt, wenn er aber unter derselben liegt, so erscheint er violett und blau. Hieraus folgt unmittelbar, daß ein weisser vertikaler Streifen auf schwarzem Grunde oben roth und gelb, und unten violett und blau erscheinen, hingegen bey einem schwarzen vertikalen Streifen auf weissem Grunde, sich oben Violett und Blau, und unten Roth und Gelb zeigen muß. Es ist im letztern Fall nicht das Schwarze, welches oben violett und blau und unten roth und gelb gefärbt erscheint, sondern jederzeit das Weisse, unter und über welchem sich das Schwarze befindet. Man kann also nicht mit Recht, wie der Hr. Verf. sagen, daß sich hier die Ordnungen der Farben umkehren, denn sie zeigen sich in beyden Fällen nach derselben Regel, sondern nur, daß die Art, wie das Schwarze und Weisse zusammen verbunden sind, umgekehrt ist. Hr. v. G. wird durch diese Er- 1792.

1792. scheinung veranlaßt, einen neuen Grundsatz aufzustellen, daß nemlich das Prisma die Farben nicht auf einander folgend, sondern einander entgegengesetzt zeige. Ja, er geht gar so weit, die gegenüber stehenden farbigen Ränder vertikaler Streifen entgegengesetzte Pole zu nennen! — Besonders auffallend findet er ferner die Erscheinung, daß, wenn Schwarz und Weiß in einer auf die Achse des Prismas senkrechten Richtung zusammen stossen, der Rand alsdann ganz farbenlos erscheint, wodurch die obige Hauptregel eine gewaltige Einschränkung leidet, u. s. w. Wie hier die Sachen gestellt sind, läßt sich freylich kaum die Möglichkeit ahnden, diese Ausnahme von der Regel begreiflich zu machen. Endlich führen wir noch einen vorzüglich merkwürdigen Versuch an, nach welchem ein horizontaler schwarzer Streifen auf weissem Grunde ebenfalls völlig in Farben aufgelöst zu seyn schien, so gut wie vorhin der weiße Streifen auf schwarzem Grunde, nur zeigten sich hier die Farben in folgender Ordnung: oben blau, dann violett, dann roth, und zuletzt gelb. Dies sind die vornehmsten Resultate aller hier beschriebenen Versuche und Erscheinungen. Von der letztern sagt der Hr. Verf. daß sie einen jeden, der sie zum erstenmal wahrgenommen, in Erstaunen gesetzt, und daß er die vergeblichen Bemühungen gesehen hätte, das Phänomen aus der bisherigen Theorie zu erklären. Sollte die Schuld hiervon wohl an der Theorie liegen? wir wollen versuchen, sie von diesem Vorwurf zu befreyen, und sowohl dieses, als auch die übrigen Phänomene, so kurz, als es der Raum dieser Blätter erfordert, aus ihr zu erklären uns bemühen. Wir gehen hierbey von der bekannten Erfahrung aus, daß ein weisser Lichtstrahl durch das Prisma in farbige Strahlen zerlegt wird, worunter sich die rothen, gelben, blauen und violetten am leichtesten unterscheiden lassen. Daher erscheint ein schmaler weisser Streifen, wie oben angeführt ist, mit diesen Farben gleichsam gefärbt. Vereinigt man die farbigen Strahlen durch ein Collectivglas in einen Punkt, so hat man wieder das weisse Licht, woraus sie entstanden sind. Dasselbe wird aber auch geschehen, so oft überhaupt die farbigen Strahlen, woraus das weisse Licht besteht, in einem Punkt zusammen treffen, wenn sie gleich von ganz verschiedenen Lichtstrahlen herrühren. Wenn also ein rother, gelber, blauer und violetter Strahl zusammen treffen, sie mögen herkommen, woher sie wollen, so entsteht ein weisses Licht, und wenn diese

Strahlen sich in unserm Auge in ein und ebendemselben Punkt 1792.
der Netzhaut vereinigen, so werden sie uns die Empfindung von weissem oder ungefärbtem Licht machen. Hieraus erklärt sich, warum eine reine einfarbige Fläche, wie eine weisse Wand, durch das Prisma völlig farbenlos erscheint, ferner, warum sich bey einem breiten Streifen in der Mitte keine Farben zeigen, und überhaupt, warum immer nur die Ränder gefärbt werden. Denn gedenken wir uns an der Wand eine Reihe von Produkten, a, b, c, d, u. s. w. die in vertikaler Richtung dicht über einander liegen, und wovon ein jeder einen Lichtstrahl auf das Prisma sendet: so wird von dem untersten noch sichtbaren Punkt a, wegen der Brechung des Prismas, nur das am wenigsten brechbare Licht, nemlich das rothe, auf den obern Theil der Netzhaut fallen, (indem die übrigen Strahlen, der gelbe, blaue und violette nicht mehr durch die Pupille gehen;) eben dahin aber wird von dem Punkt b das gelbe Licht, von dem Punkt c das blaue, und von dem Punkt d das violette treffen. Also kommen alle farbigen Strahlen, woraus das weisse Licht besteht, in ein und ebendemselben Punkt der Netzhaut zusammen, und folglich bringen sie in uns die Empfindung von Weiß hervor. So geht es durch die ganze Reihe der Punkte hindurch; und von dem obersten n, dessen Lichtstrahl noch ganz in das Auge fällt; trifft zwar nur das rothe Licht den untern Theil der Netzhaut, aber da auch noch von den über n liegenden Punkten Strahlen auf das Prisma fallen, die, wenn gleich nicht mehr ganz, doch zum Theil in das Auge kommen (nemlich von dem zunächst über n liegenden Punkt kommt noch der gelbe, blaue und violette Strahl in das Auge, von dem nächstfolgenden nur noch der blaue und violette u. s. w.) so muß uns auch der Punkt so gut wie die übrigen weiß erscheinen. Es werden also die Lichtstrahlen, die von einer einfarbigen Fläche herkommen, zwar eben so gut gebrochen, als die, welche von den Rändern auf das Prisma fallen, aber in jenem Fall können nur die Farben von unserm Auge nicht unterschieden werden. Diese Erklärung wird eben dadurch bestätigt, daß, wenn man verhindert, daß von den dicht über n liegenden Punkten Strahlen auf das Prisma fallen, d. h. wenn dieser Theil der Wand schwarz angestrichen, oder mit irgend einer schwarzen oder dunkeln Fläche bedeckt wird, alsdann der Punkt n würklich gefärbt erscheint, und zwar so, wie es die gegebene Erklärung

1792. fordert, nemlich roth. (Daß wir ausser dem Roth nur noch Gelb an diesem Rande unterscheiden, rührt unserm Bedünken nach blos von der gröbern Beschaffenheit unserer Gesichtsorgane her; geübtere Augen unterscheiden auch mehrere Farben.) Hierdurch ist nun auch unmittelbar erklärt, warum uns eine weisse Fläche, wenn sie oberhalb schwarz angestrichen ist, d. i. wenn sich das Schwarze über dem Weissen befindet, allemal einen roth und gelb gefärbten Rand zeigt: und mit leichter Mühe wird man hiervon die Anwendung auf den entgegengesetzten Fall machen und einsehen, warum, wenn das Schwarze unter dem Weissen liegt, der Rand violett und blau erscheint, nicht weil das Prisma die Farben in umgekehrter oder entgegengesetzter Ordnung bricht, sondern weil auf die Stellen im Auge, worauf das rothe und gelbe, und das blaue und violette Licht fallen, keine andern Strahlen hintreffen. Mit welchem Recht man also die gegenüberstehenden Ränder vertikaler Streifen entgegengesetzte Pole nennen könnte, ist von selbst klar. Eben so leicht wird man nunmehr einsehen, warum Ränder, die auf die Achse des Prisma senkrecht gehen, farbenlos bleiben; denn hier liegen die Punkte gerade so über einander, wie wir es vorhin bey der Wand angenommen haben; und da das Prisma die Strahlen nur gerade herunter, nicht zur Seite bricht, so können hier aus dem nemlichen Grunde, wie bey der Wand, keine Farben von unserm Auge bemerkt werden. Sobald man das Prisma vertikal hält, so bald werden sich auch die Farben zeigen. Und nun wenden wir uns zu der letzten Erscheinung, die dem Hrn. Verf. mit der bisherigen Theorie ganz unverträglich scheint: nemlich daß ein schmaler schwarzer Streifen auf weissem Grunde gleichfalls ganz in Farben aufgelöst zu seyn scheine, ein Umstand, der nach dem bisher gesagten leicht begreiflich seyn wird. Da es bey allen physischen Erscheinungen nur die Einwürkungen auf unsere Sinnenwerkzeuge sind, die wir fühlen, und die den Grund enthalten, warum sie uns so und nicht anders erscheinen: so müssen wir die Beschaffenheit dieser Eindrücke untersuchen, um jene richtig zu beurtheilen. Die Strahlen, die von dem untern, und die von dem obern Rande des gedachten Streifens in unser Auge kommen, durchkreuzen sich in dem Stern des Auges, und gehen unter einem Winkel auf die Netzhaut, der dem Sehwinkel gleich ist. Ist nun der Streifen schmal, und die Entfernung desselben von

dem Auge beträgt nur einige Fuß; so wird der Sehwinkel überaus klein seyn, und die Strahlen, die von dem Stern nach der Netzhaut gehen, werden schon für sich sehr nahe bey einander liegen; durch das Prisma aber wird das violette und blaue Licht, das von dem obern Rande nach dem untern Theil der Netzhaut geht, und welches, wie vorhin bemerkt ist, jederzeit entsteht, wenn sich das Schwarze unter dem Weissen befindet, stärker gebrochen, als das rothe und gelbe, welches sich an dem untern Rande zeigt, und dadurch diesem noch näher gebracht, mithin wird es einen gewissen Winkel geben, wo das Violette und Blaue dicht an das Rothe und Gelbe auf der Netzhaut angrenzt; und dies ist der Fall, wo uns der schwarze Streifen ganz in Farben aufgelöst zu seyn scheint, ich sage scheint, denn daß er es nicht würklich ist, sondern blos die Strahlen von den weißen Rändern durch die Brechung des Prismas in unserm Auge dicht neben einander gebracht werden, erhellt aus dem Gesagten. Man kann daher den schwarzen Streifen auch ganz herausschneiden, und man wird dieselbe Erscheinung haben, ohne die geringste Lücke wahrzunehmen. Diese Erscheinung hängt also von der Größe des Sehwinkels ab, und hat man nur einmal eingesehen, warum eine weiße Fläche einen violett und blau gefärbten Rand zeigt, wenn sich das Schwarze unten, und einen roth und gelb gefärbten, wenn es sich oben befindet, so sind die Anfangsgründe der Geometrie zur Erklärung dieses Phänomens hinreichend. Auch ist dasselbe von dem Hrn. Verf nicht zum erstenmal bemerkt worden. Klügel, dieser um die Optik wie um die mathematischen Wissenschaften überhaupt so höchst verdiente Mann, erwähnt in seiner Uebersetzung von Priestley's Geschichte der Optik S. 203. in der Anmerkung der nemlichen Erscheinung, nur hat er statt des schwarzen Streifens auf weissem Papier, das Bley eines Fensters genommen; und mit der Erklärung, die er hier von den Farben der Ränder gibt, stimmt die von uns gegebene im Wesentlichen überein, aber eine besondre Erläuterung, warum das Bley gleichsam ganz in Farben aufgelöst erscheint, hat der vortrefliche Mann für überflüssig gehalten. Wir sind in der Erklärung der angeführten Erscheinungen so ausführlich gewesen, damit der mit diesem Gegenstande weniger bekannte Leser in den Stand gesetzt würde, nicht nur diese zu verstehen, sondern auch die übrigen in diesen Beyträgen beschriebenen Versuche sich

1792. selbst zu erläutern; denn es ist kein einziger, von dem man nicht aus den vorgetragenen Gründen jedesmal mit Gewißheit im voraus bestimmen könnte, wie er in Ansehung der Farben ausfallen werde. Kenner werden also hier nichts Neues finden, und denjenigen, welche sich mit der Sache erst bekannt machen wollen, möchten wir diese Beyträge nicht zum Führer empfehlen.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1792, 26. September.

Leipzig, b. Göschen: Göthe's Schriften. I Band. 1787. XXVI u. 310 S. II Band. 368 S. III Band. 292 S. IV Band. 284 S. V Band. 1788. 388 S. VI Band. 1790. 300 S. VII Band. 1790. 320 S. VIII Band. 1789. 342 S. 8.

Unser Publikum ist so geruhig überzeugt, daß es an dem Verfasser der Leiden Werthers einen Mann hat, welcher sonst gewaltigen Lerm machte, und auch noch kürzlich hier und da Gedichte zum Besten gegeben hat, die recht schön seyn sollen; unsre Schriftsteller huldigen diesem Mann mit einer so phlegmatisch zufriednen Resignation, und wissen es ihm so stillschweigend Dank, daß er sie nunmehr Lärm machen läßt; unsre besten Köpfe endlich halten sich in einer Art von innerem Heiligthum des deutschen Genius so hartnäckig verschlossen, und lassen ihre Stralen so göttergleich ausgehen, so unbekümmert, wohin sie fallen und wie sie würken; kurz die ganze Ungleichheit unsrer Bildung hat in Deutschland die höhere Kritik noch immer so wenig zum Bedürfniß gemacht, daß wir, indem wir uns hier bestreben werden, eine Charakteristik der Götheschen Muse zu entwerfen, ein Denkmal für die Zukunft zu setzen glauben, und auf die Zeiten, wo Göthe, in der nämlichen Entfernung wie Shakespear, so zu sagen der ganzen Welt angehören wird, mehr Rücksicht zu nehmen haben, als auf die gegenwärtigen.

Die Gabe des Dichters, in ihrer höchsten Abstraction, ist die reinste und unbedingteste Versetzung aus einem eignen Zustand in einen fremden, aber durch die Phantasie dem Geist angeeigneten, die innigste und ruhigste Verwechselung seiner selbst mit dem Dargestellten, die einfachste Operation der Seele, durch welche ihre Kräfte nicht erst gleichsam eine Brücke bauen zwischen dem

Menschen und dem Dichter, sondern ungetheilt und unmittelbar 1792.
die Darstellung hervorbringen. In der Wiege der Kunst, wo gleich vertheiltes Bedürfniß, durch diese Göttergabe das Leben zu schmücken, sie aus dem Innern der Seele hervorzog, näherten sich ihre Wirkungen dem eben entworfenen Ideal nothwendiger Weise am meisten; und wie wir der ächten und ursprünglichen Beschaffenheit der menschlichen Natur in ihrer Kindheit nachforschen müssen, so haben wir die Bestimmung jenes Ideals der Kunst in ihren frühesten Perioden zu entdecken. In der alternden Menschheit mußte sich die Stimmung zur Kunst und die Gabe des Dichters natürlicher weise theils entarten, theils vervielfachen; und der ursprüngliche Mechanismus der Kunst würde sie gegenwärtig in manchem Betracht eben so wenig kleiden, als einen erwachsenen Mann der Fallhut oder das Knabenjäckchen. So wie aber Kindersinn die höchste Vorstellung aller menschlichen Tugend immer begleiten mußte, eben so hat es das Größte der Kunst bleiben müssen, alle objectiven und subjectiven Veränderungen um sie herum mit eingerechnet, jenen ersten Grundlagen ihres Wesens, als eines dem geistigen Menschen ausschließlich eignen, und doch mit seinen natürlichsten Bestandtheilen verwebten Triebes, getreu zu seyn. In diesem Sinn kann sogar manches Kunstwerk, das den gebildeten und männlichen Verstand ergötzt, weil ein solcher es hervorbrachte, von dem ächten Wesen der Kunst eben so entfernt seyn, als das geistloseste Machwerk, womit die zerstreute Neugierde des großen Haufens befriedigt wird. Der Ideenreichthum, welcher ein wichtiges Kennzeichen unsers Zeitalters ist, hat freylich der Kunst, so wie allem, was dem Menschen angehört, einen Umfang und eine Vielseitigkeit gegeben, bey denen man ohne Pedantery und Beschränktheit nicht immer auf die ersten Grundbegriffe zurückgehen kann. Wenn es aber einen Geist giebt, welcher diese Fülle von Beziehungen, von Modificationen auf der einen, von Uebertreibungen auf der andern Seite, übersieht, sie auf sich zuströmen läßt, ohne davon hingerissen zu werden, offen für alles, durch nichts von dem reinsten, einfachsten Urbegriff des Guten und Schönen abgeleitet wird; so wird dieser Geist, wenn ihm die Kunst zu Theil geworden ist, der erste Künstler, der gültigste Beleg zu dem abgezogensten Ideal von der Kunst seyn: so wie er, wenn jener Trieb ihn nicht beherrschte, der Weise und der Held seiner Zeit seyn könnte. Ob, außer der

1792. Kunst, ein solcher Geist unter uns lebt und wirkt, gehört keinesweges hierher zu untersuchen, aber in der gegenwärtigen Sammlung wird er die späteste Nachwelt sogar mit der kalten Unempfänglichkeit seiner Zeitgenossen aussöhnen.

Ohne die alte Sage von der Linie, durch welche sich Apelles auf Rhodos dem Parrhasius kund machte, kritisch zu beleuchten, können wir ihren Sinn auf die Sammlung von Göthes Schriften allegorisch anwenden. Das Publikum hat sich in einer Art von Verlegenheit befunden, was es aus einigen dramatischen Kleinigkeiten, die hier zum erstenmal an das Licht traten, eigentlich machen sollte. Wir glauben, daß in jeder, selbst der unbeträchtlichsten', wenigstens die Linie des Apelles zu erkennen ist: die Ruhe, die Einfachheit, die Selbstbeherrschung, welche sogar des Lebens und der Schönheit nicht bedarf, um den Kunstverwandten anschaulich zu werden. Wo aber, wie in Iphigenie, Egmont, Tasso, Faust, (der älteren Arbeiten des Verfassers hier nicht zu gedenken) Raphaelische Gestalten sich an dieser Linie bewegen, das reinste und umfassendste Gefühl, der reiffste Geschmack und das kühnste Genie wetteifern, den nächsten Uebergang der Natur in die Kunst zu treffen, die Schönheit in der Eigenthümlichkeit jedes Gegenstandes, dem sie angehört, unvermischt und unabhängig von jedem Medium, außer der Gabe, sie zu erkennen und zu empfangen, darzustellen: Da verliert sich die Kälte der Kritik in Begeisterung, da gilt von solchen Kunstwerken der Mahometanische Glauben von dem Koran, daß er von Ewigkeit her existirte; da ist kein Machwerk, keine Fuge auszuspüren; da sind die Muster aufgestellt, in welchen, nächst der Natur, jeder kunstfähige Geist die Regel lebendig, und dem innern Sinn anschaulich, zu erkennen hat.

In der Zueignung dieser Sammlung hat der Dichter gleichsam sein Geheimniß offenbart, und das Allerheiligste der Kunst aufgeschlossen, wie es vor ihm noch nicht in menschlicher Rede geschah. Wir glauben nicht, daß es in irgend einer Sprache etwas giebt, das an Vollendung, Zartheit, Fülle und Einfachheit diesem Gedicht gleichkäme, in welchem die Allegorie des Dichters:

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit,

selbst so lebendig ausgedrückt ist, daß dem Künstler, der sie ganz

darinn zu fassen wüßte, alles, was Aesthetik heißt, entbehrlich 1792.
werden könnte. Unser Amt ist hier Bestimmtheit; aber diese fühlen wir bey einem solchen Gegenstand unzulänglich, sie ist nicht die Sache der Dichtkunst, die mit Sonnenklarheit das Auge des Kritikers blendet; und wir wünschen daher nur, von dem Geist dieser Zueignung in unsrer Arbeit geleitet zu werden: überzeugt, daß kein Dichter dieses Namens würdig seyn könnte, der nicht seine ganze Seele dabei wiederklingen fühlte, und in welchem das hier aufgestellte Gemälde nicht die wehmüthige Beschämung und die ermunternde Begeisterung hervorbrächte, die beyde mit der treuen Anerkennung der höchsten Vollkommenheit verbunden sind.

Leid thut es uns indessen um unsre Zeiten, daß selbst diese Zueignung der Ungewißheit des allgemeinen Urtheils über die bey dieser Ausgabe mit den Leiden Werthers von dem Verfasser vorgenommenen Veränderungen, nicht im mindesten nachgeholfen hat. Sein eigner Ausruf:

Ach da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich ganz allein!

ist durch die Art, wie die Leiden Werthers in ihrer neuen Gestalt gewirkt haben, nur zu sehr bestätigt worden; denn die Vollendung, welche dieses Werk der feurigen Jugend durch die veränderte Personalität des Herausgebers, da wo dieser auftritt, und durch die damit verbundenen mildernden und motivirenden Züge erhalten hat, ist für das gegenwärtige Publicum verloren gegangen. Mit der letzten Hand, welche der Vf. nunmehr an seinen Werther gelegt hat, scheint uns sogar das gefährliche ästhetisch-moralische Problem dieses Charakters aufgelöst, der Geist des Dichters brauchte nur ruhiger und reifer zu werden, und der nämliche Charakter sich unverändert in dem aufgewachsenen Geist zu spiegeln, so war die wahre Moral der Kunst versöhnt. Ein neuerer Philosoph*) hat über die Wirkung der Leiden Werthers sehr viel Vortrefliches gesagt, und den eigentlichen Grund der Immoralität dieses Kunstwerkes so scharfsinnig als streng untersucht; zugleich aber äußert er den Wunsch, daß der nämliche Dichter, welcher mit seinen verführerischen und misverstandnen Darstellungen einer unmännlichen und unwürdigen Empfindungsart zu vielen

1792. Vorschub gethan hat, das herzerhebende Gemälde eines Menschen aufstellen möchte, in welchem nicht das Kleinliche, sondern das große und mächtig Edle die Oberhand hätte. Uns dünkt indessen bey diesem Wunsch die Gerichtsbarkeit der Moral über die Kunst überschritten zu seyn; mit den Veränderungen in der neuen Ausgabe von Werthers Leiden, mit dem Contrast in den Charaktern des Tasso und des Antonio, mit der unpartheyischen, wahrhaft poetischen Ruhe in der Darstellung des ersten, ist alle Genugthuung für den alten Werther und für den Fernando geleistet, die der Kunst nur obliegen kann, und wir müßten den schätzbaren philosophischen Sittenlehrer, wenn er damit noch nicht zufrieden wäre, mit seinem frommen Wunsche auf den Grandison verweisen, der denn doch, auch dem tugendhaftesten Kunstliebhaber weniger Vergnügen gewährt, als Lovelace, als Werther und selbst als Fernando, wenigstens um Stella's und Ceciliens willen. Es giebt unstreitig eine Art von Darstellung, bey welcher der Dichter Parthei zu nehmen scheint, und je vollkommener sie ist, alsdann desto mehr gehalten wird, ihren Gegenstand vor dem Richterstuhl der Moral der Kunst zu stellen; aber eben darum offenbart sich die Erscheinung der ungenannten Gottheit, von welcher der Dichter in der Zueignung gesungen hat, die Idealität zwischen der Sittlichkeit und der Kunst, schon allein durch die veränderte Rolle und Sprache des Herausgebers von Werthers Leiden in dieser neuen Sammlung. Ueberhaupt kann der Moralist in den Forderungen, die er an die Sittlichkeit der Kunst macht, nicht behutsam genug seyn: das Ziel und die Seele der Kunst ist Schönheit, und Sittlichkeit gehört, wie Geschmack und Bildung, nur zu den nothwendigen Bestandtheilen ihres Wesens.

Die Veränderungen in Göz von Berlichingen sind so unerheblich als sie nothwendig waren. Die allgemeine Würkung dieses Schauspiels ist nunmehr auch unterbrochen, und wird erst in der Folgezeit wieder aufgenommen werden. Es war das erste historische Stück, das wir in Deutschland erhielten, und ist noch das einzige geblieben. Gerade jetzt, wo der große Haufen andre Gegenstände hat, bey denen er sich, ohne die Mühe des Denkens, an alten Rüstungen, abentheuerlicher Sprache und greulichem Gemetzel ergötzen kann, gerade jetzt ist Göz von Berlichingen der stillen und tiefen Bewunderung wahrer Freunde der Dicht-

kunst zugefallen; gerade jetzt können sich diese der unnachahmlichen Darstellung, der Einfachheit in dem Reichthum, des Geistes in der scheinbar chaotischen Masse, der großen und rührenden Einheit in der äußern unzusammenhängenden Unordnung ungestört erfreuen. Vorzüglich wünschten wir, daß dieses Schauspiel, verglichen mit den andern Meisterstücken des nämlichen Dichters, zum Studium dienen möchte, was Manier heißt, und welcher Unterschied zwischen Manier des jedesmal gewählten Stoffs und Manier des Dichters ist; denn so frey von aller eignen Manier, die immer, wie schön sie auch sey, dem dargestellten Gegenstand geliehene Individualität des Darstellers bleibt, ist nie ein Dichter gewesen, als Göthe: oder vielmehr die Individualität, die man in seinen Werken wahrnimmt, ist nichts anders als eine fast über die Aufschlüsse der Psychologie erhabene Gabe, sein ganzes Wesen, wie ein Proteus, aber ohne Spuren von Anstrengung oder Gewaltsamkeit, nach der Erfoderniß jedes Gegenstandes umzuformen, jedes Ganze, das seine Fantasie auffaßt, nie anders als in dessen eignem und vollem Lichte zu schauen und darzustellen. Zu dieser, unstreitig am meisten charakteristischen, Eigenschaft der Götheschen Muse tragen Ruhe, Simplicität, und Klarheit im höchsten und strengsten Sinn des Worts, vorzüglich bey; auch ist es sehr genau damit verbunden, daß ungeachtet der vielen einzeln schönen, sinnreichen und kräftigen Gedanken in seinen Werken, es keinen Dichter giebt, in welchem man so wenig sogenannte Stellen ausfindig machen konnte, keinen, an welchem man so sehr zu lernen hätte, diese gewöhnliche Klippe der dramatischen Begeisterung zu vermeiden. Darum kann er sogar einem durch die üppigere Manier manches vortreflichen Dichters verwöhnten Geschmack oft seicht und mager scheinen. Darum ist die Haltung in seinen Compositionen zu einfach, das Licht darinn zu hell für manche Schönheiten, manche außerordentliche Züge, manche kühne Saillien der Fantasie, die uns in andern Dichtern beschäftigen, aufregen oder hinreißen können, deren relative Unmöglichkeit aber gerade die Vollkommenheit eines Dichters ausmacht, an welchem alles, Charaktere, Situationen und Details, nur zu Einem schönen und innigen Eindruck zusammen harmonirt. 1792.

Wenn in früheren Arbeiten des Vf. vielleicht ein glücklicher Instinct und das Genie allein dieses alles am meisten bewirkte, so hat er nun, in seiner höchsten Reife, durch seine Iphigenie

1792. und seinen Tasso es mit der letzten Vollendung hervorgebracht. Wir wollen jenes Meisterstück nicht mit Wort und Urtheil entweihen; in elysischer Klarheit, ganz Seele und Gefühl, wird Iphigenie ewig das Ideal des Künstlers seyn, begeisternder, weil es unnachgeahmt bleiben wird. Tasso ist das ausgearbeiteste unter allen Werken dieses Dichters; für das Studium, wie für den Genuß des Künstlers, ist es ein köstliches, in seiner Art einziges, Geschenk. Indessen scheint das Interesse an diesem Drama mehr durch die Kunst aufgedrungen als natürlich; die Charaktere und die Situationen behalten unter dem zarten Hauch eines miniaturähnlichen Colorits, eine gewisse Unbestimmtheit, die den Eindruck des Ganzen kaum wohlthätig macht, und sie sind, in der innigen und seelenvollen Behandlung, die Göthe eigen ist, ungefähr eben so auf eine Nadelspitze gestellt, wie manche Charaktere und Situationen in Lessings subtiler und sinnreicher Manier.

Gegen über diesem fast bis zur Uebertreibung vollendeten Gemälde mag der seltsame Torso, Faust, stehen. Hier hat der Dichter in dem ganzen Reichthum der Gothischen Legende, vom bloß Kindischen bis zum Erhabensten, geschwelgt; Shakespearische Phantasie, treuherzige Abentheuerlichkeit, Swiftische Satire, Gruppen von Ostade und von Michel-Angelo, Empfindung, Scherz, Größe, alles dieses wechselt hier so grell, und doch durch jenen Instinct von Harmonie so verbunden neben einander ab, als wenn es die große Natur selbst wäre, die man nicht ergründen, nicht bestimmen kann, und der jeder bloß, seiner Organisation gemäß, Gefühle und Ideen abgewinnt. Die kühne phantastische Zusammenstellung eines bösen Geistes und eines außerordentlichen Menschen ist, ohne den geringsten Zusatz von Philosophiren oder Raisonniren, ohne die mindeste Nachhülfe von Seiten des Vf., durch das bloße Geheimniß der Darstellung, hier so erreicht, daß sie den tiefsinnigsten Geist beschäftigen, und der kindlichsten, unbefangensten Imagination faßlich und anziehend seyn muß. Zugleich ist, und zwar in Knittelversen, ein weibliches Geschöpf geschildert, ein albernes alltägliches Gänschen, das nur durch einfache Natur, durch Unschuld und Weiblichkeit, die Züge bald einer Madonna, bald einer Magdalena, erhält, und mit jenem unglücklichen Opfer seiner erhabenen Triebe in einen Abgrund gestürzt, die tragischen Empfindungen der Rührung und des Schreckens in vollster Maaße

erweckt. Aber dies alles, so wie der ganze Faust, liegt außer 1792.
aller Theorie, und ist das unerklärliche Eigenthum des Genies.

Die A. L. Z. enthält bereits eine sehr geistreiche Recension von **Egmont**. Der Recensent scheint mit der Kunst so vertraut, und hat die Eigenheit des Hauptcharakters in diesem Schauspiel so gut gefaßt, daß es nicht ganz zu begreifen ist, welcher mit dem wahren Gesetz der Kunst verwechselten Convenienz zu liebe er statt des leichtherzigen Helden, welchen Göthe schilderte, den historischen Egmont, einen mit Vater- und Haussorgen bey seinem Unglück beladenen Mann, vorgezogen haben würde. Göthe's Egmont ist ein Gewinnst für die dramatische Kunst, ein Wagstück, das nur dem Geist, der es beschloß, gelingen konnte, und an welchem die Kritik sich nur belehren soll, weil es die Gränzen ihrer Erfahrungen erweitert. Zu bemerken ist indessen an diesem Schauspiel der Abstich zwischen den ersten und den letzten Acten, der plötzliche und fühlbare Uebergang von einer populairen, der Natur unmittelbarer abgeborgten, zu einer lyrischen, schwerern Manier. Auch wird, bey aller Gefangennehmung der Vernunft unter den Glauben an eine so mächtige Phantasie, die Erscheinung der mit der Geliebten des Helden identificirten Freyheit, immer ein salto mortale bleiben, eine Kühnheit, über welche wir von dem Dichter selbst Rechenschaft zu haben wünschten, weil weder die Einbildungskraft, noch der Verstand, noch die Illusion des Lesers oder des Zuschauers, ohne eine unmögliche Verwirrung der Gefühle und Begriffe, hinreichen, sie zu erklären oder zu gestatten.

Die Schilderungen weiblicher Charactere verdienen an diesem Dichter noch besonders ausgezeichnet zu werden. **Lotte**, **Stella**, **Cäcilie**, **Marie**, **Iphigenie**, die beyden **Leonoren** in Tasso, **Mariane** in den Geschwistern, **Gretchen** in Faust, **Clärchen** in Egmont bilden ein vollständiges Studium, eine ganze Gallerie von schöner Weiblichkeit; alle in Sprache, Ton, Physiognomie von einander verschieden, alle an Reiz, Adel, Seele und Wahrheit einander gleich.

Die Gedichte im letzten Band tragen alle, bis auf die ältesten und unbedeutendsten, jenes Gepräge der allumfassenden Einfachheit, die dieses Meisters Zeichen ist. In den erotisch-artistischen Gedichten von dem **Wandrer** hie auf die **Erklärung eines alten Holzschnittes**, sowie in den beiden

1792. Dramen: Künstlers Erdenwallen und Künstlers Apotheose, hat der Dichter das innige Kunstgefühl, von dem seine übrigen Werke zeugen, ausdrücklich niedergelegt, daß jeder Künstler sich daran belehren und erwärmen könne. Der Gesang der Geister über den Wassern, die Harzreise, die Seefahrt, die Gränzen der Menschheit, das Göttliche haben einen höheren, philosophischen Schwung, sie sind schön durch Griechischen Styl, schöner noch durch ihre Eigenthümlichkeit; die Mittheilung seiner ganzen Humanität, zu welcher die Erscheinung seiner Muse ihr ermunterte, verdanken wir darinn dem Dichter, und die Bestätigung, daß dieser hohe Blick, diese erhabne Weisheit, diese selbstständige Tugend die Gefährten jener Muse sind, deren glühendes Bild wir in der Zueignung entworfen fanden, der ihr Geweihter das reinste, freyeste, unbedingteste Opfer brachte, wodurch je ein Sterblicher sich mit der Himmlischen verband.

*) S. Rehbergs Prüfung der Erziehungskunst, S. 110 bis 123.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1792, 9. November.

Berlin b. Unger: Göthe's neue Schriften. Erster Band, mit einem Kupfer. 1792. S. 8.

Die Linie, die Apelles in Parrhasius Abwesenheit an dessen Staffeley entwarf, war ein Einfall des Künstlers, den sein Zunftgenosse wohl verstand. Wenn er aber dem Parrhasius ein Gemälde von seiner Hand, eine Composition von seinem Geist angekündigt hätte, und statt dessen nichts zu schauen gewesen wäre als die trockne dürre Linie; so möchte Parrhasius ungefähr folgendermaaßen gesprochen haben: „Lieber Bruder, wie hast du das gemeynt? Du kennst die Freude, die ich und unser kunstliebendes Volk an deinen Werken haben. Für blinde Thoren, die auf deinen Namen hin, die leere Leinwand in deiner Werkstatt, wenn du es ihnen sagst, für die Zerstörung von Troja oder für das Urtheil des Paris ansehen, hast du ja nicht gearbeitet. Farben, so sanft gemischt, so leicht und duftig aufgetragen als nur du es verstehst, aber doch Farben suchen wir an deinem Gemälde; deinen Geist, deinen ruhigen, schwebenden nie hingerißnen Geist, aber doch Geist erwarten wir in deiner Zusammenstellung,

deinen Figuren, deiner Handlung. Nichts zu viel: dieses Gesetz, 1792.
diese weise, übersehende, bereichernde Sparsamkeit deiner Phantasie haben wir immer geehrt. Aber lieber Bruder, auch nichts zu wenig! Sonst ziehe ich ein Problem des Euklides einem Kunstwerke vor." Wir würden begierig gewesen seyn, des Apelles Antwort hierauf zu vernehmen.

Auf das Lustspiel: der Groß-Cophta folgen zwey prosaische Aufsätze, Erläuterungen über Cagliostro's Familie, und die bereits vor ein paar Jahren einzeln herausgekommene Beschreibung des Römischen Carnevals. Für die Liebhaber unsrer Sprache, und für alle, die es der Mühe werth achten, sich in derselben zu vervollkommen, bemerken wir, daß Göthe's Prosa in ihrer Art auch einzig und musterhaft ist. Weil sich unsre Sprache keine Zusammensetzung von Ideen versagt, schreitet sie, auch in einigen unserer besten Prosaisten, etwas schwer einher. Von Göthe gebraucht ist sie das Werkzeug des nämlichen Geistes, den wir aus seinen poetischen Compositionen abzuschildern gesucht haben, und empfängt von ihm die Reinheit, die Simplicität, die Klarheit, die gemäßigte eindringende Kraft, deren sie durch sich selbst im Ganzen weniger fähig scheint als die Französische. Leicht und anschaulich ist in diesen beiden Aufsätzen geschildert, was der Vf. während seines Aufenthalts in Italien bey zwey verschiednen Gelegenheiten erfuhr, sah und fühlte, erfreut und theilnehmend hören wir dem schönen Vortrag zu, und horchen noch, nachdem er schon geendigt hat.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1792, 9. November.

Weimar, im Verl. des Industrie-Comptoirs: J. W. von Göthe Beyträge zur Optik. Zweytes Stück, mit einer großen colorirten Tafel und einem Kupfer. 1792.

Der Vf. giebt hier zuerst unter No. VII. die Beschreibung eines großen Prisma, wozu die sehr sauber gestochene Kupfertafel gehört. Es wird aus zwey starken geschliffenen reinen Glastafeln zusammengesetzt und bei den Versuchen mit reinem Wasser gefüllt. Die Größe dieser Tafeln ist am vortheilhaftesten, wenn die Länge 1 rheinischen Fuß und die Höhe 8 rheinische Zolle beträgt. Ein

1792. solches prismatisches Gefäß hat den Vorzug, daß man dadurch bequem nach großen und kleinen Tafeln sehen und die Erscheinung der farbigen Ränder ohne Anstrengung der Augen beobachten kann. So erscheinen auch wegen der geringen Brechkraft des Wassers die Ränder schmal gefärbt, gerade so wie es der Vf. im vorigen Stück bey vielen Versuchen wünschte und deshalb scharfe gläserne Keile vorschlug. Von dieser Vorrichtung kommt Hr. v. G. in VIII. auf die Strahlungen. Unter diesem Wort versteht er das, was man sonst die prismatische Zerstreuung der farbigen Theile des weißen Lichts nennt und wodurch es geschieht, daß auf den Flächen, wo weiß und Schwarz aneinander grenzen, das farbigte Licht über die Grenzen tritt. Daß diese Strahlungen bey spitzigen prismatischen Winkeln nicht so beträchtlich sind, als bei weniger spitzigen, und daß das Blaue und Violette stark in das Schwarze, das Rothe und Gelbe aber stark in das Weiße hineinstrahlt, wird hier genau bemerkt, so wie es sich theils aus der Lehre von der Strahlenbrechung, theils aus der bey Anzeige des ersten Stücks gegebenen Darstellung dieser Erscheinung folgern läßt. Und wenn es nach des Vf. Aeußerung schwer ist, aus der Beobachtung zu sagen, ob sich das Blaue in das Weiße, und das Rothe in das Schwarze verbreite; so kann man ebenfalls aus jener Darstellung mit Sicherheit behaupten, daß von dem Rothen unterhalb eines schwarzen Streifens sich nicht das mindeste ins Schwarze verbreite; das Blaue hingegen über dem schwarzen Streifen merklich ins Weiße hinüber trete. IX. Graue Flächen durchs Prisma betrachtet. So wie im 1sten St. Weiß und Schwarz als Repräsentanten des Lichts und der Finsterniß angesehen wurden; so erscheint hier das Grau als Repräsentant des Schattens, als welcher mehr oder weniger von Licht und Finsterniß participirt und also manchmal zwischen beiden in der Mitte steht. Grau auf Schwarz wird also durchs Prisma alle die Erscheinungen zeigen, die im vorigen Stück durch Weiß und Schwarz hervorgebracht wurden. Die Ränder werden nach eben dem Gesetze gefärbt und strahlen in eben der Breite, nur zeigen sich die Farben schwächer und nicht in der höchsten Reinheit. Zu Beobachtung dieser Phänomene dient ein Theil der colorirten Tafel. X. Farbige Flächen durchs Prisma betrachtet. Auch die gemalte Fläche muß, wie die weiße, mit einer anders gemalten oder mit Weiß oder Schwarz abwechseln, wenn sich

prismatische Farben zeigen sollen. Die Farben kommen übrigens 1792.
insgesammt darinn überein, daß sie dunkler als Weiß und heller als Schwarz erscheinen und dieserhalb fließen die an den Rändern der grauen Flächen erschienenen Säume allmählich in die von gemalten Flächen über; indessen kommen hier gewisse Mannichfaltigkeiten vor, die dort nicht statt hatten; z. B. wenn die Farbe des Saums mit der Farbe der gemalten Fläche homogen oder heterogen ist. Im ersten Falle muß sich der Saum mit der Fläche identificiren und sie vergrößern, im letztern hingegen sie verunreinigen und verkleinern. Zum Behuf solcher Versuche sind auf der andern Seite der colorirten Tafel roth und blaue, roth und schwarze, weiß und blaue, auch orangefarbne und gelbe Quadrate auf schwarzem und weißem Grunde aufgeleimt. Die Betrachtung der gemalten, halb auf weißem, halb auf schwarzem Grund geleimten Quadrate durchs Prisma, macht es übrigens sehr einleuchtend, daß das farbige Licht, welches man durchs Prisma auf einem schwarzen Streifen erblickt, bloß von der Zerstreuung des weißen Lichts herrührt, das von der Grenze des schwarzen Streifens zum Auge gelangt, denn an derjenigen Hälfte, wo das dunkelblaue Quadrat auf weißem Grunde liegt, erblickt man einen sehr lebhaften farbigen Saum, da man hingegen an der andern Hälfte, die auf schwarzem Grund liegt, wenig oder nichts der Art wahrnimmt. Dieß ist ein sprechender Beweis für die Richtigkeit und Allgemeinheit der Darstellung, die wir bey der Anzeige des ersten Stücks gegeben haben, und sie wird jeden, der sie einmal gefaßt hat, in den Stand setzen, alle hier beschriebenen, noch so mannichfaltigen Erscheinungen daraus zu erklären. In einer Nacherinnerung verspricht der Vf., daß er die vielen Versuche, welche bezüglich auf Entstehung der Farben von so vielen Beobachtern wären angestellt worden, und die überall zerstreut lägen, zusammenbringen und sie nach ihrer natürlichen Verwandschaft ohne weitere Rücksicht in Ordnung stellen wolle und setzt hinzu, man werde ihm vergeben, wenn er langsamer vorwärts gehe, als er es sich anfangs vorgesetzt, und um keinen Fehltritt zu thun, seine Schritte zusammenziehe. Die Erklärung der Kupfertafel macht den Beschluß.

<u>Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1792, 3. December.</u>

1792. **Scherz, List und Rache, ein Singspiel, von Goethe. Aechte Ausgabe. Leipzig, bey Göschen, 1790. 6 Bogen. 8.**

Eine artige kleine Posse, nach italienischer Manier, aber feiner, und obgleich, wie in der serva padrona, nur drey Personen auftreten, voll Lebhaftigkeit. Auch giebt die Poesie einem Tonsetzer Gelegenheit, seine Kunst mit Vortheil zu zeigen.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1792, 106. Band, 1 Stück, pag. 148.

Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt, in fünf Büchern. St. Petersburg, bey Kriele, 1791. 412 Seiten. 8.

Der Verf. dieses Buchs, so heißt die kurze Vorrede, hat von allem, was bisher über Fausten gedichtet und geschrieben wurde, nichts genutzt, noch nutzen wollen. Dieses hier ist sein eignes Werk, es sey wie es wolle. Davon wenigstens wird sich jeder Leser leicht aus der Darstellungsart, der Charakteristik und dem Zweck überzeugen. Daß das buchstäblich wahr sey, mag der Leser aus folgendem Auszuge sehen.

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Sie zeigt, um es kurz zu sagen, den Meister in seiner Kunst, aber von einer besondern Art, die ihren Urheber sogleich verräth. Es ist, es muß Klinger seyn, fühlt jeder, der die früheren Produkte dieses originellen Schriftstellers gelesen hat.

Lf.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1792, 108. Band, 2. Stück, pag. 479, 482.

Goethes Schriften. Erster Band; 310 S. Zweyter Band; 368 S. Dritter Band; 298 S. Vierter Band; 284 S. Fünfter Band; 388 S. Sechster Band; 300 S. Siebenter Band; 320 S. Achter Band; 342 Seiten. Leipzig, bey Göschen, 1787—1789. 8.

Der Aufschub einer Anzeige dieses sehr schätzbaren und beträchtlichen Zuwachses unsrer schönen Literatur bis zur Vollendung der ganzen Ausgabe, und die nachherige Verzögerung dieser Anzeige, konnte allerdings als eine Lücke unsrer allgemeinen Bibliothek angesehen werden. Indeß hat diese Unterlassung gewiß

dem Umlaufe und der beyfallvollen Aufnahme der Göthischen Schriften nicht im mindesten geschadet. Ihr Werth ist zu entschieden, und das Verdienst ihres durch Talent und Originalität so vorzüglich ausgezeichneten Verfassers zu allgemein anerkannt, als daß wir solch eine Folge unsers bisherigen Stillschweigens ohne anmaßliche Selbstgefälligkeit befürchten könnten. Vielmehr wird der nun schon länger fortgesetzte Genuß der vielfachen Befriedigung, welche die Lesung und abermalige Lesung dieser Schriften nicht nur dem Rec., sondern unstreitig auch jedem Leser, der nur einigen Sinn für das Schöne und Treffliche besitzt, in reichem Maaße gewährt hat, jenen mehr in Stand setzen, von den Gründen dieser Befriedigung Rechenschaft zu geben, und diesem die Rückerinnerung daran desto angenehmer machen. Dann aber wird auch selbst die Bemerkung einiger kleinen Mängel, die doch nur Sommerflecken einer schönen Gesichtsbildung sind, jetzt schon weniger Auffallendes, weniger Zurückschreckendes haben und leichter dazu dienen können, den in der Feile geübten Verf. selbst, wenn er anders diese Erinnerungen gegründet findet, auf diese geringen Hindernisse vollendeter Trefflichkeit aufmerksam zu machen, und ihn zur Hinwegnehmung derselben in einer gewiß bald zu hoffenden neuen Ausgabe seiner Werke zu bewegen. 1792.

Wenn wir indeß nicht einen ausführlichen kritischen Commentar über diese Schriften, sondern nur einige zerstreute Erinnerungen über einzelne Theile derselben liefern, so bestimmt uns dazu, außer jener Verspätung dieser Anzeige, auch die nothwendige Rücksicht auf die Gränzen unserer Bibliothek.

Eine poetische Zueignung in achtzeiligen Stanzen macht den Anfang des ersten Bandes. Die Wahrheit erscheint dem Verf. in der reizendsten Gestalt; und aus ihren Händen empfängt er den Schleyer der Dichtung. Und, sagt sie ihm,

Und wenn es Dir und Deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

1792. Auf diese Bahn nun ermuntert er seine Freunde, mit ihm fortzuwandeln, an welche diese Zueignung gerichtet ist.

Dieser erste Band enthält die Leiden des jungen Werthers, deren Werth längst zu sehr entschieden ist, als daß es hier einer Zergliederung desselben bedürfte. Auch sind die Besorgnisse, welche man über die mißliche, oder gar gefährliche Tendenz dieses von der Seele so warmen glühenden Produkts anfänglich hatte, jetzt wohl größtentheils verschwunden. Leicht aber könnte man doch den Verf. mißverstehen, wenn er die gute Seele, die eben den Drang, wie Werther fühlt, auffodert, Trost aus seinen Leiden zu schöpfen, und dies Büchlein seinen Freund seyn zu lassen, wenn sie aus Geschick oder eigner Schuld keinen nähern finden kann. Unmöglich kann dies so viel heißen, als: Werthers Beyspiel solle andre Leidende seiner Art ermuntern, mit ihm zu verzweifeln, und einen gleichen Ausweg seiner Leiden zu wählen. Sondern wir hoffen den Verf. richtiger zu verstehen, wenn wir glauben, daß er hier nur an das Solamen miseris dachte, und durch des armen Werthers Beyspiel andre nur in sofern aufrichten wolle, daß sie ihre Leiden nicht als die einzigen ihrer Art ansehen, die natürliche Quelle derselben in einer zu feurigen Phantasie und einem zu lebhaften Mitgefühle kennen lernen, und durch die traurigen Folgen, zu welchen beyde hinleiten können, vor ähnlicher Verirrung gewarnt werden. Wir können denn aber doch den Wunsch nicht zurückhalten, daß diese vermuthliche Meinung und Absicht des Verf. sowohl in diesem kurzen Vorbericht etwas bestimmter angegeben, als in der Führung der Handlung selbst bey manchen Situationen, und besonders am Schluß des Ganzen, noch kenntlicher dargestellt seyn möchte. — Uebrigens wird bey Vergleichung der frühern Ausgabe die bessernde Hand des Verf. an diesem seinem Meisterwerke überall sichtbar. S. 33 ist z. B. ein Brief eingerückt, der auf dem ersten Anblick nur Episode scheint, aber eine feine Beziehung auf Werthers Lage und Stimmung hat. S. 93 ist folgendes naives Briefchen von W. hinzugekommen:

„Ja, liebe Lotte, ich will alles besorgen und bestellen; „geben Sie mir nur mehr Aufträge, nur recht oft. Um Eins „bitte ich Sie: keinen Sand mehr auf die Zettelchen, die Sie „mir schreiben. Heute führe ich es schnell nach der Lippe, und „die Zähne knistern mir".

Aehnliche kleine Zusätze finden sich S. 101, 155, 158, 181, 1792.
und ein längerer S. 187—192, der sich auf den ersten neu hinzugekommenen Brief S. 33 bezieht. S. 195 finden wir wieder ein neues kleines Gemählde von der Art, wie sie dem Verf. so sehr glücken. Eben in der Benutzung solcher kleinen Züge, solcher unbedeutend scheinenden Vorfälle, und in ihrer frappanten Anwendung, zeigt sich das wahre dichterische Talent. Lotte tändelt mit ihrem Kanarienvogel, liebkost ihn, küßt ihn, reicht ihm von ihren Lippen Brosamen in den Mund: „Ich kehrte das Gesichte „weg, schreibt Werther. Sie sollte das nicht thun! sollte nicht „meine Einbildungskraft mit diesen Bildern himmlischer Unschuld „und Seeligkeit reizen, und mein Herz aus dem Schlafe, in den „es manchmal die Gleichgültigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken! „— Und warum nicht? — Sie traut mir so! sie weiß, wie ich „sie liebe!" — S. 232—246 ist eine Erzählung eingeschaltet, worin die in den oben gedachten beyden Briefen angelegte episodische Handlung weiter fortgeführt, und ihr trauriger Ausgang trefflich benutzt wird, um Werthers Geistesstimmung und Ausgang der Haupthandlung selbst besser zu motiviren. Ueberhaupt ist der Schluß des Ganzen in dieser neuen Ausgabe neu bearbeitet und durch mehrere Umstände erweitert.

Es würde uns zu weit führen, und doch für unsre Leser ermüdend werden, wenn wir die mancherley Abänderungen in den schon zum Theil mehrmals gedruckten Schriften unsers Verf. anmerken und nachweisen wollten. Vornämlich ließen sich viele kleine Verbesserungen und Milderungen des Ausdrucks bemerken, die der jetzt weit größern Sorgfalt des Verf. für Sprachrichtigkeit, Correctheit und Eleganz des Ausdrucks unstreitig Ehre machen, und ihn dem Range eines klassischen deutschen Schriftstellers näher bringen. Hier sey es indeß genug, die schon gedruckten und hinlänglich bekannten Werke des Hrn. v. G. blos dem Titel nach anzuführen, indeß wir uns bey den neu hinzugekommenen etwas länger verweilen.

So enthält der zweyte Band das Schauspiel: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand; und das Lustspiel: die Mitschuldigen. Ein überaus glücklich ausgefallener Versuch, nicht nur das Sylbenmaas, sondern selbst den Reim und die Versart des Alexandriners, für das deutsche Lustspiel zu benutzen. Rec. ist sonst gar nicht für die Komödie in Versen, am wenigsten

1792. in unsrer Sprache, die hier den an sich nicht gar hoch anzuschlagenden Vortheil der französischen Sprache nicht gewährt, deren Hauptcharakter Conversationston ist, und die zu wenig abstechendes Poetisches hat, wenn auch das Metrum hinzukommt. Man weiß auch, wie wenig befriedigend die frühern Versuche dieser Art, selbst von Schlegel und andern bessern Dichtern, ausgefallen sind; und wie anstößig es immer bleibt, deutsche Sprache des Umgangs in Reime gezwängt zu hören. Selbst in Trauerspielen verliehrt sich da, wo gemeine und alltägliche Dinge zu sagen sind, der Anstoß nicht. Auch wünschten wir wenig oder gar keine Nachahmungen unsers Verf. in diesem Versuche, der wohl schwerlich andern in diesem Grade gelingen möchte, und von dem Verf. selbst wohl nur als Beweis angestellt ist, wie glücklich er in Besiegung nicht geringer Schwierigkeiten sey. Uebrigens hat dies Lustspiel wirklich sehr viel Verdienst, sowohl von Seiten der Einfachheit und leichten Uebersehbarkeit des Plans, als von Seiten der geschickten Ausführung und Benutzung anziehender und wirklich komischer Situationen.

Der dritte Band enthält zuerst: Iphigenie auf Tauris, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Unstreitig ein Meisterwerk, welches allein schon hinreichend wäre, seinem Verfasser den gerechtesten Ruhm eines ganz mit dem ächten Geiste des griechischen Alterthums genährten Dichters zu sichern. Die ungemeine Simplicität in der Anlegung des Plans, die ebenso einfache und doch durchaus interessante Ausführung desselben, die treffliche Haltung in der ganzen Darstellungsart dieses rührenden und edlen Gemähldes, die naturelle und correcte Schönheit des Ausdrucks; kurz, alles giebt diesem Schauspiele einen so hohen Werth, daß man es ohne Bedenken für die glücklichste Nachbildung des herrlichen Trauerspiels dieses nämlichen Inhalts von Euripides halten, und dabey doch mehr Wetteifer als eigentliche Nachahmung erkennen muß. Ohne hier eine genauere Vergleichung dieses neuern Schauspiels mit jenem alten anzustellen, bemerken wir nur, daß der deutsche Dichter fast alles, Charaktere, Handlung, Umstände und Aufschluß, anders, als der griechische Dichter eingeleitet und behandelt habe; und nach unserm Gefühle müssen Kunstrichter, Leser und Zuschauer hier noch größere Befriedigung finden. Vornämlich ist die Wendung des Ausganges, da Iphigenie, Orest und Pylades nicht das Bild Dianens entführen, nicht damit insgeheim hinweg-

fliehen, sondern da Orest das Orakel Apolls anders deutet, 1792.
die Schwester nicht für Dianen, des Gottes Schwester, sondern für seine eigne nimmt, und ihr, seinem Freunde, und sich selbst den Rückzug vom Thoas in Güte bewirkt, diese Wendung des Ausganges dünkt uns glücklicher, als jene, zu seyn, welche der griechische Tragiker wählte. In den feinen Abstufungen der Charaktere und der Gesinnungen liegt viel Kunst verborgen; und die Sprache hat überall so viel Wahrheit, Natur und Eleganz, ist so frey von aller poetischen Anschwellung; die Maximen, meistens äusserst frappant und neu, sind so schicklich und weise mit dem mehr zum Bedürfniß der Handlung gehörigen Dialoge durchwebt, daß man dies Verdienst gerade diesem Dichter, dessen Antheil in einigen andern sonst trefflichen Arbeiten nicht zu seyn schien, zwiefach anrechnen muß. Auch der Versbau, für sich betrachtet, hat große Schönheiten. So wird am Schluß des ersten Aufzuges der Wechsel der Jamben mit einem mehr lyrischen Metrum, in dem Monolog der Iphigenie, der Gebet ist, gewiß jedem Leser von Gefühl sehr schicklich und wirkungsvoll dünken. Im dritten Auftritte ist folgendes die letzte Rede des Thoas:

Es ziemt sich nicht für uns den heiligen
Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft
Nach unserm Sinn zu deuten und zu lenken.
u. s. w.

Gleiche Schönheit hat der Anfang des vierten Aufzuges, wo der lyrische Gang des Monologs überaus wirksam und fast unvermerkt in den Jamben hinüber schreitet. Selten nur kommt ein durch zu große Abgemessenheit bald ermüdender Dialog, wie der folgende, S. 100, vor:

Pylades.
Der deinen Bruder schlachtet, dem entfliehst du.
Iphigenie.
Es ist derselbe, der mir Gutes that.
Pylades.
Das ist nicht Undank, was die Noth gebeut.
Iphigenie.
Es bleibt wohl Undank; nur die Noth entschuldigt's.

1792. Pylades.
Vor Göttern und vor Menschen dich gewiß.
Iphigenie.
Allein mein eignes Herz ist nicht befriedigt.
Pylades.
Zu strenge Fod'rung ist verborgner Stolz.
Iphigenie.
Ich untersuche nicht; ich fühle nur.
Pylades.
Fühlst du dich recht, so mußt du dich verehren.
Iphigenie.
Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz.

Das Lied der Parzen S. 106 ist eben so glücklich, als beym Shakespeare das Ammenlied, eingeflochten, dessen sich Desdemona erinnert. — — Hinlänglich bekannt ist das Trauerspiel Clavigo, welches in diesem Bande folgt, und dem noch ein neues kleineres Schauspiel in Einem Akt, die Geschwister, beygefügt ist. Ein ganz einfaches Subjekt, und doch interessant genug angelegt und ausgeführt, obgleich die ganze Handlung nur unter drey spielende Personen vertheilt ist. Auch ist, des kleinen Umfanges ungeachtet, dies Stück reich genug an Zügen feiner Herzenskunde und wahrer, der Natur entlehnter, Darstellung des leidenschaftlichen Gefühls.

Im vierten Bande ist zuerst Stella, ein Schauspiel für Liebende, wieder abgedruckt. Dann folgt: der Triumph der Empfindsamkeit, eine dramatische Grille in sechs Aufzügen. Man muß freylich in der Stimmung und Laune seyn, sich mit dem Dichter in eine phantastische Welt und in die abentheuerlichsten Regionen empfindsamer Schwärmerey fortreissen zu lassen, wenn man diesem Schauspiele Geschmack abgewinnen will. Auch hält diese willfährige Nachfolge jetzt etwas schwerer, da die Periode der Empfindsamkeit schon ziemlich lange vorüber ist. Dennoch aber wird man das fruchtbare Talent des Verf. und den sehr dichterischen Charakter desselben auch hier nicht verkennen; und den überall eingewebten, wenn gleich nicht immer geradehin gerichteten Spott seiner Laune überaus treffend finden. Das Ganze macht eine Art von Gegenstück zu Shakespeare's Sommernachtstraum. Der ganze vierte Akt ist metrisch einge-

kleidet, und eine Episode, welche die Fabel von dem Raube der Proserpina und ihrer Weihung zur Königin des Schattenreichs, aus einem ganz neuen und eignen Gesichtspunkte darstellt. S. 189 ff., wo der Verf. der Krone unsrer empfindsamen Romane, Siegwart, namentlich gedenkt, und es den Schauspielern überläßt, sich hier auf gute Art über ähnliche Schriften lustig zu machen, schont er seines eignen Produkts von ganz anderm Gehalt, der Leiden des jungen Werthers, nicht; wiewohl er sie mit Rousseau's Neuer Heloise in ganz ehrenvolle Gesellschaft bringt. Den sechsten Akt konnte er nicht besser, als durch das naive Geständniß der Schauspieler selbst einleiten, daß der fünfte Akt zu Ende gehe, und sie erst recht verwickelt wären. „So laßt den sechsten spielen!" versetzt Sora. — Andrason: Das ist ausser aller Art. — Sora: Ihr seyd ein Deutscher; und auf dem deutschen Theater geht alles an. — Andrason: Das Publikum dauert mich nur; es weiß noch kein Mensch, woran er ist. — Sora: Das geschieht ihnen oft. — Andrason: Sie könnten denken, wir wollten sie zum Besten haben. — Sora: Würden sie sich sehr irren? — Andrason: Freylich; denn eigentlich spielen wir uns selber. — Sora: Ich habe so etwas gemerkt. — Andrason: Muth gefaßt! — O! ihr Götter! Seht, wie ihr euerm Orakel Erfüllung, dem Zuschauer Geduld, und diesem Stück eine Entwickelung gebt! Denn ohne ein Wunder weiß ich nicht, wie wir auf gute Art aus einander kommen sollen." — — Eine schicklichere Stelle, als hier, konnte das kleine Schauspiel, die Vögel, nach dem Aristophanes, nicht erhalten. Es ist, wie sein Urbild, gleichfalls eine wahre dramatische Grille; aber auch an Witz und Laune giebt es diesem Urbilde nichts nach. Glücklich genug ist es auf das heutige Zeitalter eingerichtet; der Papagey stellt das Publikum, oder die Leser, und der Schuhu den Kritikus vor. Und von den Zügellosigkeiten des Griechen ist hier keine Spur, daß also der Epilog dem Verfasser mit Recht das Zeugniß geben kann: 1792.

Auch ist er sich bewußt,
Mit so viel Gutmüthigkeit und Ehrbarkeit
Des alten declarirten Bösewichts
Verrufene Späße
Hier eingeführt zu haben,
Daß er sich eures Beyfalls schmeicheln darf.

1792. Den Anfang des fünften Bandes macht Egmont, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, welches unstreitig eines der meisterhaftesten Werke unsers Dichters ist, und überall die herrlichsten Spuren seines erfinderischen Geistes, seiner innigsten Herzenskenntniß, und seiner, oft ganz Shakespearischen, oft mehr als Shakespearischen, oder vielmehr ganz originalen Kunst hat, Phantasie und Empfindung aufs wirksamste mit einander zu vereinigen, und den Leser oder Zuschauer aufs wirksamste zu beschäftigen. Wir würden näher in die Zergliederung dieses Trauerspiels eingehen, wenn uns nicht vorlängst ein scharfsinniger Kunstrichter in der Allgem. Literaturzeitung vom Jahre 1788, St 227 darin zuvorgekommen wäre; dem Rec., nach abermaliger Lesung des Stücks und wiederholter Vergleichung seines Urtheils, sowohl in dem, was er als Mängel, als in dem, was er als Schönheiten dieses Schauspiels auszeichnet, fast durchgängig beypflichtet. Vielleicht ließe sich beydes von den Mängeln und Schönheiten, die nun beyde in menschlichen Geisteswerken einmal unzertrennlich sind, noch manches anführen; aber doch dürfte man dem Dichter nur gemeine Gerechtigkeit widerfahren lassen, um die letztern sehr überwiegend zu finden. Klärchens ganze Rolle giebt z. B. dem Stücke ein sehr erhöhtes Interesse; der Charakter Brakenburgs hingegen, so trefflich er benutzt, und so glücklich er gehalten ist, gewährt weniger Befriedigung; das Mitgefühl für ihn scheint auch das Interesse für Klärchen etwas zu schwächen; und Egmonts Liebe zu dieser scheint in der That nicht genug bestimmte Leidenschaft, nicht motivirt genug, nicht genug in Handlung gesetzt zu seyn; sowie der Hauptcharakter Egmont's uns erst in den beyden letzten Aufzügen, und da fast einzig und allein zur Theilnehmung auffodert. Was jener Kunstrichter wider die opermäßige wirkliche Einführung des Traumgesichts der Freyheit auf die Bühne erinnert hat, ist nur allzu gegründet; obgleich die Wendung gar leicht, und gewiß zum Vortheil der Wirkung umzuändern wäre. Es muß nothwendig jedem Zuschauer, und selbst dem Leser schon, ein zu gewaltsamer Uebergang werden, sich auf einmal, und ohne Noth, aus der wirklichen in eine idealische Welt versetzt, oder vielmehr hinübergerissen, zu sehen. Sehr unbedeutend ist dagegen die Mischung der Scenen aus der niedern Welt mit denen aus dem höhern Leben. Dieser Uebergang, so wiederholt er auch vorkommt, kostet uns weit weniger, und ist der wirklichen Natur,

vornämlich auch der Scene der Handlung, völlig gemäß. Den 1792.
trefflichen, und, soviel wir wissen, noch von keinem Dichter so tief genommenen Eindrang in die Politik, und in die feinsten Verhandlungen derselben, muß man unserm Verf. zum eigenthümlichen Verdienst anrechnen, ob es gleich bey weitem nicht sein einziges und größtes ist.

Claudine von Villa Bella, ein Singspiel in drey Aufzügen, erscheint hier völlig neu bearbeitet und abgeändert. Der Dialog, der ausser dem eingewebten Gesange, sonst in Prosa war, ist nun in Jamben eingekleidet, die einen leichten und natürlichen Gang haben, und von dem musikalischen Antheile minder abstechend sind. Das ganze Stück hat, wie bekannt, eine romantische Wendung und ist nicht nach den Regeln der strengsten Wahrscheinlichkeit zu beurtheilen. Die Verwicklung ist aber doch sehr gut angelegt, durchgeführt und aufgeschürzt. Der rasche, handlungsvolle Gang des unter mehrere Personen vertheilten Gesangs, nach Art der Finale in der komischen Oper der Italiener, ist mit Einsicht und Abwechselung, auch von der metrischen Seite, bearbeitet, und muß bey der Vorstellung mehr Wirkung thun, als jene oft so schaale und gedankenleere Vorbilder. Man sieht überall, daß der Dichter den Rhytmus des Componisten schon in Gedanken hatte, und absichtlich vorbereitete. Hie und da sind jedoch kleine Nachläßigkeiten des Ausdrucks uud der Sprache zurückgeblieben, die dereinst eine abermalige Anlegung der Feile zu fodern scheinen.

So ist auch dem noch in diesem fünften Bande befindlichen Singspiele, Erwin und Elmire, eine ähnliche Umarbeitung zu Theil geworden. Es bleibt immer eine angenehme, glückliche Phantasie, an deren Ausführung aber das Herz keinen geringen Antheil hat. In der gegenwärtigen Veränderung hat es noch mehr Einfachheit und Consistenz, und durch die Umänderung des Dialogs in Jamben wirklich mehr Anmuth und Gleichlaut der Sprache gewonnen. Die eingewebten Lieder, reich an Herzensausdruck und unbefangener Natur, sind zum Theil schon Lieblingslieder am Clavier geworden, durch die so ganz ihnen zusagende Reichardtische Composition.

Im sechsten Bande: Torquato Tasso, ein Schauspiel in fünf Akten, und in reimfreyen Jamben. Der V. hat aus der sehr interessanten Lebensgeschichte dieses großen Dichters die be-

1792. kannten Vorfälle während seines Aufenthalts an dem Hofe des Herzogs Alfonso von Ferrara ausgehoben, aber sowohl manche einzelne Umstände derselben, als die Katastrophe selbst, fast völlig abgeändert. Wer irgend eine Lebensbeschreibung des Tasso, deren es mehrere giebt, zur Hand hat, kann leicht die Vergleichung anstellen, die uns hier zu weit führen würde. Tasso's Heftigkeit sowohl, als die Gefahr, worein er dadurch gerieth, sind hier merklich gemildert. Der Charakter des Dichters ist vortrefflich angelegt und beybehalten. Leonore Sanvitale schildert ihn sehr schön:

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben giebt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit zerstreute sammelt sein Gemüth,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu Nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann, und zieht uns an,
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen:
Er scheint uns anzusehn, und Geister mögen
An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen.

Auch die Charakterisirung Ariost's S. 48 verdient hier eine Stelle:

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Fürs wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern, und persönlich doch,
Wie unter Blüthenbäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leicht getragnen Blüthen,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt

Vom losen Zauberspiel der Amoretten. 1792.
Der Quell des Ueberflusses rauscht daneben,
Und läßt uns bunte Wunderfische sehn.
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Heerden Wies' und Busch erfüllt;
Die Schalkheit lauscht im Grünen halbversteckt;
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen;
Indeß auf wohlgestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint,
Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält.
Wer neben diesem Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.

Für den Leser ist dieses Schauspiel ungemein reich an ächter Geistesnahrung; ob es aber für den Zuschauer interessant genug und von wahrer dramatischer Wirkung seyn werde, daran möchten wir fast zweifeln. Es hat weit mehr Gespräch als Handlung; jenes hat der Dichter nach Gefallen zu einer oft ungewöhnlichen Länge ausgesponnen; diese hingegen ist, bey allem Verdienst ihrer Einfachheit, doch wohl gewiß zu leer an wichtigen und frappanten Vorfällen, und in Verwickelung und Auflösung zu wenig auffallend, um auf der Bühne sonderlich stark zu wirken. Die feinen Schattirungen der Charaktere wird der Kenner nicht übersehen; aber dem gemeinen Auge möchten sie doch leicht entwischen; und wo läßt sich solch eine Auslese gebildeter Zuschauer erwarten, die den unverkennbaren Schönheiten, und dem aus ihnen zu erwartenden vielfachen Vergnügen des Geistes, selbst der eingestreuten vielfachen Belehrung des sittlichen Gefühls, die größere Erwartung des Genusses einer eigentlich dramatischen Unterhaltung aufopfern und nachsetzen werden?

Den Schluß dieses sechsten Bandes macht Lila, ein mit Gesang und Tanz untermischtes Schauspiel von einfacher, aber glücklich bearbeiteter Handlung:

Was Lieb' und Phantasie entrissen,
Giebt Lieb' und Phantasie zurück.

Im siebenten Bande, zuerst: Faust, ein Fragment. Es scheint fast schon in seiner Anlage nur zum Fragment bestimmt

1792. gewesen zu seyn; denn ein zusammenhängendes Ganzes hätte sich daraus, selbst von solch einer Meisterhand, bey dieser Anlage wohl schwerlich bilden lassen. Roh und wild ist alles hingeworfen; starke und auffallende Züge wechseln mit manchen, doch allzu sorglos unbearbeitet gelassenen, ab; man sieht aber bald, daß es so seyn sollte; und wer ist berechtigt, dem Eigensinn und dem Umherstreifen des phantasiereichen Dichters Gesetze vorzuschreiben? Bey dem allen indeß gestehen wir offenherzig, daß uns die Unvollständigkeit des gegenwärtigen Fragments weniger schmerze, als die leider! nicht mehr mögliche Vollendung des Lessingschen Bruchstücks eines ähnlichen Schauspiels. Nicht, als ob wir das, was hier der Eine Dichter unvollendet gab, mit dem weit kleinern, aber wahrlich sehr reichhaltigen Bruchstücke des andern, auf jenes Kosten vergleichen wollten. Der ganze Gesichtspunkt, die ganze Manier beyder Arbeiten sind allzu verschieden, und würden es auch in der vollendeten Ausführung geblieben seyn. Auch hätte die Vollendung des Einen gewiß das Daseyn des andern nicht entbehrlich gemacht.

Jery und Bätely, ein Singspiel. Ein reizendes Schweizergemählde, ohne vielen Aufwand der Kunst, aber desto mehr vom Einfluß der Natur begünstigt. Einem schmachtenden Liebhaber, dem sein sprödes Hirtenmädchen alle Hoffnung vereitelt, verhilft ein rascher Freund durch einen etwas tollen Streich zu der Gelegenheit, sich seiner Geliebten und ihres Vaters muthvoll anzunehmen, und durch dieses Mittel zum Besitz seiner Geliebten. „Und wenn die Art und Weise ein bischen wunderlich war, kann „man mit Thomas sagen, so ist doch am Ende der Zweck „erreicht."

Scherz, List und Rache, ein Singspiel in drey Akten, und unter drey spielende Personen, Skapin, Skapina und einen geizigen Doktor vertheilt, der durch die List der beyden erstern um seinen ängstlich gesammelten und bewachten Schatz gebracht wird. Das Stück ist durchgängig in Versen, die zwar etwas leicht und nachlässig gearbeitet, aber doch, besonders in dem für den Gesang bestimmten Theile, sehr musikalisch sind. So einfach der Plan ist, so hat der Dichter doch den Knoten glücklich genug zu verflechten, und die Handlung in unablässig reger Thätigkeit zu erhalten gewußt.

Den Anfang des achten Bandes macht das schon im

Jahr 1774 einzeln gedruckte Neu eröffnete moralisch-politische Puppenspiel, welches aus einem Prolog, dem Jahrmarktsfest zu Plundersweilen, einem Schönbartspiel; und einem Fastnachtsspiel, vom Pater Brey, dem falschen Propheten, besteht. Darauf folgt der auch schon 1774 gedruckte Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht von D. C. F. Bahrdt. Bey der ersten Erscheinung dieser satyrischen, mit unter auch ziemlich kaustischen Spielwerke des Witzes, hatte man freylich ihre kleinen Beziehungen in frischern Andenken, als jetzt; aber die Laune, welche darin herrscht, verfehlt doch auch gegenwärtig nicht ganz ihre Wirkung. — Hierauf vermischte Gedichte, in zwey Sammlungen, die eine herrliche Bereicherung des deutschen Liedervorraths, vornämlich der ächten Volkspoesie sind, worin der V. so ganz original und meistens so äusserst glücklich ist. Auch in den kleinen epigrammatischen Stücken, im griechischen Geschmack, und in den hie und da eingestreuten Gnomen, die wohl so gut, als die pythagorischen, goldne Sprüche heißen können, findet Herz und Phantasie reiche und erquickende Nahrung. Von den Liedern hat Hr. Kapellmeister Reichard, der den wahren Ton derselben so vollkommen zu treffen weiß, schon verschiedne in Musik gesetzt; und wir freuen uns seines neulich gegebnen Versprechens nicht wenig, auch die übrigen von ihm zu erhalten. — Zuletzt noch: Künstlers Erdenwallen, und Künstlers Apotheose, zwey kleine Dramen, oder poetische Dialogen; und die Geheimnisse, ein Fragment. Treffliche Stanzen, zu deren Enträthselung aber der Dichter selbst in der kurzen poetischen Einleitung alle Hoffnung benimmt. Dm. 1792.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1792, 110. Band, 2. Stück, pag. 311—329.



1793.

1793. **Berlin.**

Bey Friedr. Unger: **Göthe's neue Schriften. Erster Band.** Mit 1 Kupfer. 1792. 464 S. 8. (1 rthlr.) **Dieser erste Band** einer neuen Sammlung von Schriften des **Hrn. v. G.** deren Erscheinung dem Publiko so willkommen seyn wird, enthält: 1) Das Lustspiel: der Groß-Cophta welches auch besonders gedruckt zu haben, und von uns schon in dem 35sten Stücke v. J. dieser gel. Zeit angezeigt worden ist. 2) Des Josef Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum; mit einigen Nachrichten von seiner in Palermo noch lebenden Familie. Dieses ungemein interessante Stück macht dem Herzen des Verfassers unendlich viel Ehre. Hr. v. G. befand sich bekanntlich im Jahr 1787 zu Palermo, dort erhielt er von einem Rechtsgelehrten des Abentheurers Cagliostro Stammbaum (welcher hier in Kupfer gestochen beigefügt ist), und Nachrichten von dessen Familie. Er war begierig, dieselbe selbst kennen zu lernen, und ließ sich daselbst einführen. Der angebliche Graf war aber damals aus der Bastille entkommen und nach London gegangen. Hr. v. G. galt für einen Engländer, der den Grafen kenne. So war sein Eintritt in die Familie, deren Beschreibung und Schilderung man selbst lesen muß. Die guten Leute waren sehr arm, eine Wittwe,

verehlichte Capitummino, geborne Balsamo, Cagliostro's Schwester, 1793.
eine Mutter von drey Kindern, hatte die Mutter bey sich, und suchte nach ihren Kräften dieselbe zu ernähren. Der armen alten Frau Aeusserungen über ihren Sohn, der seine unglückliche Mutter verkannte, der seine arme Familie verläugnete, und sein Geld verpraßte, indem er sie der schrecklichsten Dürftigkeit überließ, sind rührend (S. 373.). Die Mutter gab Hrn. v. G. einen Brief an ihren Sohn, in welchem sie ihre Noth schildert (S. 377.). Hierauf machte der verehrungswürdige Verf. eine Summe Geld, mit Hülfe und Beistand einiger Freunde zusammen, und übersendete dieselbe der Familie, welche das Geld auch erhielt, und in einem Briefe, dem vermeintlichen Wohlthäter, dem Gr. Cagliostro, ihren Dank abstattete. — Bisher ließ sie Hr. von Göthe in dem Irrthum, und nun sagt er (S. 383.): „Jetzt, da sie von der Gefangenschaft und Verurtheilung ihres Verwandten unterrichtet sind, bleibt mir noch übrig, zu ihrer Aufklärung und zu ihrem Troste etwas zu thun. Ich habe noch eine Summe für sie in Händen, die ich ihnen überschicken und zugleich das wahre Verhältniß anzeigen will. Sollten einige meiner Freunde, sollten einige meiner reichen und edlen Landsleute mir das Vergnügen machen, und jene kleine Summe, die noch bey mir liegt, durch Beiträge vermehren zu wollen: so bitte ich, mir solche vor Michael zu schicken, und an dem Danke und der Zufriedenheit einer guten Familie Theil zu nehmen". — Wir wünschen, daß diese wiederholte Aufforderung etwas dazu beitragen möge, das Unglück einer verlassenen Familie zu erleichtern, welche warme Herzen in nördlichen Zonen fand. — Hr. v. G. wird uns fernere Nachricht von der Familie ertheilen, welcher sein gutes Herz die größte Noth des Mangels erleichterte, und wir sehen derselben begierig entgegen. — — 3) Das römische Karneval. Ein neuer Abdruck dieser schon bekannten, vortrefflich geschriebenen und anziehenden Piece, welche dieses Nationalvergnügen uns ganz vergegenwärtiget*).

Erfurtische gelehrte Zeitung, Erfurt, 1793, 6. Januar.

*) Verfasser: Christian August Vulpius.

1793. ## Der Dichter im Tempel der Natur.

Ein Fragment.

Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, ist das, wodurch das Schöne selbst entstand; vorhergegangne ruhige Betrachtung der Natur und Kunst, als eines einzigen großen Ganzen, das, in allen seinen Theilen, sich selber spiegelnd, da den reinsten Abdruck läßt, wo alle Beziehung aufhört, in dem ächten Kunstwerke, das, so wie sie, in sich selbst vollendet, den Endzweck und die Absicht seines Daseyns in sich selber hat. —

Göthe.

So reift, in die Dunkelheit des Waldes, auf die Wiesenfläche und an des Flusses Krümmungen von seinem Homer begleitet, der vaterländische Dichter.

In staunende Betrachtung ganz versenkt, irrt bald sein Auge von des Himmels Wölbung auf des Gräschens gebogne Spitze, bald blickt er in die spiegelnde Fluth, bald wieder in den weit erhabnern Spiegel, der vor ihm aufgeschlagen, in wiederkehrenden Zeilen Jahre rollen, Sonnen auf und untergehen, Menschen sich zerstören, und einen, der nach langen Jahren, ohne seine Gefährten, in sein Vaterland wiederkehrt, mit allen Stürmen des Schicksals kämpfen läßt.

Das alles geht vorbey, geschieht in wenigen Momenten — Das Auge blickt wieder auf, sieht noch dieselbe Himmelswölbung, dieselbe spiegelnde Fluth, desselben Gräschens gebogne Spitze; und das vorüberrollende in Gedanken steht noch da, steht vest —

Werdende und vergehende Geschlechter, der immer wirkende, immer duldende Mensch in der ihn umgebenden Natur. —

Der neue Sinn erwacht und sieht mit Staunen die Keime des Werdens und Wirkens in allem, was ihn umgiebt. —

Das Maaß der Empfindung füllt sich voll, strömt über — der Bildungstrieb ist da — und findet keinen Stoff. —

Der höchste Stoff der wirkenden Kräfte ist vorweggenommen; das höchste Leben in der zerstörenden Feldschlacht unübertreflich dargestellt. — Der Stoff der duldenden Kräfte ist auch erschöpft — alle die Stürme des Schicksals sind durchkämpft — dulden kann niemand mehr, als der herrliche Odysseus, und standhafter

niemand seyn, wie er — und doch sind menschliche Kräfte einmal 1793.
der Dichtkunst höchster Stoff. —

Was bleibt dem strebenden, aufs höchste gespannten Bildungstriebe, als die durch ihr Uebermaß sich selbst zerstörende, in jeder unschuldigen Aeußerung ihrem Untergange unaufhaltsam zueilende Lebenskraft, in ihrem innern Kampfe: so entstand die aller Herzen sich bemeisternde Erzählung von Werthers Leiden, worinn sich nun aufs neue wieder die ganze Menschheit spiegelt.

Ein Werk, das unter allem, was die neuere Dichtkunst schuf, der griechischen Einfalt, Würd' und Wahrheit am nächsten kömmt, und doch, wie mitten aus dem täglichen Leben herausgehoben, von unsrer Welt und unsren Sitten ein dauernder Abdruck ist.

Sein Stoff, der einzige noch unbenutzte, der dem Homer nachgeschaffen und gleich gebildet, die einzige noch wahre mögliche Epopee unsrer Zeiten ward.

So entstand durch die wetteifernde Nachahmung des Shakespear, unser erstes Originaldrama Götz von Berlichingen, wo alles Große, Edle und Schöne aus der Barbarey der mittlern Zeiten, sich von dem Gröbern, Unedlen, und Gemeinen sondernd, und immer näher aneinander rückend, zuletzt ein täuschendes Ganze bildet, und auch ein heller Spiegel des großen Lebens der Natur in allen Zweigen wird. Moritz.

Deutsche Monatsschrift, Berlin, 1793, Januar, pag. 72—73.

Charlotte or a Sequel to the Sorrows of Werter. A struggle between Religion and Love in a Epistle from Abelard to Eloisa. A Vision or Evening Walk and other Poems. By Mrs. Farrel 1792. 80. p. 4. Indeß Werther und Lotte in Deutschland ruhig und von der großen Lesewelt vergessen im Grabe schlummern, setzen sie die englische Schriftstellerwelt, zumahl die weibliche, die sich besonders für dieses Paar enthusiasmirt zu haben scheint, noch fortwährend in Bewegung. Diese Fortsetzung des deutschen Romans ist in gereimten Versen, und gleichwohl sehr unpoetisch. Einige rührende Stellen machen die lange Weile nicht gut, die das ganze erregt. Unter den angehängten kleinern Gedichten sind einige artig.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1793, 50. Band, 2 Stück, pag. 362.

1793. **Dramatic Pieces, from the German. 1) The Sister a Drama by Göthe, Author of the Sorrows of Werter — London. Cadell. 1792.** Die Engländer scheinen wirklich allmählig unsrer schönen Litteratur, besonders unsern bessern dramatischen Produkten, einigen Geschmack abgewinnen zu wollen. Die hier gelieferte Uebersetzung kann dazu allerdings etwas beytragen, wenn gleich die Wahl auf ungleich bessere Stücke hätte fallen können. Nr. 1) ist das kleine Göthische Schauspiel, die Geschwister. Die Uebersetzung ist, so wie bey den folgenden, ziemlich treu. Nur an einigen Stellen findet man, wahrscheinlich weil der Uebersetzer die Sprache nicht ganz in seiner Gewalt hatte, ein quid pro quo.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1793, 51. Band, 1. Stück, pag. 183—184.

Göthe's neue Schriften. Erster Band. Mit einem Kupfer. Berlin, bey Unger. 1792. 24 Bog. in 8. 1 Rthlr.

Zuerst: der Groß-Cophta, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Der Stoff desselben ist die bekannte Halsbandgeschichte, in welcher auch hier Cagliostro die Hauptrolle spielt. Die Täuschungen dieses berüchtigten vorgeblichen Grafen durch Geisterseherey, seine imponirende Täuschung fast aller, die irgend in seinen Wirkungskreis geriethen, und die Charaktere der Personen, die an jener Unterhandlung wegen des Halsbandes Theil nahmen, findet man hier so lebendig und treffend dargestellt, wie sich's von einem so bewährten Meister in der dramatischen Kunst erwarten ließ. Ohne diese und manche andere Schönheiten dieses Schauspiels, und vornehmlich die darin überall sichtbare Herzenskunde des Verf. zu verkennen, gesteht indeß Rec. offenherzig, daß er diese Arbeit nicht für ein Meisterwerk dieses Dichters halten kann, und daß er von der theatralischen Vorstellung dieses Stücks keine sonderliche Wirkung hoffen würde. Den Leser befriedigt es gewiß weit mehr; obgleich auch dieser schon sein Interesse nicht überall gleich lebhaft erhalten fühlen würde. Es gehört vielmehr dazu schon ein eigenes Interesse an Gegenständen, die jetzt schon lange nicht mehr in dem Grade, wie vor einigen Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen, um

manche hier vorkommende Scenen, z. B. die Katechisirungen des 1793.
Grafen mit seinen Eingeweihten, nicht kalt und ermüdend zu finden; und auf die Katastrophe der sichtbaren Erscheinung des Groß-Cophta — der am Ende kein andrer, als der gräfliche Betrüger selbst ist — so neugierig zu werden, als die darauf vertrösteten Personen des Stücks selbst. Mehrere Reden und Monologen dieser letztern sind auch wohl offenbar zu lang, zu unleidenschaftlich und deklamatorisch. Auch wird die Aufmerksamkeit des Lesers und Zuschauers nicht einzig und anhaltend genug auf die Haupthandlung hingezogen, deren Entwickelung, durch die Gefangennehmung der in den Handel verwickelten Personen, auch nicht so ganz natürlich scheint herbey geführt zu seyn. Der Charakter der Nichte interessirt wohl unstreitig am meisten, und auf die Zeichnung desselben scheint der Verf. den meisten und glücklichsten Fleiß gewandt zu haben.

Das zweyte Stück dieses Bandes, welches man als Beylage zu dem eben gedachten Schauspiele ansehen kann, ist: des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum; mit einigen Nachrichten von seiner in Palermo noch lebenden Familie. Diese wirklich sehr interessanten Nachrichten, hatte der Verf. selbst, bey seinem Aufenthalt in Palermo, einzuziehen Gelegenheit; und hier erhielt er auch, aus den Händen eines Sachwalters, den auf einer Kupfertafel beygefügten Stammbaum. Durch einen unschuldigen Kunstgriff gelang es dem Verf. das Zutrauen der Anverwandten des Cagliostro zu gewinnen, und es gereicht ihm sehr zur Ehre, daß er nach seiner Rückkehr in Deutschland zur Unterstützung ihrer dürftigen Umstände thätig wirkte.

Die hier wieder, wiewohl ohne die Kupfer, abgedruckte Beschreibung des römischen Karnaval ist schon vortheilhaft genug bekannt. Sie ist ein Muster in Vergegenwärtigung und Darstellung, so weit nur immer die Sprache dazu fähig ist.

J.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1793, 5. Band, 1. Stück, pag. 393—395.



1794.

179!. **Wiener Musenalmanach auf das Jahr 1794.** Herausgegeben und verlegt von **A. Blumauer.** S. 168 in 8.

— Folgendes Gedicht (S. 52.) verdankt seine Existenz wohl gar dem Schauspiele: Der Bürgergeneral, in welchem der Barbier Schnapps tragirt.

Kleiner Unterschied.

Nun ist der Bader Rosenthal
In Frankreich Bürger-General.
Eh' ließ er Menschenblut
Bloß unzenweise fließen;
Nun findet er für gut,
Es strohmweis zu vergießen.

Papa von Papowsky.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1794, 7. July.

Göthe's Schriften. Zweyter Band. Berlin bei Johann Friedrich Unger. 1794. 8. 1. Alph. 8 Bogen. 2 Fl. 24 Kr.

Der Inhalt dieses zweiten Bandes ist vielleicht für einen großen Theil des Publikums unerwartet, denn man findet hier

den Reineke Fuchs in Hexameter — übersetzt; wenn man anders so sagen darf, da viele Gelehrte dieses Gedicht ausschließungsweise zu einem deutschen Produkt machen wollen. Man darf sich nicht wundern, daß ein Göthe seine Muse mit dem Reineke Fuchs beschäftiget hat, da er schon seit einigen Jahrhunderten in allen Sprachen gedruckt und gelesen worden ist. Daß er von jeher beliebt gewesen, bezeugen die vielen Ausgaben, Übersetzungen, Umwandlungen und Nachahmungen desselben; doch hat sich keine Nation um denselben verdienter gemacht, als die deutsche. 1794.

(Folgen Abhandlung über den Urtext und Proben der Übersetzung.)

Sollte aber wohl zu einem Gedichte von diesem Innhalte der Hexameter die schicklichste Versart seyn? Ein Meister, wie Herr Göthe, muß freilich seine Ursachen gehabt haben, warum er ihn wählte. Vielleicht würden andere dem Hexameter die Jambe vorgezogen haben.

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1794, 29. Julius.

Göthe's neue Schriften. Zweyter Band. Berlin, bey J. F. Unger. 1794. 491 S. in 8. — Enthält das Gedicht: Reinecke Fuchs in zwölf Gesängen.

Endlich sehen wir ihn wieder im neuen geschmackvollen Gewande, den alten, lieblichen, listigen Freund Reinecke, die Krone aller Verschlagenheit! Ein Unternehmen, wofür Göthe den herzlichsten Dank des ganzen Publikums verdient, uns jetzt ein Buch in die Hand zu geben, welches Lektüre für Jedermann ist. — Da steht er in seiner alten Ehrwürdigkeit der verschlagene Vasall des mächtigen Königs Nobel vor uns, und entlockt uns Theilnahme und Bewunderung seiner Schwänke und Listen! Es läßt sich nicht erwarten, daß wir den Plan eines schon bekannten Werkes entwickeln sollen; aber von der Behandlungsart des neuen Bearbeiters wollen wir Proben geben, aus denen die Leser sehen können, was sie zu erwarten haben, wenn sie das Ganze zur Hand nehmen wollen.

(Folgen einige Stellen.)

Doch wer wird nicht lieber selbst nach dem Ganzen begierig greifen, als sich einzelne Bruchstücke vorlegen lassen. Göthe's

1794. Meisterhand ist in dem Ganzen, so wie im Einzelnen überall sichtbar. Sein Geist ist über das Ganze ausgegossen, und nirgends fehlt es an einzelnen Vortrefflichkeiten und Schönheiten. Welch' ein Erwerb für das Echte und Gute unsrer deutschen Lektüre!

—ßl.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1794, 27. August.

Berlin.

Goethes neue Schriften. Erster Band. 8. 1792. Bei Joh. Friedr. **Unger. Zweyter Band.** Ebendaselbst 1794. Da die Anzeige des ersten Bandes dieser neuen Schriften eines der ersten Lieblingsschriftsteller unserer Nation in diesen Blättern zu rechter Zeit nicht angezeigt worden ist, so wollen wir hier den Inhalt desselben nachholen. Man findet hier den Großkophta, ein Schauspiel in fünf Aufzügen: — Sein Gegenstand ist ein Theil der Geschichte des berüchtigten Cagliostro, in Verbindung mit der eben so berüchtigten Halsbandbegebenheit: Lamotte, ihre Niece und Rohan spielen hier ebenfalls, nur unter andern Namen, ihre Rollen. Der Verf. hat den Stoff gröstentheils gelassen, wie er ihn vorfand. Wenn es gleich diesem Stücke nicht an glücklichen Zügen, guter Dialogisirung und einigen sehr gut gelungenen Situationen fehlt, wie es sich von einem Goethe erwarten läßt, so thut es doch bey weitem nicht den Anforderungen der Kunst und denen an das Genie des Verfassers, wozu er uns durch andere Meisterwerke in dieser Gattung berechtiget hat, Genüge. Auch bey gewissenhafter Beobachtung der historischen Treue, die sich der Dichter hier als ein vorzügliches Gesez auferlegt zu haben scheint, was eben beym Drama nicht so nöthig ist, hätte doch ein so fruchtbarer Stoff, als es die Gewalt der unverschämtesten Betrügerey ist, wenn sie es mit dem Hange zur Schwärmerey und den Neigungen der Ehre, Eitelkeit, Geldgier, Wollust, überhaupt der Sinnlichkeit in ihrem ganzen Umfange, zu thun hat, weit interessanter bearbeitet werden können. Das Stück verliert dadurch von seinem Anziehenden, daß dasjenige, was der Angabe der Aufschrift nach blos hätte sollen untergeordnet werden — ich meine eben die Halsbandgeschichte —

in der That im Fortgange der Fabel des Dramas mehr dem Hauptinteresse, das Graf Rostro (wie Cagliostro hier genannt wird) erwecken sollte, vorgeordnet scheint, daß kein rechter Zusammenhang da ist zwischen den Entwürfen des Betrügers auf die Menschengruppe, in deren Kreis wir hier eingeführt werden, und ihren eigenen auch wieder verschiedenen Absichten, daß auf diese Art nothwendig die Einheit der Handlung und sonach auch die der Aufmerksamkeit beym Zuschauer oder Leser gestört werden muste. — In den Zufall der Geschichte erwartet man von der Kunst immer mehr Plan hineinzubringen: dies ist hier nicht geschehen. Das ganze ist mehr eine gute Dialogisirung, abgetheilt in nacheinander gereihte Szenen und Abschnitte von Aufzügen, einer seltsamen verschlungenen Geschichte, wo Betrug verschiedner Art, Aberglaube und Leichtglaube, Schwärmerey und List von der plumpen und feinen Art in einem wunderbar sich durchkreuzenden Durcheinander im Spiele sind, als ein meisterhaft angelegtes, nach Zweck und Mittel gehörig berechnetes künstliches Drama zu nennen. Auch sind einige Charakter würklich zu flach gezeichnet. Diesem Schauspiel ist ein Stammbaum des Kagliostro's, oder eine Nachricht von seinen Familienumständen, die der Verfasser bey seinem Aufenthalte in Palermo im Hause der Mutter des Betrügers selber eingezogen hat, angehängt. Diesen Aufsaz, der nach Materie und Form gleich anziehend ist, wird nicht leicht ein Leser ohne die innigste Theilnehmung weglegen: und, ich möchte sagen, er versöhnt uns beinahe mit dem voranstehenden Stücke selbst. Mit solcher Natürlicheit der Empfindung und des Ausdrucks weiß hier der Verf. den Zustand der armen, aber guten Familie, aus deren harmlosen stillem Kreise ein solches Ungeheuer, wie Cagliostro, hervorgehen konnte, zu dem unsrigen zu machen. — Endlich findet man in diesem Bande noch die musterhaftschöne, durch edle Einfalt der Composition und der Sprache so empfehlungswerthe Schilderung des römischen Karnewalls, die vorher schon im Journal der Mode und des Luxus, auch einzeln bey Ettinger in Gotha gedrukt war. Der, in der lezten Ostermesse erschienene zweyte Band der Goethischen Schriften enthält nur Ein Werk. Reinicke Fuchs, in zwölf Gesängen. Es ist blosse, ganz getreue Uebersezung des aus der alten deutschen Litteratur mit Recht, durch die sinnreichste Anlage und glücklichste Ausführung so berühmten komisch-epischen Gedichtes, das Hinrik von Alkmer (Heinrich von 1794.

1794. Alkmar) im Jahr 1498. zu Lübek in niederdeutscher Mundart herausgab, und von dem es noch unausgemacht ist, ob es Uebersetzung aus einer fremden Sprache, oder freye Nachbildung nach fremdem Muster oder Mustern, oder ganz deutsches Originalwerk sey. — Das zweyte dürfte wohl das wahrscheinlichere seyn. — Die Auseinandersetzung des Plans in diesem Gedichte, so wie seine besondre Würdigung gehören nicht hieher: auch verweißt Recensent, was die Litteraturgeschichte desselben betrift, auf die Abhandlung, die in der Gottschedischen Ausgabe (Leipzig 1752.) kommt, und auf Flögels Geschichte der komischen Litteratur, wo man auch Berichtigungen der Gottschedischen Angaben findet. Was diese neue hexametrische Verdeutschung anbetrift, so ist sie allerdings ein schönes Geschenk für die Freunde der schönen Litteratur, aus den Händen eines Goethe. Der Verf. hat das Ganze in zwölf Gesänge eingetheilt, da es im Original unbequemer in Bücher (4) und Kapitel abgeschnitten ist. Mit dem Texte selber hat er wie Rec. aus einer genauen Vergleichung mit dem plattdeutschen Original und der Gottschedischen prosaischen Uebersezung, die er vor sich liegen hatte, ersah, keine weitere Veränderung vorgenommen, als daß er sich hier und da eine kleine Nachhülfe im Ausdrucke, einen Beysaz, eine Weglassung, und, wo der Dichter die Farben etwas zu stark aufgetragen hat, wie bey der Verwundung des Pfaffen durch den Kater Hinz (3 Ges. S. 86) eine Verwischung erlaubt hat. Aber den kunstlosen Ton, der durch die ganze Erzählung herrscht, hat Hr. Goethe sorgfältig aufzufassen gesucht, und auch glücklich zu erfassen gewußt. Der Hexameter ist im Ganzen dem Tone der Erzählung anpassend, fliessend, und, wie es diese mit sich bringt, nachläßig leicht: doch nicht selten auch auf Kosten der Prosodie, was dem Ohr nicht immer wohl thut. So wird auch sehr oft ◡ oder immer ◡ ◡ gebraucht, Krazefuß kommt stets als Daktylus vor, ward als kurze Sylbe z. B. S. 32.

„In ein Grab ward die Leiche gelegt;“

eben so beleidigen die undaktylische Daktyle

mehr als man (S. 151.) Urlaub vom (S. 152.) Sippschaft um (S. 144.) aus und nach (S. 159.) das Ohr, besonders wenn sie, wie es zuweilen der Fall ist, in auf einander folgenden Hexametern angetroffen werden, wie z. B. S. 158.

„Mein Herr Vater, sagt er darauf, war so glücklich gewesen 1794.
König Emmrich des mächtigen Schaz auf verborgenen Wegen
Einst zu entdecken“ —

wo das lange so und auf hier ganz unprosodisch gebraucht sind. Doch bey weitem der grössere Theil der Hexameter, in welcher eben nicht so, wie es scheint, leichten Versart der Verf. hier das erstemal vor dem Publikum auftritt, ist ihm in Absicht auf Melodie, glückliche Mischung und Abwechslung, und zur Sache zustimmenden Ton vortreflich gelungen, und wir haben jene Anmerkungen nur dem jungen Dichter zu lieb, der seine prosodischen Unregelmäßigkeiten oder Nachläßigkeiten gerne mit der Autorität großer Nahmen belegen will, herausgehoben. Zum Beschlusse wünschten wir noch, daß es Hrn. Goethe hätte gefallen mögen, in einem Anhange hier und da Anmerkungen zur Erläuterung gewisser Umstände, sprüchwörtlicher Redensarten und Sprachbeziehungen anzuhängen. Z. B. S. 206. (VI. Ges.) das Sprüchwort,

Hatt er dort gleich so wenig zu thun, als ein Maybaum in Achen —

und ähnliche Reden hätten wohl eine Erklärung verdient. Der Gottschedsche (S. 144.) „Vielleicht puze man die Strassen in A. mit Mayen, die denn dort müßig stehen,“ taugt wohl wenig. Auch für Kritik und Litteratur dieser merkwürdigen Schrift könnte noch manches erörtert werden. Vielleicht, daß Hr. Goethe uns ein andermal damit beschenkt. Anmerkungen im homiletischen Ton eines Baumanns u. a., oder solche, die einen Praß unnöthiger Gelehrsamkeit auskramen, wird wohl kein Vernünftiger dem Verf. anmuthen, aber solche, die in alter Sprache, Sitte und Denkart aufklären und alles was zur besseren Verständigung des Buchs dient, müssen den Eindruck desselben, den eine solche glückliche Einkleidung und Darstellung, wie diese, gewis machen wird, verstärken, und den Eingang dieses so einfachschönen Werks bey unserm, der Simplizität eben nicht sehr günstigen, Publikum erleichtern.

Tübingischen gelehrten Anzeigen, Tübingen, 1794, 4. Sept.

1794. **Der Bürgergeneral, ein Lustsp. in 1 Aufzuge. Zweite Fortsetz. der beiden Billets. Berl. bei Unger. 1793. in 8.**

Anton Wall's beide Billets und ihre Fortsetzung, der Stammbaum, sind allgemein bekannt. Daß diese neue Fortsetzung ihrer nicht unwürdig sey, wird man schon vermuthen, sobald man weiß, daß sie von Göthe ist. Die ächte Natur ohne Uebertreibung, die in dieser kleinen Posse herrscht, das Rasche und Ungesuchte des Dialogs und die Einfachheit des Plans, ohne daß das Interesse darunter leidet, zeugt von der Hand des geübten Künstlers, wenn gleich wahrscheinlich mancher Dichterling nach Lesung dieses Stücks denken wird: „Solche Dingerchen könnte ich zu Dutzenden machen!" D.

Neueste Critische Nachrichten, Greifswald, 1794, 6. September.

Iphigenia in Tauris, a Tragedy, written originally in German by J. W. von Goethe. Berlin. Printed by J. F. Unger. 1794. 8. gr. 7. Bog. 54 kr.

Unter den Göthischen Meisterstücken zeichnet sich die Iphigenia in Tauris vorzüglich durch ihre klassische Reinigkeit aus, und durch den feinen griechischen Geist des Euripides, der in dem ganzen Stücke athmet. Diese englische Uebersetzung ist, wie das Original, in jambischen Versen bearbeitet, und sehr glücklich ausgefallen, so daß dadurch die Engländer gewiß einen vortheilhaften Begriff von der dramatischen Muse der Deutschen bekommen können. Sie ist mit didotischen Lettern auf schönem Papier sehr prächtig gedruckt.

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1794, 21. November.

Iphigenia in Tauris. A Tragedy written originally in German, by J. W. von Göthe. London 1793. 126 p. 8.

Göthe ist durch seine Leiden Werthers in England allgemein bekannt geworden, und einer von den wenigen deutschen Dichtern, denen man dort wirklichen Geschmack abgewonnen zu haben scheint.

Die hier angezeigte Uebersetzung eines seiner meisterhaftesten Schauspiele muß den Ruhm des Dichters bey den stolzen Insulanern, die sonst mit Gleichgültigkeit auf alle Produkte des Auslandes, zumahl des Nordens blickten, befestigen, und Rec. müßte sich sehr irren, wenn Iphigenia nicht in England mehr Leser und Bewunderer aus Empfindung bekommen sollte, als sie in Deutschland gefunden hat, wo selbst das übrigens so allmächtige Vorurtheil eines berühmten Namens diesem vortreflichen Stücke verhältnißmäßig nur sehr wenig Leser und keinen Platz auf irgend einer von unsern vielen Bühnen verschaffen konnte. Die Uebersetzung ist im Ganzen treu, und doch mit Feuer und Geist, in der Versart des Originals gearbeitet. 1794.

(Folgt Probe der Uebersetzung.)

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1794, 52. Band, 1. Stück, pag. 173—176.

Iphigenia in Tauris. A Tragedy, written originally in German by J. W. von Göthe, Norwich a. London, Johnson. 1793. 126 p. 8. 1 Rthlr. 4 Gl.

Iphigenia, dieses Meisterstück der Göthischen Muse, ist in Deutschland von dem großen Publikum mit einem Kaltsinn aufgenommen worden, der ganz unerklärlich seyn würde, wenn man nicht wüßte, wie seine jetzigen dramatischen Günstlinge seit einigen Jahren mit dem besten Succeß daran gearbeitet haben, durch theatralisches Schaugepränge aller Art, durch sonorische, das Ohr füllende, aber geist- und kraftlose Deklamationen dem Geschmack desselben eine Richtung zu geben, der es für die zarten und einfachen Schönheiten des Antiken, für Alles, was im Geist eines Sophokles gedacht, empfunden und ausgedrückt ist, nothwendig fast ganz gefühllos machen mußte. Vielleicht, daß die Engländer, die jetzt im Ernste anzufangen scheinen, die deutsche schöne Litteratur, vorzüglich unsere tragischen Dichter, ihrer Aufmerksamkeit werth zu achten, diesem vortrefflichen Werke, das in der dramatischen Poesie der Neuern einzig in seiner Art ist, mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenigstens sind sie durch die hier angezeigte Uebersetzung vollkommen in den Stand gesetzt, seine Schönheiten zu fühlen und zu schätzen. Sie ist in demselben Sylben-

1794. maas, wie das Original, nicht sclavisch und wörtlich treu, aber auch nicht ohne Noth und Zweck frey und abweichend. Der Uebers. hat seinen Dichter mit Dichtergeist übergetragen. Seine Copie hat bey ihrer Genauigkeit eine Ungezwungenheit und Kraft, die den Leser, dem das Original unbekannt wäre, nicht auf die entfernteste Weise ahnden lassen würde, als sey das, was er vor sich habe, eine Uebersetzung. Ein paar Proben werden zum Beweis hinreichen, daß wir die Arbeit des ungenannten und uns gänzlich unbekannten Engländers nicht über Verdienst gerühmt haben.

(Folgen einige Beispiele.)

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1794, 9. Band, 1. Stück, pag. 192.

Narciße, eine englische Wertheriade. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1793. 24 Bogen in 8. 1 Rthlr.

Dieser Roman gehört gewiß unter die wenigen seiner Mitbrüder, die nicht verdienen, in der nächsten Messe wieder vergessen zu werden, sondern vielmehr in die Hände aller derjenigen zu kommen, die durch so manche lose Waare getäuscht, endlich einmal wieder einen guten Roman zu lesen wünschen. Sowohl von Seiten seiner moralischen als ästhetischen Seite verdient er dazu empfohlen zu werden. Er athmet ganz die treffliche Moral. Nicht ein schlechter Charakter erscheint in der ganzen Geschichte: alle sind edel und liebenswürdig: nur die zwey Hauptpersonen, beydes treffliche Menschen, fallen und verunglücken, weil sie bey dem Keime ihrer Leidenschaft die Warnungen, die Warnungen ihrer strengern Freunde nicht annehmen. Pz.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1794, 11. Band, 2. Stück, pag. 382.

Erwin und Elmire, ein Singspiel in zwey Acten von Göthe. In Musik gesetzt von Johann Friedrich Reichardt. Vollständiger Clavierauszug. Berlin, im Verlage der neuen Berlinischen Musikhandlung. 1793. Folio. 108 S. 2 Rthl. 16 gl.

Göthe's Poesie, deren hoher dichterischer Werth übrigens längst entschieden und allgemein anerkannt ist, scheint uns für Musik

doch nicht durchgängig bequem zu seyn. Dies näher darzulegen und durch Beweise zu rechtfertigen, dazu fehlt uns der Raum. Wir bemerken daher nur, daß Hr. C. Reichardt den Text des vorliegenden Singspiels, der dabey obwaltenden Schwierigkeiten ungeachtet, sehr glücklich zu bearbeiten gewußt hat. Indeß würden wir doch nur wenigen Tonsetzern zu einem ähnlichen Unternehmen rathen; denn es gehört ein Reichardt'sches Genie dazu, um den Versen des großen Dichters eine so treffende Musik anzupassen, und dabey in den ziemlich langen Recitativen nicht matt und langweilig zu werden. 1794.

Die Composition zeichnet sich — wie dies auch seyn mußte — mehr durch Naivität, als durch den sonst in des Vf. Werken gewohnten kühnen Schwung, äußerst vortheilhaft aus. Die Melodien sind so einfach, treffend und aus dem Herzen geschrieben, daß sie ohnfehlbar wieder in die Herzen ziehen müssen. Dabey herrscht durchgängig eine Wahrheit im Ausdruck, die wenig mehr zu wünschen übrig läßt. — Nd.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1794, 11. Band, 2. Stück, pag. 544—545.

J. W. von Göthe, Herzogl. Sachs. Weimarischen Geheimenraths, Versuch, die Metamorphose der Pflanze zu erklären. Gotha, bey Ettinger. 1790. 8.

Der Name des Verfassers wird schon hinreichen, einen jeden Naturforscher auf diese kleine Schrift aufmerksam zu machen, und mit innigstem Vergnügen wird er bey Lesung derselben seine Erwartungen mehr als erfüllt sehen. Der scharfsinnige Dichter enthüllt hier die Natur bey einer ihrer wichtigsten Operationen mit solcher Wahrheit und bescheidener Würdigung der Grenzen unseres Erkenntnißvermögens, daß man sicher behaupten kann, die Wissenschaft der Kräuterkunde ist nicht durch eine Hypothese mehr erweitert, sondern sie ist durch nähere Bestimmung der wahren Wirkung der Naturkräfte wirklich bereichert, und ein großes Feld für den Geist des Forschers eröffnet. Da diese kleine Schrift selbst nur ein allgemeiner Abriß der Ideen des scharfsinnigen Hrn. Verf. ist, der uns mit der angenehmen Hoff-

1794. nung schmeichelt, ein größeres, mehr ausgearbeitetes Werk über diesen Gegenstand von seiner Hand erwarten zu können, so leidet sie begreiflich keinen Auszug, sondern wir müssen uns begnügen, die Idee des Hrn. Verf. nur ganz im Allgemeinen vorzulegen.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1794, 116. Band, 2. Stück, pag. 477—478.



1795.

Die Schaubühne betreffend. 1795.

— Einen Schatz von neuen Ideen, bereichernden Aussichten, und erweiterten Wirkungskreisen für die Bühne, eröffnet ein neues Volksbuch des Herrn von Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre. In jedem Theile desselben wird die Wünschelruthe des tiefblickenden Bergmanns auf unbeachtete Goldminen schlagen, und dem Schreiber dieses Aufsatzes die angenehme Pflicht gewähren, die erfreuliche Entdeckung in sein Tagebuch niederzuschreiben. Jenem nicht vorzugreifen, keines seiner Geheimnisse zu verschwatzen, oder den Zauber des Eindrucks durch ungenügende Ankündigung zu schwächen, gebietet diesem, mehr noch als seine Bescheidenheit, die verzeihliche Eigenliebe, welche dem Helden gern die Schranken allein überläßt, und sich wohl in Acht nimmt, den Zuschauern eines fremden Triumphs, an sich das Schauspiel einer lächerlichen Niederlage aufzustellen.

Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks,*) Berlin, 1795, Januar, pag. 70—71.

*) Herausgeber: Rambach und Feßler.

1795. **Wilhelm Meisters Lehrjahre.** Ein Roman. Herausgegeben von **Göthe. Erster** Band. Frankfurt und Leipzig 1795. 8. 1 Alph. 1 fl. 12 kr.

oder

Göthe's neue Schriften. Dritter Band.

Hier vermehret einer der ersten Meister unserer Dichtkunst seine so vielen und so verschiedenartigen unsterblichen Werke mit einem neuen, an welchem das Gepräge der Originalität und poetischen Schöpfungskraft unverkennbar ist. Junge Leute, deren Geist und Herz nicht in einem ruhigen Phlegma schwimmt, müssen Lehrgeld geben, wie man im Sprüchworte sagt, dieß scheint, wie aus diesem Anfang zu schließen ist, die Idee zu seyn, auf welche wenigstens der Titel, wenn auch nicht das ganze Kunstwerk sich beziehet. Die Charaktere der hier handelnden Personen sind Selbstgeschöpfe des Dichters, ganz Natur und mit Haltung und Wahrheit gezeichnet. Mariane und Philine sind beide Buhlerinnen; aber von ganz verschiedener Art. Wie originell ist nicht die kleine wilde Mignon gezeichnet, die in der Fortsetzung gewiß eine wichtige Rolle spielen wird! Wie anziehend der alte Harfner, so kurz auch die Bekanntschaft ist, welche der Leser in diesem Theile mit ihm machen kann! Die Darstellungsgabe der Erzählung ist ganz so lebhaft, wie in Werthers Leiden; eben so die Schilderung der Leidenschaften, wie z. B. in der letzten Scene mit der Mignon.

(Folgen Auszüge.)

Drei Gedichte sind in diesem Theile enthalten, deren Komposition von dem Herrn Kapellmeister Reichard auch beigefügt ist, die unter die vortreflichen gehören. Wir setzen zum Vergnügen der Kenner das Lied des alten Harfners her:

Was hör' ich draußen vor dem Thor?
Was auf der Brücke schallen?

u. s. w.

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1795, 24. Februar.

Berlin bei Unger: Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman, herausg. von Göthe, 1 B. 1795. 23 B. 8. (1 thlr. 9 gr.) 1795.

Mit gespannten Erwartungen nahm Rec. diesen Roman zur Hand, der schon vorher als eins der schönsten Werke des berühmten Dichters angekündigt worden war. Fast alle neuere Schriften des V. hatten ihm mehr einzelne Schönheiten als ein schönes Ganze, mehr Laune als Gefühl, mehr Beobachtungsgeist als dichterischen Enthusiasmus zu enthalten geschienen, und eben das möchte er auch von Wilhelm Meister sagen. Es ist das Product des feinsten Beobachtungsgeistes, es hat vor den frühsten Arbeiten des Dichters alles das voraus, was tieferer Blick und reifere Menschenkenntniß nur geben können, aber die lebendige Darstellung und das tiefe Gefühl das im Werther athmet, sucht man hier vergebens, wenigstens sind sie nur einzelne Erscheinungen nach deren Verschwinden man immer wieder den Künstler erblickt.

Freylich läßt sich nach dem ersten Theile nicht das Ganze eines poetischen Products beurtheilen, am wenigsten hier, wo der Zweck und der Plan, nach dem dieser Zweck durchgeführt werden soll, noch so versteckt liegen. Indessen bleiben immer Sprache, Raisonnements, Handlung, so weit sie die Begebenheiten des ersten Theils betrifft, und Charactere, in so weit sie schon hier gezeichnet sind, zur Beurtheilung übrig, und so mögen diese Rücksichten und das Interesse des Werks, dem als philosophischem Roman, ein unstreitiger Platz in diesen Annalen gebührt, diese vorläufige Anzeige rechtfertigen. —

(Folgt Inhaltsangabe.)

— So weit der erste Theil, der uns mitten unter Räthseln zurückläßt. Welches der Ausgang seyn wird und in wie weit alle handelnde Personen und alle Episoden des ersten Theils darein verflochten sind, kann uns nur der Dichter sagen. Selbst über den Zweck läßt sich nichts bestimmtes angeben. Ist es kein höherer, als die Verirrungen der Einbildungskraft eines jungen interessanten Menschen zu schildern, oder ist es eine Apologie der Schauspielkunst, um zu zeigen, was sie seyn könnte im Vergleich dessen, was sie durch die gewöhnlichen Schauspieler wird, oder ist er zu zeigen, daß die Stimmung, die wir in der ersten Jugend erhalten, uns durch unser ganzes Leben folgt, oder,

1795. daß nicht bloß Neigung für die Kunst Beruf zur Kunst giebt, sondern daß Talente, Geschmack und Fleiß zusammentreffen müssen? Indessen sey er, welcher er wolle, folgende Bemerkungen sind von ihm unabhängig.

Die schönste Seite des Buchs scheint Rec. die äußerst wahre und feine Darstellung einzelner Character-Züge und Vorfälle aus dem gesellschaftlichen Leben. Zwar sind es vor der Hand mehr Umrisse als ausgearbeitete Charactere, doch sind auch diese mit vielem Glücke gezeichnet und in einzelnen Zügen herrscht treffende Wahrheit. Doch scheint der Haupt-Character Meisters selbst weniger zu interessieren, als er nach Göthens Plan interessieren sollte; wahrscheinlich, weil er ihn mehr declamiren als handeln, mehr seine Phantasie als sein Herz äußern läßt. Zudem hat er ihn im zweyten Buche mit einem Gewühl von Menschen umgeben, unter denen er gerade am wenigsten handelt. Die Züge zu Mignons Character geben das lebhafteste Interesse, wiewohl Rec., da sie, sie sey auch wer sie sey, doch immer ein Mensch ist, ihr zur Ehre des Menschlichen, das Hinwegsteigen über die Geländer der Gänge und ihr Sitzen auf den Schränken, gern erlassen hätte. Leise angedeutet, aber tief empfunden, ist besonders der Zug, daß der Seiltänzer sie zu dem Eyertanz prügeln muß und für Meistern sie ihn aus freyem Antriebe lernt. Mit gleicher Feinheit ist die Freundschaft zwischen Wernern und Meistern trotz ihres verschiedenen Characters, die Lage Meisters nach seiner getäuschten Liebe und Marianens unausgebildete Güte im Contrast mit der determinirten Pfiffigkeit der Alten geschildert. Eben so schön sind die Zeichnungen ganzer Stände oder Scenen aus dem gemeinen Leben, vorzüglich die Schilderung der gewöhnlichen Schauspieler und der Aufführung der Seiltänzer, nur sind sie oft im Verhältnisse mit dem Werthe des Objects mit zu treuem Fleiße und zu kleinlichem Detail ausgemahlt, besonders Meisters erste theatralische Liebhabereyen, deren Erzählung zwar treffend, aber zu weit gedehnt ist. Von demselben Beobachtungsgeiste zeugen auch die Raisonnements. Die über die Erziehung, daß man nämlich nicht alle Kinder über einen Leisten schlagen, sondern jedes nach seinem besondern Character und Verhältnissen behandeln müsse, und über den Mißbrauch, der mit dem Glauben an göttliche Schickungen getrieben wird, da man sich durch die Umstände beherrschen läßt, statt sie durch seine Vernunft zu beherrschen,

sind, wenn auch nicht neu, doch glücklich gewandt, und das Urtheil über die, die den ganzen Werth eines Kunstwerks bloß nach ihrem Gefühle entscheiden, kein unverdientes Strafgericht. Auch in dem über den Werth des Kaufmanns und den Character des Dichters sind tiefe Gedanken. Die Sprache hat schöne Bilder und vortreffliche Gleichnisse, (z. B. die Vergleichung Werners, der Meistern mißtrauisch gegen seine Geliebte macht ohne seine Liebe zu heben, mit einem Zahnarzte, der einen schadhaft festen Zahn ergriffen und vergebens daran gerückt hat,) sie ist da, wo sie Leidenschaft und Enthusiasmus schildert, blühend und lebendig, aber in der ganzen übrigen Erzählung scheint sie zu wenig gefeilt, und nachlässig. Die Perioden sind zu wenig gerundet und man vermißt die gedrängte lebendige Kürze, die schon dem Historiker und um so mehr dem Dichter geziemt. Derselbe Fehler der Ungleichheit und des doch zu häufigen Mangels an schöner Kunst herrscht in der Handlung selbst. Hin und wieder, besonders im ersten Buche, ist sie sehr lebhaft, dagegen auch oft etwas umständlich und schleppend. Kein kleiner Vorfall, dessen Erzählung man kaum dem Historiker erlauben würde, geschweige dem Dichter, wird übergangen. Ehe Wilhelm seine Reise machen darf, müssen die Alten erst überlegen, wo sie ein Pferd dazu hernehmen wollen, und wenn etwas geschieht, müssen wir immer zugleich erfahren, wie und unter was für Umständen es geschehen ist, und wenn uns dieses auch noch so gleichgültig seyn sollte. Wie weitläuftig ist besonders die Erzählung von der Einholung der Melina's und ihrem Verhör im Amte! Vorzüglich ist im zweyten Buche die Handlung mit Nebenpersonen oder, (falls sie auch mehr seyn sollten,) doch wenigstens Nebensachen überladen. Da kommen und laufen Philine, Laertes, die Seiltänzer, der Pedant, die beyden Melina's, der polternde Alte mit seinen zwey Töchtern, Mignon, Friedrich, der Landgeistliche und der Harfenist so durch einander, und essen und fahren spatzieren, ohne daß man sieht, warum sie das nicht eben so gut unterlassen könnten, daß Meister selbst sich am Ende nicht mehr aus diesem Gewirre heraus sehnen kann, als der Leser, der überall den festen Punct verliert, an den er sich halten könnte. 1795.

Kurz, die durchaus herrschende Feinheit und Menschenkenntniß in Schilderungen und Character-Zügen, machen das Werk immer zum Werke eines vortrefflichen Kopfs, aber im Ganzen interessiren

1795. weder der Hauptheld des Stücks, noch die Sprache, noch die Handlung bis jetzt genug, als daß wir dieses Werk für das Meisterstück Göthens oder für ein vollkommenes Kunst-Product halten könnten. Ungern würden wir — zur Bestätigung oder Berichtigung unsers Urtheils — den zweyten Theil noch lange entbehren, aber der Genius des Dichters erscheint auf keines Fremden Befehl.

Ludwig Heinrich Jakob, Annalen der Philosophie und des Philosophischen Geistes, Halle und Leipzig, 1795, 27. Februar.

Flüchtiger Anblick der deutschen Litteratur.

(Fortsetzung.)

Goethe erhielt von der Natur eine eben so schnelle als unermüdliche Empfänglichkeit für alle Gegenstände des Denkens und des Gefühls, und einen gesunden, starken Sinn, Empfindungen zu tragen und zu äußern. Nie mehr und nie weniger als das womit er sich beschäftigt, erliegt er keiner Ansicht, und erträumt sich nichts, was sie ihm nicht darbietet. Er trat als Herr in die Schöpfung, und, gleich dem vollkommenen Menschen, dessen die jüdische Sage gedenkt, gab auch er allen Dingen, die zu seinem Dienst bestimmt waren, passende Namen. Sein Geist riß alles mit sich fort. Die Leichtigkeit, womit er verfuhr, weckte Nachahmer, die ihn bald aus dem Gesichte verloren; weckte Tadler, die gelesen wurden, weil sie sich mit ihm beschäftigten, und, wider ihren Willen, seiner Größe Lobreden hielten, indem sie ängstlich versicherten und bewiesen, wie wenig ihre Maßstäbe und Leisten zu ihm hinaufreichen könnten. Untergeordnete Wesen fühlen die Annäherung eines höheren, zu dessen Erkenntniß ihr Verstand nicht hinreicht, durch Ahndung. Nur leitet diese nicht immer zum Wohlwollen. Die hehre Nymphe Kalypso traute, wenn wir Fenelon glauben dürfen, dem Begleiter des Telemachos nicht, der ihren Blicken undurchdringlich blieb; und der, welchem die Augen aufgethan wurden, als Bileam durch Bestechung erblindete, sprang, nach Aussage einer heiligen Urkunde, vor dem Genius des Himmels zur Seite und entsetzte sich, machte aber keinen Gebrauch von dieser übernatürlich erlangten Vernunftgabe, durch

Huldigung der hohen Erscheinung das fortdauernde Bewußtseyn 1795.
derselben zu verdienen. Diesen unauslöschlichen Charakter der Kritik hat die neuere Zeit mit der alten gemein. Man kann nicht umhin ihn wohlthätig zu finden, wenn so viel dadurch gewonnen wird, daß Niemanden die Lust anwandelt, das Maaß seiner Kräfte zu überschreiten. Besser ist es sein Lob zurückhalten, als ihm einen seichten Grund unterschieben; und das Verdienst, welches über alle Schranken hinausgeht, mag sich allerdings begnügen, seinen schönsten Lohn von seiner eignen Billigung zu erhalten.

Ein Theil der Meisterwerke des genannten Schriftstellers liegt außerhalb der Gränzen dieser Ansicht. Seiner lebendigen Darstellungskraft eröffnete die Bühne ihr eigenthümliches Feld. Er versuchte jede Gattung derselben, und bereicherte sie alle. Auch konnte dem Beobachter der Menschheit, der Bau der Theile woraus sie zusammengesetzt ist, der Boden der sie trägt, und das Licht in dem sie sieht, nicht fremd bleiben. So entstanden Winke und Bemerkungen, über die Zergliederungskunst, Pflanzenerzeugung, und Farbenlehre. Kenner und Meister dieser verschiedenen Zweige des Wissens, deren jeder ein ganzes ihm geweihtes Leben erfordert, und zu dessen vollendeter Uebersicht die Laufbahn aller bis jetzt verflossenenen Menschenalter nicht hinreichte, werden den von Goethe angelegten Faden treulich aufnehmen und fortführen, oder als unhaltbar zerreissen, und, statt seiner, einen andern wirken. Wir machen keinen Anspruch auf eine Arbeit, deren reizender Beruf glücklichere Forscher beschäftigt, und verweilen dagegen bei solchen die unsrer Hand geläufiger sind.

Welche Herzensfülle ergießt sich in Goethens Liedern? Wo ist der neuere Dichter irgend einer Nation, der es darin mit ihm aufnähme? wo der ältere, welchen man schmeicheln dürfte, ihn übertroffen zu haben? Sie halten einen sonderbaren, schwermüthigen, innigen Ton, den sonst nur Auserwählte verstohlen zu hören wagten, zu welchem Shakspeare und Milton den Einklang ihres Busens entdeckten, für den sich, noch im Anfange dieses Jahrhunderts, Addisons anerkannter Geschmack kaum erklären mogte, ohne dem Spotte Preis gegeben zu werden, und der jetzt endlich dem Ansehen Dalrymple's und Percy's, Tressans und Herders mehr gefällige Nachsicht verdankt. Er lernt sich nicht, auch gelingt es keiner Nachahmungssucht, ihn zu erreichen. Empfin-

1795. dung allein, die sich nicht scheuen darf ihrem ärgsten Feinde offen darzuliegen, Gedankenhoheit, die im Gefühl ihrer Würde um keinen Sprachschmuck buhlt, und unerkünstelter Ausbruch angebornen Wohllauts, Poesie in seiner Entstehung, nicht erst aus Prose übertragen und abgeleitet, vermögen ihn anzustimmen, und haben ihn, mehr oder weniger, bei den verschiedensten Völkern des verschiedensten Himmelsstrichs hervor gerufen. Aber diese Wunder schienen von ehedem. Das verbildete Menschengeschlecht dürfe in seinem eisernen Zeitalter keine Blüthe des Paradieses mehr erwarten, seines Frühlings Nachtigallen wären verstummt, hieß es: und abgemessene schulgerechte ausgewürfelte Übereinstimmung erzwungener mühsam hervorgegurgelter Töne, ein Werk des gefälligen Witzes oder des Empfindung berechnenden Verstandes, Treibhausfrüchte und Kunstgärtnerblumen, ergötzten durch ihre bunten Farben nur das Auge des Unwissenden, welcher dadurch zur Vermuthung verleitet ward, sein Vater habe sich und ihn getäuscht, da er eines Jahrhunderts erwähnen mögen, in welchem auch Geruch und Geschmack durch dergleichen Erzeugnisse befriedigt wurden. Konnte dennoch die Pflege solcher Pflanzen einen Jünger anlocken, so führten ihn seine Meister, zur Enthüllung des Geheimnisses ihrer Hervorbringung, an Mistbeeten, und beredeten ihn bald, ihre wäßrichtge aufgedunsene von Fäulniß strotzende Schattenschöpfung, der gedrängten zusammengezogenen herben Frucht, eines unnachgeholfenen unbearbeiteten Bodens vorzuziehen. Die Natur gab dem Menschen Fähigkeit sie zu veredeln: die Eitelkeit liegt dem Menschen an, die Natur zu verlassen. Aber es giebt Herzen, die der Mutter nicht untreu werden können, und Augenblicke, in denen ihre weiche Stimme deren geheimsten Tiefen durchschallet. Wir alle vernehmen zuweilen ihren Ruf, wenige sind so glücklich ihn nie aus dem Gehör zu verlieren. Goethe steht unter diesen wenigen. *Das Wasser rauscht das Wasser schwoll*, *Es war ein König von Thule*, *Meine Ruh ist hin mein Herz ist schwer*, und viele andre dieser bezaubernden Naturlaute, ihren liebevollesten Entzückungen abgelauscht, welche der Raum anzuführen verbietet, feuchten das verhärtete Auge des Hörers mit Thränen, geben den rauhesten Sprachwerkzeugen melodischen Ausdruck, und lösen die Bande der eingekerkerten Seele in sehnliche Hoffnung geistiger Heimath auf. Der weiß sie zu singen, dem die Gabe des Gesanges verliehen ward: und

die nämlichen Musen, die den Dichter Worte lehrten, besaiteten 1795.
auch die Leyer, mit welcher Reichard und Seckendorf ihn begleiten. Diese irrte die Sylbe nicht, die der gehörlose Meßkünstler hier und dort zu viel oder zu wenig erblickt. Das Flickwort würde sie geirrt haben, und der weniger sagende Ausdruck, mit welchem ein solcher die Sprache des Herzens unbedenklich vertauscht, sobald er darauf ausgeht, eine gleichfüßige Verszahl in gleicher Unbedeutsamkeit neben einander fortzulallen. Ihm ist freilich die Tonkunst, wofür Leibnitz sie erklärt, ein bloßer Kunstgriff, das Gemüth mit Zählen zu beschäftigen, ohne daß es darum weiß.

Den höheren Eigenschaften des Dichters unbeschadet, ja vielmehr in Rücksicht auf ihre gewissere Wirkung, hat Goethe freilich der Gefälligkeit des Versbaues, in solchen Gattungen denen diese Gefälligkeit als Mitgesetz vorgeschrieben scheint, zuweilen etwas mehr vergeben, als ein mustermachendes Vorbild dieser Art vergeben darf. Auserwählte Günstlinge werden selbst in ihren Nachlässigkeiten verführerisch: die Kritik erwirbt sich also kein geringes Verdienst, wenn sie dagegen warnt. Nur zerstört sie alle Wohlthätigkeit ihrer Strenge, sobald sie dieselbe übertreibt. Goethe war wohl befugt, die Eingebung eines Augenblicks mit der Flüchtigkeit eines Augenblicks zu entlassen. Zeigte sich die bewundernde Menge geneigt, auch diesen üppigen ungepflegten Nebenschößlingen, ihrer edlen Abkunft wegen, einen Werth beizulegen, zu welchem sie nicht heranreiften, so thaten die Richter ihre Schuldigkeit, dem Mißverständniß einzuhalten. Dieses gelungene, vom Künstler selbst so wenig erschwerte als gemißbilligte Unternehmen, gab einigen den Muth, das Maaß seiner Geschicklichkeit nach Gegenständen zu bestimmen, an denen er keine Geschicklichkeit aufbot. Weil es dieser oder jener Zeile eines Liedes an der Glätte und Geschmeidigkeit gebrach, die der Sänger desselben nicht bezielte, so behaupteten Kunstrichter, es fehle ihm durchaus an Gehör, für die feinen Uebergänge und Verbindungen des Wohllauts. Der Meister widerlegt durch Thaten. Iphigenie und Tasso, Sinngedichte wie die Griechen sie liebten, Lichtstralen, nicht zum Brennen, zum Erleuchten gesandt, und Reineke Fuchs, beweisen in jeder Zeile, wie leicht es ihm fällt, anmuthige Gedanken im lieblichen Fluß der Rede fortzuführen. Täuscht uns nicht eine außerordentlich glückliche Aehnlichkeit der Manier, so ist die poetische Epistel, mit welcher die gefälligen Horen beginnen,

1795. eine neue lieblich sprossende Blume in dem zierlichen Kranze des Dichters.

Seine Behandlung des Reinecke mag nebenher als lehrreiches Muster der Ehrfurcht dienen, mit welcher ein Mann von Geist fremden Geisteswerken sich naht. Jene in allen Theilen ihrer Zusammensetzung vollendete Epopee, der unbegreifliche Schmuck eines sonst nicht beglückten Jahrhunderts, das Studium der Menschen- und Weltkenntniß für alle Folgezeit, würde einem eigenliebigen Witzlinge so erwünschten Stoff dargeboten haben, seine Schätze neben den ihrigen auszukramen, oder die ihrigen nach seinem Sinne umzufassen, daß er ihrer Eigenthümlichkeiten gewiß nicht geschont, ihre Gestalt gezwungen hätte, sich nach seiner Laune zu modeln. Aber Goethe sah mit Bruderaugen auf die Schöpfung eines ihm verwandten Genius. Was ihr gebrach einem besser sprechenden Volke zu gefallen, bessere Sprache, damit stattete er sie aus. Schminke, Schönpflästerchen, Verhüllungen zum Besten siecher Krüppel erfunden, Zierrathen des Jahres, die den Kalender nicht überleben, bedurfte die gesunde Dirne nicht, und wurden ihr von ihm nicht angehängt. Gesunde Freier mag sie nun sich selbst erwerben. Schlimm genug für uns, wenn unser Kreis deren nur wenige aufstellt. Die Parzen, welche unserm mürben Alter schon die Scheere anlegen, haben für sie einen festen Faden unverwelklicher Jugend gesponnen.

Die Darstellung römischer Faschingslustbarkeiten erschöpft ihren Gegenstand, ohne eine einzige Farbe desselben höher aufzutragen, als solche die Untersuchung des unbefangensten Augenzeugen bewährt. Sie bemäntelt nichts, und setzt nichts hinzu. Sie überläßt es dem Verstande zu entscheiden, in wie fern unverhohlne Ausbrüche einer heftigen Volksfreude den Ansprüchen gebildeter Belustigungsliebe gemäß bleiben können: aber freilich giebt sie auch keiner dieser Ergießungen einen gehässigen Anstrich. Wenn es der Vernunft eigenthümlich ist, das, worin viele Menschen übereinstimmen, nicht für ganz zweckwidrig und grundlos zu halten, so darf es auch nicht unter ihrer Würde seyn, die Feste einer ganzen Nation ihrer Beobachtung vorgeführt zu sehn, und sie muß sich dem Maler verbunden achten, dessen treuer Pinsel den flüchtigen Anblick, welcher ihm vorüberglitt, auf die dauernde Leinwand heftet.

Schon eilt das dankbare Gedächtniß unsrer Leser der ge-

rechten Erwähnung zweyer Dichtungen zuvor, deren mannichfaches 1795.
Verdienst in so viele Zweige ausläuft, daß es leichter fällt, ihren gesammten Eindruck zu genießen als zu entwickeln. Werthers Leiden erwarben sich die Theilnahme aller Stände, jedes Alters, und beider Geschlechter. Britten, Wälsche, Franzosen, und Söhne des Norden, übersetzten und lasen sie mit Entzücken. Ihre Welt ist so ausgebreitet als die Empfindungen der Liebe. Man hat ihnen die Wahrheit ihrer Schilderungen zum Verbrechen anrechnen wollen. Der Vorwurf ist befremdlich. Wie? Das, was ist, sollte nicht gesagt werden dürfen? Gefühle, die in unserm Blute liegen, deren sich der Edelste eben deswegen am wenigsten überheben kann, weil er der Edelste ist, weil die Natur sie zum süßesten Ersatz des Unglücks leben zu müssen bestimmte, die aber so leicht in Verirrung ausarten und Unheil erzeugen, wären keiner warnenden Darstellung erlaubt, und würden am besten bekämpft, wenn der Unbefangene, welcher sich plötzlich durch sie umschlungen fühlt, von keinem Beispiel gehört hätte, daß ein andrer zu spät erwachter Schlummrer auf den gefährlichen Wellen Schiffbruch gelitten habe? Ich erstaune vor diesem Heischesatz. Aber der junge Schiffer, den der Dichter vorzeichnet, ist so schön in seiner Stärke, der Spiegel des Meeres so glatt, die Fläche so lieblich, das Geplätscher der Wellen so lockend, die rothen Wolken welche den Sturm verkünden so glänzend! Nun denn? Sind sie etwa anders in der Natur? Soll man ihnen Schrecken borgen ehe denn es Zeit ist, damit der Gefährdete, den in aller Kraft seiner jugendlichen Mannheit, ein solcher Anblick verleitet, sich vor dem Verderben einlulle, sich schmeichle, dein Anfang ist schöner, dein Ende kann nicht seyn wie das Ende Werthers? Aber Werther stirbt nicht ohne Größe, er bleibt liebenswürdig in seinem Falle, dieses Falles, dieses Unglücks wäre kein gemeiner Mensch fähig gewesen! Doch stirbt er, und dieser ungemeine Mensch macht die Qual seiner Freunde und seiner Mutter, zerstört ihren Frieden und den seinigen. Wer dadurch nicht belehrt wird, wem solche Schritte nachahmungswürdig scheinen, auf den hat die Vernunft ihre Rechte verloren, von dem läßt sich wohl, ohne Unbilligkeit, voraussetzen, daß die Kunst richtig zu sehn und zu folgern ihm von jeher versagt gewesen sey. Das Bäumchen, welches jeder Hauch zerknickt, war nie gemacht in der freien Luft zu stehn. Sollte der leben können, der nicht zu lesen wußte?

1795. Oder ist ein Gegenstand der Liebe, wie Goethe ihn aufstellt, etwa so wunderselten, daß mancher empfängliche Jüngling die Zeit seiner erwachenden Gefühle sicher durchbringen könnte, ohne daß ihm ein Mädchen aufstieße, welches damit zu vergleichen wäre? Ist es eine Heloise, Clarisse, Clementine? Nichts weniger! Jede Stadt, jedes Dorf, jede Reihe von Häusern, manche einzelne Wohnung, schließt einen solchen Schatz in sich. Ein nur nicht ungebildetes, frohmüthiges, gutherziges Geschöpf, in den Jahren wie sie jede erlebt die zur Gattin heranreift. Und dieses Naturkind verrückt, nach oft erprobter Weise, einem Manne den Kopf, der in jedem ihrer, Dank der Menschheit! nicht eben so seltnen als allgemein gefälligen Vorzüge, eine Befriedigung seiner dringend werdenden Bedürfnisse erblickt, dem die Unmöglichkeit ihres Besitzes den Werth desselben um vieles vertheuert, den die Fülle seiner Einbildungskraft vermag, ihr Reize beizulegen, welche eine Schöpfung seiner eigenen trunkenen Seele sind. Der Mann ist mehr als gewöhnlich. Desto besser und eindruckwirkender. Zu den Bewegungsgründen seiner Schwermuth gesellt sich gekränkter Stolz. Ihre Uebermacht wird dadurch wahrscheinlicher. Schwermuth und Frohsinn sind zwei Pflanzen, die jede Faser ihrer Bestandtheile ausdehnen, um von allen Seiten Nahrung einzuziehn. Er sinkt tiefer und tiefer. Aus Wohlwollen wird Eigenliebe, aus Zuneigung Begierde, aus Frömmigkeit Lästerung. Mordgedanken steigen in ihm auf. Ein roher Mensch, der, in einer niedrigen Volksklasse, gleichen Ansprüchen mit minderer Verfeinerung nachgeht, vollführt eine That, welche in Werthers Seele nur bis zur schauerlichen Eingebung gedieh, und dieser erfährt, daß alle Ergießungen seiner innigen Beredsamkeit nicht hinreichen, jenen zu entschuldigen. — Dieser letzte Pinselstrich, dieses unentbehrlich scheinende Gegenbild und Uebermaaß der Qualen Werthers, ist ein merkwürdiger Zusatz der späteren Hand. Eine neue Beschämung des so schlecht gegründeten Vorurtheils, das dem Meister untersagen will, ein Werk, welches dem Leser schon genügte, zu seiner innern höheren Befriedigung zu vollenden. — Stück- und rückweise endete Werther mit seiner Anhänglichkeit an die Welt, endlich endet er mit seinem Leben. Das Buch von ihm enthält eine Sammlung fürchterlicher Wahrheiten, die entweder ganz verschwiegen, oder auf diese Weise gesagt werden mußten. Da sich jenes nicht mit Gründen wünschen läßt, so ist es höchst erwünscht, daß dieses geschah.

Ein Mann, dessen hingeworfenste Aeußerung Aufmerksamkeit 1795. und Ehrerbietung verdient, hat irgendwo die Bemerkung hinterlassen: ein Grieche würde auf diesen Gegenstand so viel Gewicht nicht gelegt haben. Es thut mir leid, die eigentlichen Ausdrücke jener Bemerkung nicht auffinden zu können, weil der, welcher sie vorbrachte, so äußerst bestimmt in seinen Ausdrücken ist. Hat mein Gedächtniß ihren Sinn recht gefaßt, so trifft der Tadel mehr das Jahrhundert als den Dichter. Was jenem wichtig ist, darf diesem nicht unwichtig scheinen. Soll ihm aber die Schuld beigemessen werden, er habe durch die Lebhaftigkeit seiner Darstellung etwas erst wichtig gemacht, das es sonst nicht gewesen seyn würde, so scheint die Erfahrung dieser Angabe zu widersprechen. Auch möchte, im Ganzen genommen, unser Zeitalter, bei der Vertauschung seiner Art zu lieben gegen die griechische, schwerlich gewinnen.

Feiner Züge der Menschenkunde enthält das Gemälde von Werther so viel, daß man bei jedesmaliger neuen Ansicht desselben auf neue stößt, und jeder Zuschauer etwas für seine Stimmung findet. Dem, welcher jetzt die seinige an den Tag zu legen wagt, fiel einer besonders auf. In ihrem ersten Aufkeimen weckt die Liebe eine zarte Empfänglichkeit für Schönheiten der Natur und Kunst Wie das Fünkchen zur Flamme wird, erleuchtet und erhellt ihr Glanz alles um sich her, und führt wohl gar zu Entdeckungen. Aber im stürmischen Brande verschont sie auch nichts was sich ihr nähert, und die Fackel des Geschmacks zerschmilzt und erlischt vor ihrer Glut. Werther ist Maler und Dichter, mit seinen Sinnen wenigstens, wenn ihm auch das lebhafte Gefühl der Kunsthöhe zur Kunstübung verdrossen macht. Er kann sich ohne Mittelsmann mit dem Homer unterhalten: und das Vergnügen, welches ihm dieser gewährt, ist so unverhohlen, daß ihm seine Freundin kein verbindlicheres Geschenk darzubringen weiß, als eine Taschenausgabe des ewigen Sängers. Da aber die um ihn versammelten Wolken loszubrechen bereit sind, hat Ossian den Homer in seiner Seele verdrängt. Macphersons Ossian! Der Zug entscheidet. Welche Zerrüttung muß das Gemüth erduldet haben, das den reinsten Urquell aller menschlichen Wahrheit und Schöne, um nachgemachte ungleiche zusammengestückte Dichterglieder hingeben mag? Kann auch die gutmüthigste Vorliebe das schlechtgesponnene Gewebe schottischer

1795. Täuschung, die Vermischung widersprechender Theile, die Waltung eines dem Jahrhunderte des angeblichen Urhebers nicht eigenthümlichen Geistes, und sogar die Nachahmung volksverschiedener Dichter verkennen? Muß sie sich nicht entweder mit kritischer Vermuthungskunst quälen, um Stellen auszusondern, an denen sie sich mit gutem Gewissen ergötzen darf: oder dafern sie das Ganze, gleich viel, woher es komme, hinter einander fortlesen will, lernt sie nicht bald, an der Eintönigkeit und häufigen schwachverlarvten Wiederholung dessen, was einzeln genommen gut ist, die seichte Dürftigkeit dieses immer wieder aufgepumpten Röhrenwassers, von dem reichen Ueberfluß des unerschöpflichen homerischen Felsenstroms unterscheiden? Ja, hätten uns die verzehrenden Jahrhunderte von diesem nichts übrig gelassen, als die Antwort des Hippolochiden, sie allein wöge, in ihrem gediegenen Golde das ganze korinthische Erz der keltischen Trümmer auf. Und Werther? — Du bist verloren, Unglücklicher! ich sehe, daß Du nicht mehr zu retten bist!

Wilhelm Meisters Lehrjahre sind, in dramaturgischer Rücksicht, bereits in dem theatralischen Artikel dieses Archivs erwähnt. Hier beschäftigen sie uns als Roman. Ein junger Mensch, dessen ganze Geisteswirksamkeit der Schaubühne hingegeben ist, wird in allen Beziehungen zu derselben geschildert. Schauspiele Schauspieler und Zuschauer, Kenner Krittler Gönner und Verfolger, dringen von allen Seiten auf ihn ein, und werden von ihm angezogen und zurückgestoßen. Die Scene wechselt, der Held bleibt sich getreu. Er ist die Sonne dieses Systems, der Mittelpunkt um den sich alles dreht. Dadurch erhält das mannichfache Ganze eine große Einheit. Es ist schön, oder es ist nicht war, daß Einheit in Mannichfaltigkeit den Begriff der Schönbeit ausmacht. Wen die Schaubühne nicht beschäftigen kann, der thut wohl, sich mit einer Darstellung nicht zu beschäftigen, deren Element die Schaubühne ist. Die Kunst Unwahrscheinlichkeiten wahrscheinlich zu machen, seltsame Begebenheiten gegen einander zu treiben, und die Theilnahme der Leser durch Faustschläge zu wecken, diese leicht geübte, oft bewunderte Handthierung, war weder den Absichten eines solchen Schriftstellers noch seinen Talenten angemessen. Er muß erwarten, welchen Eindruck richtig gezeichnete und zweckmäßig gestellte Verhältnisse, nach und nach, auf Augen hevorbringen werden, die an bunten Flitterstaat und schreiende Farbenmischung

gewöhnt sind. Bis dahin muß ihm die Empfindung derjenigen 1795. genügen, welche, mit den Gegenständen seines Pinsels vertraut, die treffende Aehnlichkeit aller von ihm aufgenommenen Gestalten verbürgen. Eine anscheinende Nachlässigkeit wird die Kunstrichterei leichter bemerken, und vielleicht tadeln, als aus den Gesichtspunkte ansehn, in welchem sie Dank verdient. Seines Studiums voll, spricht Wilhelm zuweilen inniger und anhaltender darüber, als die neben ihm geschilderten Zuhörer nachzudenken geneigt seyn könnten. Aber seine Worte sind golden, und der Schreiber dieser Zeilen möchte, wenn ihm die traurige Wahl gelassen würde, lieber eine Begebenheit, eine Person, ja eine ganze Gesellschaft, womit ihn der Dichter bekannt macht, weniger kennen lernen, als einen einzigen belehrenden Wink vermissen, welche jene ihm ertheilen. Auch legt er vorjetzt seine Feder nieder, um dieser angenehmen Unterhaltung aufs neue zu genießen. M.*)

Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, Berlin, 1795, April, pag. 360—372.

Berlin.

Bey Unger: **Göthe's neue Schriften.** B. 1. 1792. 464 S. B. 2. 1794. 491 S. B. 3. 1795. 364 S. B. 4. 1795. 374 S. in Octav. Die beyden letzten Theile auch mit einem besondern Titel: **Wilhelm Meisters Lehrjahre.** B. 1. 2.

Die Anzeige der beyden ersten Bände ist in unsern Blättern versäumt worden, und sie sind schon zu lang erschienen, als daß man nicht jetzt eine Anzeige als zu spät kommend ansehen möchte. Alle die, welchen der Name des Dichters werth ist, werden den Groß Kophta, die Nachrichten von Cagliostro, das Carneval und den neuen Reineke den Fuchs schon kennen, und wenig um unser Urtheil bekümmert seyn, da sie sich selbst Rechenschaft von dem Eindruck dieser Stücke auf sie werden gegeben haben. Dieß sind die Stücke, welche in den ersten beyden Bänden enthalten sind, und die auch schon in andern kritischen Blättern, welche sich ausschließend mit den Producten der schönen Künste beschäftigen,

*) F. L. W. Meyer zu Bramstedt.

1795. weitläuftiger beurtheilt worden, als der Zweck der unsrigen verstattet. Mehr Dank hoffen wir bey unsern Lesern zu verdienen, wenn wir uns etwas länger bey den letztern beyden Bänden verweilen, die ihnen noch weniger bekannt seyn werden. Diese enthalten den Anfang eines Romans. Die Aufmerksamkeit des Publicums war nicht wenig auf die Erscheinung desselben gespannt, und es war dazu berechtigt, durch jenes frühere Kunstwerk, welches derselbe Dichter in seiner Jugend, in der nämlichen Gattung, so unnachahmlich schön dargestellt hatte, und welches von allen gebildeten Nationen mit ungetheiltem Beyfall aufgenommen ward. Die Hoffnung, etwas dem Aehnliches in dieser neuen Dichtung zu finden, wird man jedoch in mehr denn Einer Hinsicht getäuscht finden. Ein so großes Publicum, als Werther gefunden hat, wird Meister nie gewinnen; und dieß läßt sich schon jetzt dreist behaupten, obgleich das Ganze noch nicht vollendet ist. Die Ursachen davon liegen in der Verschiedenheit der Charactere beyder, und der ihnen angemessenen Behandlung. Werther gewährt ein größeres, ausgebreiteteres, rein menschliches Interesse. Durch seinen stolzen Sinn, den nichts beugt, durch seine unglückliche Leidenschaft, der er nicht entsagen kann, gewann er jedem ein mitleidendes Gefühl ab. Wer hatte nicht vom krummen Lauf der Welt gelitten, und das Süße und Bittere jener Leidenschaft gekostet, deren Opfer er ward. Weit Wenigere werden gleich lebhaften Antheil mit Meistern an der Bühne und der theatralischen Kunst nehmen, und seine damit verwebten Ideale für die ihrigen erkennen. Meisters Character zieht nicht halb so an, als Werthers. Beyde haben die Unkunde mit der wirklichen Welt, wie sie nun einmal ist, gemein; allein es fehre Meistern jene Energie und jene Erhabenheit der Seele, die alt Werther uns bezaubern. Meisters Ideale sind nicht von den Art, daß jeder sie fassen kann, und daß sie den Leser so erfüllen können, als sie sich seiner bemächtigt haben. Wenn dieß aber nicht der Fall ist, so kann auch die Theilnahme nicht gleich groß seyn. Es fehlt Meistern nicht, besonders nachdem er die Bühne genauer kennen gelernt hat, an tiefen, treffenden Urtheilen über theatralische Dichtung; allein man erwartet hier weniger Kritik als Handlung, und als Mensch handelt er so schwach, er schwankt wie die Luft, die ihn treibt und bestimmt. Er verliebt sich oft, allein die vielen Abenteuer gewinnen ihm nicht die Theilnahm

und Achtung des Lesers. Er ist die Hauptfigur im Gemälde, allein er scheint nicht genug gehoben, und man weilt oft mit größerm Vergnügen auf Nebenfiguren. Ja der Dichter hat uns durch ein anderes früheres Gemälde verwöhnt, indem er im Torquato Tasso einen solchen süßen poetischen Träumer im Gedränge mit seinen Idealen und der wirklichen Welt dargestellt hat, und dieß indem er ihm alle die Reizbarkeit, Zärtlichkeit, jenes empfindliche und stolze Wesen verliehen hat, welche das Leben in einer idealischen Welt hervorbringen. Torquato hinterläßt mit aller zarten Kränklichkeit seines Gemüths einen so dauernden Eindruck, als Meister uns nie abgewinnen wird. — Ueber den Plan und das Verhältniß der Theile zum Ganzen, so wie über den Zweck der vorliegenden Dichtung, läßt sich schon schwerlich jetzt etwas Befriedigendes sagen, da das Ganze noch nicht vollendet ist. Es erscheinen bis jetzt noch mehrere Personen, deren Auftreten und Benehmen so viel Räthselhaftes haben, daß nur die Folge erst Aufschluß darüber geben kann, in welche sie mehr oder weniger können verflochten werden! Dem Eindruck zufolge, welchen das Lesen dieser Dichtung auf uns gemacht hat, kann man sie nicht uneben mit einem Mosaik vergleichen. Es schien uns, als sey sie aus Reminiscenzen von Begebenheiten entstanden, welche der Dichter theils erlebt, theils gesehen habe, die er lebhaft aufgefaßt, idealisirt und leicht und los zusammen gereiht habe, ohne eben gerade so sehr um den Zusammenhang und das Ganze der Fabel, als um die lebendige und treue Darstellung einzelner Scenen besorgt zu seyn. In diesen einzelnen Scenen ist es auch, wo man die sichere Meisterhand des großen, talentvollen Künstlers erkennt. Es sind Studien einer geübten Hand, welche angehenden Künstlern tiefes Nachdenken gewähren. So ist zum Beyspiel, ein Meisterstück der Darstellung durch Worte, die unübertrefflich schöne Scene am Ende des ersten Bandes. Mignon, die Weinende an Wilhelms Brust, unter dem dunkeln, stummen Gefühl erliegend, das sie aufzulösen scheint, und dessen Dolmetscher des Harfners Spiel wird, ist eine wunderschöne Zeichnung. Gleich trefflich sind andere Scenen und Charactere entworfen. Philinens Flattersinn, die glücklichen Einfälle dieses gutherzigen Dings, ihr Stolz und ihre Demuth, die Leichtfertigkeit mit der sie giebt und empfängt, sind unendlich wahr und fein gegeben. Man erkennt ganz die feste Hand in der Schilderung des gräflichen Pedanten, des

1795.

1795. Barons und der Baronesse im zweyten Theil. Einige eingestreute kleine Lieder sind ganz denen gleich, und übertreffen sie zuweilen, welche Göthe in seinen kleinen Gedichten gegeben hat. Eben diese tiefe Empfindung, die, wie es scheint, so ohne Prunk und Kunst bescheiden sich äussert, wenig Worte macht, vom Herzen kommt und zum Herzen geht; die, kleine Uncorrectheiten nicht achtet, die in Reim und Bild sich zuweilen finden, und die es nicht erlaubt, zu kritteln. Reichardts Compositionen schmiegen sich dem Gang der Empfindungen dieser Lieder aufs schönste an. Das Feyerliche des ersten Liedes des Harfners, und die Sehnsucht in Mignons Lied: „Kennst du das Land" rc. müssen dem Dilettanten in der Tonkunst wie dem Künstler genügen. — Von einer andern Seite aber scheinen auch einzelne Scenen, deren Stoff nicht wichtig genug ist, zu weitläuftig ausgemalt worden zu seyn; sie waren dem Dichter, eben weil vielleicht Wiedererinnerungen zum Grund lagen, und andere Bilder und Ideen sich damit vereinigten, lieber als dem kalten Leser. Marianne schlief bey der beschreibenden Erzählung des Puppenspiels ein, und wenn wir gleich so schläfriger Natur nicht sind, und auch in ihr viel Vortreffliches finden; so scheint sie uns doch, so wie jene von den Seiltänzern und von den Comödianten im alten Schloß, etwas schleppend. Diese Details, wenn gleich mit einer höchst fruchtbaren Einbildungskraft dargestellt, hindern doch den raschern Fortschritt des Ganzen; und dieß wird leicht eine andere Ursache seyn, warum diese Dichtung sich für das größere Publicum nicht eignet. Sie fordern Schlag auf Schlag, das Ende des Mährchens möchten sie so gern wissen, sie haben keine Zeit, die einzelnen Blumen, die ihnen auf dem Wege aufstoßen, zu pflücken. Einige mystische Personen, welche auftreten, werden indeß ihre schlaffe Neugier spannen, und ihrer Einbildungskraft Stoff zum Sinnen geben. Es tritt ein Harfner auf, der durch sein Costum, das demjenigen eines alten Barden ähnelt, schon auffällt, der aber durch seine süßen Lieder und sein Spiel die Zuhörer gewinnt, und durch einen heimlichen Kummer, dessen Ursache er nicht sagt, und der doch so schwer auf ihm lastet, großes Interesse erregt. Man weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er geht; seine frühere Geschichte bleibt in einem heiligen Dunkel, er spielt auf sie nur durch Ahndungen und Lieder an; und was er auch früher gelitten und verschuldet haben mag, so erinnert er sich der frühern

Zeiten doch mit süßer Wehmuth. Mignon, eine junge Seiltänzerinn, welche Wilhelm aufgegriffen und sich zugeeignet hat, ist eben so mystisch. Von ihrer Geburt, ihrem Herkommen, giebts nur ungewisse Nachricht. Sie ist eine fremde Pflanze auf fremdem Boden; sie hängt mit unendlicher Sehnsucht an ihrem Vaterland, 1795.

— wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht.

Die Verschlossenheit der Kleinen, ihr Trotzköpfchen und ihre unendliche Reizbarkeit machen nach der Geschichte ihrer Schicksale lüstern. Drey andere reizen die Neugier, da sie mit wenigen, aber scharfen, Zügen gezeichnet sind, und gleichsam nur auftreten, um zu verschwinden: wir meinen Jarno, die Gräfinn und die Amazone im Wald. Wilhelm kann dem Theatralischen und Abenteuerlichen nicht entgehen; wir verlassen ihn am Ende des zweyten Bandes, als eine Schauspielerin, der er die Hand zur Freundschaft bietet, ihm mit einem Dolch darüber fährt und ihn verwundet. Warum dieß mannigfache Theatralische und Abenteuerliche? das wird der Zweck beantworten, über den sich für jetzt noch nicht urtheilen läßt. Aber der Dichter wird es dem Leser verzeihen, daß er statt der vielen Schauspieler, Schauspielerinnen und des theatralischen Prunks lieber die Zeichnung anderer Personen bewundert hätte. Die Empfindungen des Schauspielervolks sind nie ganz rein und natürlich; dieß stört den Leser, besonders wenn er sich erinnert, welche große Kunst der Dichter besitzt, reine und unschuldige Herzen zu zeichnen. Mehr anscheinende Natur, weniger durchscheinende Kunst, würde ein allgemeineres Interesse gewährt haben. — Dieß alles soll nichts weiter, als das wiedergeben, was das Lesen auf uns gewirkt hat. Wir haben geflissentlich ein posaunendes Lob beyseitigt, da das große Genie des Dichters über unser Lob erhaben ist, und ein fades Lob ihn beleidigen würde.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1795, 25. Julius.

1795. **Wilhelm Meisters Lehrjahre.** Ein Roman. Herausgegeben von **Göthe. Zweiter** Band. **Berlin** bei J. F. Unger, 1795. 8. 1 Alph. 1 fl. 12 kr.

Es würde mehr als ein Bogen dazu gehören, wenn man die ganz eigene Art sowohl des Stoffes, als der Komposition dieses Originalwerks, die meisterhaften und ganz neuen Charakterzeichnungen, welche hier aufgestellt sind, die scharfsinnigen Bemerkungen über Drama und Schauspielkunst (denn noch immer sind fast alle handelnde Personen Schauspieler) und, mit einem Worte, alles, was darinn und daran Göthisch ist, auch nur in der Kürze darstellen wollte. Die in diesem zweiten Theile zuerst auftretende Gräfin hat einen sehr interessanten und nicht gemeinen Charakter, giebt auch zu treflichen Situationen dem Dichter Gelegenheit. — Der alte Harfenspieler wird durch sein geheimnißvolles Betragen interessant. — Was über den Hamlet und über die Ophelia gesagt wird, verräth den großen Kenner des menschlichen Herzens, wovon man auch überhaupts in zerstreuten Bemerkungen viele Spuren findet. — Auch dieser Theil enthält ein paar Gedichte; von welchen das erste aus dem Munde der Mignon sehr lieblich lautet und also anfängt:

Kennst du das Land?
u. s. w.

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1795, 15. September.

Die sentimentalischen Dichter.

Elegische Dichtung.

— Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt alles was dem sentimentalischen Charakter Nahrung giebt, im Werther zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Contemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstre, gestaltlose, schwermüthige Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von außen her alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine

Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise 1795.
sich hätte retten können. In dem Tasso des nehmlichen Dichters kehrt der nehmliche Gegensatz, wiewohl in ganz verschiedenen Charakteren; selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisirende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Vorstellungsweise der objektiven — — aber mit welcher Verschiedenheit! entgegen: sogar im Faust treffen wir den nehmlichen Gegensatz, freylich wie auch der Stoff dieß erfoderte, auf beyden Seiten sehr vergröbert und materialisiert wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine psychologische Entwicklung dieses auf vier so verschiedene Arten specificierten Charakters zu versuchen. — *)

Die Horen, eine Monatsschrift, herausgegeben von Schiller, Tübingen, 1795, 12. Stück, pag. 36—37.

Goethe's neue Schriften. Erster Band mit einem Kupfer, (dem Stammbaume Cagliostro's) Berlin, 1792. 8. 464. S.

Wenn wir uns bisweilen mit der Anzeige der Schriften berühmter Männer, so wie es mit der vor uns liegenden Sammlung der Fall ist, ein wenig verspäten, so hoffen wir, daß unsre Leser so billig sind, dieses nicht für eine Folge der Nachläßigkeit oder Unachtsamkeit zu halten. Wie sehr wir auch immer eilen möchten, so dürfte es doch so leicht nicht seyn, mit der Neugierde gleichen Schritt zu halten, die natürlicher Weise aus den Produkten einer jeden Messe zuerst diejenigen auswählt, die sich durch die Nahmen ihrer Verfasser zu empfehlen scheinen. Auch hat in der That die Bibliothek der schönen Wissenschaften nie nach dem zweydeutigen Lobe gestrebt, immer die neusten Bücher, und diese immer zuerst, beurtheilt zu haben. Billigerweise sollte jedes Buch von Bedeutung, vorzüglich aber ein Werk der Kunst, früher als die Kritik desselben gelesen werden; und der Kritiker selbst, wenn er, frey von Partheylichkeit, nach den Prinzipien der Kunst urtheilt, wird sich am liebsten mit Lesern unterhalten, welche das Werk kennen, über das er schreibt. Deßhalb pflegen wir uns bey Schriften, wo wir diese vorläufige Kenntniß voraussetzen können,

*) Verfasser: Friedrich Schiller.

1795. am liebsten zu verweilen, wenn sie auch schon sonst, ihrer absoluten Wichtigkeit wegen, mit einer minder umständlichen Beurtheilung bey Seite gelegt werden könnten. Nicht als wenn wir die Absicht hegten, das Urtheil desselben zu bestimmen; wir wißen, wie schwer, wo nicht unmöglich dieses ist; sondern weil wir glauben, daß Untersuchungen über die Quellen des Wohlgefallens und Mißfallens an Werken der Kunst auch dann den Geschmack schärfen und die Urtheilskraft üben, wenn das Urtheil des Kritikers irrig und der Gang seiner Untersuchung falsch seyn sollte.

Der erste Band der neuen Schriften des Hrn. v. Göthe enthält den Groß=Cophta ein Lustspiel in fünf Aufzügen; eine kurze Nachricht von der noch zu Palermo lebenden Familie des angeblichen Grafen von Cagliostro und der Bekanntschaft des Verfassers mit derselben; und die Beschreibung des römischen Carneval. Nur die erste und letzte dieser Schriften gehört vor das Forum unsrer Bibliothek; und nur die letzte war werth aus der Feder ihres berühmten Verfassers zu fließen.

Der Groß=Cophta ist die poetische Erklärung jener räthselhaften Begebenheit, welche im Jahre 1786 in ganz Europa ein so großes, ein so außerordentliches Aufsehn verursachte. Das Interesse, welches man an dieser berüchtigten Halsbandgeschichte nahm, über die man so verschiedentlich urtheilt, und welche noch jetzt mit einem dichten Schleyer bedeckt ist, entsprang aus mehr als Einer Quelle. Aber den vorzüglichsten Antheil an demselben hatte doch die Wichtigkeit der Personen, die sie betraf. Ein ungeheurer Betrug war begangen worden; aber auf wessen Rechnung er eigentlich geschrieben werden müsse, und für wen er begangen worden sey, blieb ungewiß. Es war allerdings etwas Merkwürdiges, einen Prinzen von Geblüte, einen Cardinal und Erzbischof, eines Betrugs wegen, bey welchem er der leidende Theil war, in der Bastille zu sehn; aber was diesem Umstand eine größere Wichtigkeit gab, war das Verhältniß der Königinn zu dem Cardinal, und der thätige Antheil, welchen ihr die Malignität des Publikums an dieser Begebenheit beylegte. Noch kam endlich ein Mann ins Spiel, welcher schon geraume Zeit vorher, durch sein geheimnißvolles Betragen, seine angeblichen Wunderkuren und die Mysterien, deren Stifter er war, die Aufmerksamkeit der Welt in einem hohen Grade gereizt hatte. Diese

Verbindung solcher Personen bey einem solchen Gegenstande 1795. war es also, was die Neugierde damals auf das höchste spannte. Das Interesse war an die Personen geknüpft; und wenn man die Art des Betrugs zu wissen begierig war, so geschah dieses wohl vorzüglich darum, weil man nur auf diese Weise den Antheil erfahren konnte, welche jede Person an dem Vorgange genommen hatte.

Dieses Interesse war also nur subjectiv, und es mußte bey der dichterischen Behandlung der Begebenheit durch ein anderes und allgemeineres ersetzt werden. Wir wollen sehn, welche Mittel der Dichter hiebey in Bewegung gesetzt hat.

Dadurch, daß in diesem Stücke das Werden, nicht der Erfolg des Betrugs gezeigt wird, ist der ganze Gesichtspunkt verändert worden. Hier ist kein Cardinal, der in der Bastille seine Leichtgläubigkeit bereut; keine Königinn, welche für ihren Ruf besorgt zu seyn Ursache hat; kein Wunderthäter, der sich durch alle magischen Künste weder befreyen noch reinigen kann; es ist also, mit Einem Wort, gar nicht mehr dieselbe Begebenheit, an welcher das Publikum Antheil genommen hatte, sondern dasjenige, was diese Begebenheit veranlaßte. Der Dichter hat den Schleyer aufgehoben, der dieselbe bedeckte; wir unterscheiden nun Schuldige und Unschuldige; wir lernen den Antheil eines jeden an dem Betruge kennen. Aber ist nun unsre Neugierde befriedigt? Keineswegs. Diese kann nur durch den Geschichtschreiber, durch beurkundende Actenstücke befriedigt werden. Der Dichter hat nur eine von den hundert möglichen Auflösungen des Räthsels ersonnen und aufgeführt. Wer mag behaupten, daß er gerade die wahre getroffen habe?

Doch was liegt daran, wie viel oder wenig, oder ob überhaupt etwas aus der wirklichen Welt einem Schauspiel zum Grunde liegt? Jeder Stoff steht dem Genie zu Gebot, und hat es denselben einmal dem Zweck seiner Kunst gemäß bearbeitet, so ist er sein volles und rechtmäßiges Eigenthum. Wir wollen also immer an die würkliche Geschichte gar nicht mehr denken, und uns nur mit dem beschäftigen, was der Dichter vor unsern Augen geschehen läßt.

Als wir dieses Stück zum erstenmal lasen, fühlten wir eine gewiße Leerheit, die uns in einem Werke dieses Dichters doppelt befremdete. Jeden Augenblick wären wir bereit gewesen, das

1795. Buch zuzumachen, so gering ist die Erwartung des Ausgangs, so schwach die Thätigkeit der handelnden Personen. Wir blieben in einem vollkommen gleichgültigen Zustand; und bey jeder Wiederholung dieser Lektüre kehrt dieselbe Empfindung zurück. Diejenigen, die den Groß-Cophta haben aufführen sehn, versichern dasselbe gefühlt zu haben. Woran hat es denn der Dichter fehlen lassen?

Zuerst an der Verwicklung. Eine abgefeimte Betrügerinn überlistet einen schwachen, im höchsten Grade leichtgläubigen, und von Liebe und Ehrgeiz geblendeten Mann. Dieser Mann setzt nicht das mindeste Mißtrauen in ihre Versprechungen und Nachrichten. Die Fäden des Netzes sind nicht sehr fein gesponnen; aber er ist so frey von Verdacht, daß er auch das Sichtbarste nicht sieht, sondern mit offnen Augen in die Schlinge läuft. Wir haben also nicht einmal das Vergnügen, die Ressourcen der List entwickelt zu sehn. Alles geht von Statten, ohne Widerstand; die Anlegung des Plans und die Ausführung ist gleichsam nur eins. Ein Unternehmen aber dem sich keine Schwierigkeiten entgegensetzen, läßt uns gleichgültig, wie kühn oder unverschämt es auch an sich immer seyn mag. Wir wollen Leben und Thätigkeit in den Handlungen sehn, um selbst in Leben und Thätigkeit erhalten zu werden.

Zweytens. Der Mangel an Bewegung — eine Folge des glücklichen und ungehinderten Fortgangs der Unternehmung — wird um desto fühlbarer, je mehr der Dichter Fäden angesponnen, je mehr er demnach die Erwartung einer ausgezeichneten Thätigkeit erregt hat. Wie viel hatten wir nicht von einem dreyfachen Liebeshandel und einem dreyfachen Betrug zu erwarten? Worauf mußten wir nicht bey einer Handlung vorbereitet seyn, in welcher ein Weib, wie diese Marquise, und ein Mann, wie dieser Graf, die Hauptrollen spielen? Aber die Fäden sind nur angesponnen, nicht ausgesponnen. Der Dichter hat des Stoffes zu viel unter den Händen, um ihm die Vollkommenheit geben zu können, die er haben müßte, wenn er Vergnügen und Theilnahme erregen sollte.

Drittens. So gleichgültig uns die Handlung läßt, eben so gleichgültig lassen uns auch die Personen. Der Mittelpunkt der ganzen Intrigue ist der Domherr (der Cardinal). Von jedermann betrogen, glaubt er schon seine Wünsche erfüllt, und des Besitzes eines längst gehofften Glückes gewiß zu seyn; als er sich auf das schändlichste hintergangen sieht, und in seinen vermeint-

lichen Freunden seine ärgsten Feinde erblickt. Faßt man das 1795. Schicksal dieses Mannes so zusammen, so scheint es allerdings geschickt, auf dem Theater eine glückliche Würkung hervorzubringen. Aber diese Würkung bleibt aus. Es ist uns vollkommen gleichgültig, ob, und wie, und wie sehr dieser Mann betrogen wird. Freylich mußte er wohl so schwach, so leichtgläubig und egoistisch seyn, um auf diese Weise hintergangen zu werden; aber eben darinne hat der Dichter gefehlt, daß er eine Intrigue anlegte, die einen so nichtswürdigen und aller Energie beraubten Charakter nothwendig machte. An einen solchen Menschen verschwenden wir unsre Theilnahme nicht, der keine einzige gute Seite zeigt, und — was in ästhetischer Rücksicht noch schlimmer ist, — eine so unbeschreibliche Eingeschränktheit des Geistes verräth. Auch hat dieß der Dichter gar wohl gefühlt; aber indem er den einen Fehler der Anlage verbergen wollte, ist er in einen andern verfallen, der um nichts erträglicher ist, und nicht einmal seine Absicht erreicht. Er hat dem Domherrn eine Leidenschaft angedichtet, die er seit mehrern Jahren gegen die Prinzessin gehegt haben soll. Diese Leidenschaft hat einen romantischen Anstrich und könnte den Mann veredeln, der sie hegt, wenn sie nur einige Wahrheit hätte. Nun dient sie hier auf eine doppelte Weise: als herrschend: indem der Domherr jedes Gut in Vergleichung mit dem Besitze des geliebten Gegenstandes gering schätzt; als untergeordnet: indem ihm die Gunst der Prinzessinn dienen soll, die verlorne Gnade des Fürsten wieder zu erobern. Es bedarf eben keines vorzüglich zarten Gefühls, um wahrzunehmen, daß diese Leidenschaft in ihrem ersten Charakter nicht in dem Herzen eines Mannes der Art habe keimen können, und daß sie ihm nur in ihrer zweyten Gestalt, als Mittel zur Erreichung eines eigennützigen Zweckes, angemessen sey. In dem Munde des Hofmannes (oder wie er hier einmal genannt wird, des kalten Weltmannes) mag überhaupt die Romanensprache unwahrscheinlich seyn, und es ist ganz außer dem Ton, wenn er im vollen Ernste vor den Augen seiner Göttinn (im Bilde) sterben will. (S. 95.) Aber nicht außer dem Ton, sondern gegen allen Verstand ist es, wenn er bey der Annäherung einer geheimen und höchst gefährlichen Zusammenkunft, in einem öffentlichen Garten, an einem Orte, wo, wie der Hofmann doch wißen muß, alles Ohren hat, mit einer Tirade auftritt, wie

1795. die folgende ist: „Eine tiefe Stille weissagt mir meine nahe Glückseligkeit. Ich vernehme keinen Laut in diesen Gärten, die sonst durch die Gunst des Fürsten allen Spatziergängern offen stehn und bey schönen Abenden oft von einem einsamen unglücklich Liebenden, öfter von einem glücklichen frohen Paar besucht werden. (Der gütige Mann! wie er die Zuschauer zurecht weißt!) O, ich danke dir, himmlisches Licht, daß du dich heute in einen stillen Schleyer hülltest! Du erfreust mich, rauher Wind, du drohende trübe Regenwolke, daß ihr die leichtsinnigen Gesellschaften verscheucht, die in diesen Gängen oft umsonst hin und wieder schwärmen, die Lauben mit Gelächter füllen, und ohne eignen Genuß andre an den süßesten Vergnügungen stören. O ihr schönen Bäume, wie scheint ihr mir seit den wenigen Sommern gewachsen, seit mich der traurige Bann von euch entfernte" u. s. w. Auch da sogar fällt dieser sonderbare Mann in seine poetische Phrase, wo er den Betrug entdeckt, sich verhöhnt und mit neuen Strafen bedroht sieht: „Ihr Bild (sagt er,) und die Hofnung werden nie aus meinem Herzen kommen, so lange ich lebe. Sagen Sie ihr das. Euch übrige verachte ich. Ihr waret geschäftig um meine Leidenschaft, wie Käfer um einen blühenden Baum; die Blätter konntet ihr verzehren, daß ich mitten im Sommer, wie ein dürres Reis, dastehe; aber die Aeste, die Wurzeln, mußtet ihr unangetastet lassen."

Die zweyte Person von Wichtigkeit ist die Marquise. (de la Motte.) Sie ist das Triebrad des ganzen Betrugs, und sie könnte interessant seyn, wenn wir in ihr eine verschlagne, feine und gewandte Frau kennen lernten. Aber wo zeigt sie sich so? Welche Mittel bietet sie auf, die nicht auch dem gemeinsten Betrüger beygefallen wären? Wo verräth sie etwas mehr als gewöhnliche Menschenkenntniß? Wie gewinnt sie die Gemüther und wie beherrscht sie dieselben? Von allem dem wird uns wenig oder nichts gezeigt. Es sind sogar Gelegenheiten unbenutzt gelassen, wo es hätte gezeigt werden können.

Zum Beyspiel: die Marquise erkennet in dem Grafen (Cagliostro) den Betrüger; der Graf bemerkt, daß er die Marquise zu seinen Zwecken nützen könne. Er giebt ihr einen entfernten Wink; sie versteht ihn. Dieß ist sehr gut, und wir würden es dem Dichter Dank gewußt haben, wenn er mehr Züge dieser Art gegeben hätte. Nun ist aber

ferner aus dem Erfolge klar, daß sich die beyden Betrüger näher 1795.
erklärt, und, ohne sich gerade bloszugeben, doch mit ihren Planen bekannter gemacht haben. Wie schätzbar würde uns diese Scene gewesen seyn! wie viel hätte sie beytragen müssen, zwey der wichtigsten Charaktere besser zu entfalten und vollkommener zu ründen!

Zunächst nach der Marquise kömmt der Graf. Er erscheint oft, und wenn er erscheint, ist er die wichtigste Person. Man bemerkt es, daß dieser Charakter hat herausgehoben werden sollen, und er ist gut gehalten, obschon ohne einen großen Aufwand von Kunst. Der Scharlatan bricht allzu stark hervor; und es ist unglaublich, wie so ein Geschöpf auch nur seinen Schülern groß und achtungswerth scheinen könne. Freylich ist auch nur der einzige Domherr ganz gläubig; der Ritter schwankt, wenigstens wenn er ihm nicht unter den Augen steht; und die Marquise glaubt gar nicht an ihn. Aber doch imponirt er selbst den Ritter mehr, als man glaublich finden wird, wenn man diese Personen näher kennt. Die starken Umrisse mögen für die Menge freylich von größrer Wirkung seyn; aber ein feinerer und edlerer Contour würde den großen Künstler gezeigt und geehrt haben.

Nur eine einzige Scene haben wir gefunden, in welcher sich dieser Graf über den gemeinen Betrüger erhebt. Aber diese Scene ist vortreflich, und, da sie in diesem Stücke keine ihres gleichen hat, so verdient sie wohl, daß wir uns ein wenig bey derselben verweilen und sie etwas näher in Augenschein nehmen.

Der Ritter, ein Mann von Muth und gesetztem Geiste, voll Eifer für das Gute, aber zu arm, um so viel würken zu können, als er wünscht, strebt nach Verbesserung seines Charakters und seiner Umstände, und glaubt diesen doppelten Zweck durch den Beystand des Grafen am ersten und sichersten erreichen zu können. Der Graf hat sich auch in der That Verdienste um ihn gemacht, für die er ihm große Verbindlichkeiten schuldig ist. Aber ob er gleich bisweilen sein Herz durch einzelne Züge von Geistesgröße und Uneigennützigkeit zu ihm hingerißen fühlt, so empört sich doch oft sein Verstand bey dem zwecklosen Gaukelspiel desselben Mannes, bey seinen Versprechungen von Wundern, welche nicht gethan, von Belehrungen, welche nicht gegeben werden. Nun ist gerade der Tag gekommen, an welchem der Graf seinen Schülern eine höchst wichtige Begebenheit, die Erscheinung des Groß-Cophta,

1795. verheißen hat; und der Ritter erwartet den Moment der Auflösung, um, im Falle einer neuen Täuschung, den Betrüger vor den Augen der Welt bloszustellen. Er findet sich in dem Hause des Domherrn, dem Centrum der Mysterien, ein. Der Graf erscheint einen Augenblick nachher und begrüßt ihn als seinen Gehülfen, als ein Mitglied des zweyten Grades, in welchen der Domherr schon eingeweiht ist. Er verlangt von ihm zu hören, was er für die Pflichten eines Gehülfen, und für den Zweck der Mitglieder dieses höhern Grades halte. Der Ritter spricht mit Wärme von der Ausübung der Tugend und der vielen herrlichen Lehren, die er als Schüler des ersten Grades erhalten hatte; er glaubt nun erst tüchtig gemacht zu werden, an seiner eignen Besserung und dem Glücke seiner Nebenmenschen mit Erfolge zu arbeiten. Während dieser Reden blickt der Domherr den Ritter mitleidig an, und, da er um sein Urtheil gefragt wird, findet er, daß er noch als ein Schüler spreche.

Ritter.

Wie?

Domherr.

Es ist nicht von ihm zu verlangen: er muß belehrt werden.

Ritter.

Was?

Domherr.

Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter.

Was du willst, daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie.

Domherr.

Vernimm dagegen den Wahlspruch des zweyten Grades: Was du willst, daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie nicht.

Ritter (aufspringend)

Nicht? Hat man mich zum Besten? — Darf ein vernünftiger, ein edler Mensch so reden?

Graf.

Setze dich nieder und höre zu. (zum Domherrn) Wo ist der Mittelpunkt der Welt, auf den sich alles beziehen muß?

Domherr. 1795.

In unserm Herzen.

Graf.

Was ist unser höchstes Gesetz?

Domherr.

Unser eigner Vortheil. u. s. w.

Auf diesem Wege fährt der Domherr fort, das System des Egoismus, als das System der Brüder des zweyten Grades, aus einander zu setzen. Der Unmuth, der Zorn des Ritters steigt bey jedem Worte höher; er ist fest entschlossen, sich auf ewig von diesen Menschen zu trennen; er will sich entfernen; der Graf hält ihn zurück und schickt den Domherrn fort. Hier nimmt die interessanteste Scene des ganzen Stücks ihren Anfang. Der Ritter will sich, bevor er Abschied nimmt, seines ganzen Zornes, und alles dessen, was er schon längst auf dem Herzen hatte, gegen den Grafen entladen. „Leben Sie wohl, sagt er. — Wenn ich je ein kleinlicher niedriger Schelm werden, wenn ich dem Strome nachschwimmen und nur einen augenblicklichen, elenden Vortheil für mich zum Schaden der andern gewinnen sollte: so bedurfte es nicht dieser Anstalten, dieser Vorbereitungen, die mich beschämen und erniedrigen. Ich verlasse Sie; aus mir werde, was da will." Der Graf hat diesen Moment abgewartet. Nach einer unbedeutenden Ceremonie, welche eine neue Gaukeley erwarten läßt, schließt er den Ritter in seine Arme und begrüßt ihn als Meister. Der Ritter ist betroffen; er fordert Erklärung. Wie nannte der Domherr den zweyten Grad? fragt ihn der Graf. — Mich dünkt die Prüfung. — „Gut, die hast du überstanden ..... Du hast das sonderbarste Abentheuer überstanden, du hast dir die Würde eines Meisters selbst gegeben, du hast dir die Vorzüge des dritten Grads wie mit stürmender Faust erobert ..... Du hast die Prüfung überstanden, du bist der Versuchung entgangen, du hast dich als einen Mann gezeigt, den ich suche. Alles was du aus dem Munde des Domherrn gehört hast, was leider dieser Unglückliche nebst mehrern andern für Wahrheit hält, ist nur Prüfung, nur Versuchung" u. s. w.

Die Auflösung dieser Situation ist meisterhaft und der Kunst des Dichters vollkommen würdig. Sie überrascht den Zuschauer,

1795. ohne ihn im mindesten zu befremden; sie ist eben so vorbereitet als vorbereitend; und die Charaktere erscheinen in ihrer ganzen Ründung und Vollkommenheit. In solchen Zeichnungen erkennt man die feine und feste Hand eines großen Dichters, den man fast verkennt, wenn er so, wie in dem zweyten Auftritt geschieht, groteske Gestalten mit grellen Farben bedeckt. Auch haben die angeführten Scenen fast allein die Ausführlichkeit, ohne welche der Dichter nicht interessiren kann. Eine Menge andre gleichen mehr dem Canevas eines noch auszuführenden Werks, in denen nur einige Reden vortreflich ausgearbeitet, die Ausführung des übrigen aber der Empfindungskraft der Schauspieler überlassen wird. Dies ist indeß in den dramatischen Werken unsers Dichters überhaupt kein seltner Fall.

Wir haben uns ein wenig seitwärts von unserm Wege verloren. Wir wollten zeigen, daß keine unter den handelnden Personen im Stande ist zu interessiren. Bey der Erwähnung des Grafen kamen wir auf den Ritter zu reden, den einzigen rechtschaffnen Mann unter den Hauptpersonen des Stücks, der aber absichtlich im Schatten gehalten und am Ende der Katastrophe aufgeopfert wird. Das nemliche gilt von der liebenswürdigen Nichte der Marquise, die doch unser Mitleiden in einem höhern Grade erregt, als es vielleicht der Haltung des Stückes und dem (beabsichtigten) Hauptinteresse zuträglich ist. Es ist fürwahr grausam, daß ein so gut geartetes Geschöpf in die Hände so schändlicher Menschen fallen, daß sie in das Schicksal derselben verwickelt und gerade durch den Mann zu Grunde gerichtet werden muß, der bestimmt schien, ihr Retter zu seyn. Der Dichter hat an dem Schluß des Stücks diese Grausamkeit ein wenig zu mildern und die Zuschauer zu versöhnen gesucht, die freylich Ursache haben mögen, über das unerwartete Sinken eines edeln Mannes verdrießlich zu seyn.

Einige zerstreute Bemerkungen, die uns noch zu machen übrig sind, wollen wir, so wie sie uns beyfallen, hierhersetzen. — Die oben erwähnte Nichte thut zweymal ein rasches Bekenntniß, dessen Folgen von Wichtigkeit sind. Es hat uns geschienen, als wenn beydesmal die Umstände nicht gerade ein *solches* Bekenntniß erfodert hätten.

Das erstemal gesteht sie ihrer Tante, von dem Marquis, ihrem Manne, verführt zu seyn. Man sieht wohl, daß es einem

Mädchen, die mit den Sitten und Lastern der großen Welt ganz 1795. und gar unbekannt ist, schwer fallen muß, den Verlust ihrer Unschuld unaufgefordert zu bekennen; noch schwerer, ihn einer Frau zu gestehn, die sie nach mehrern Jahren in dieser Stunde zum erstenmal sieht; am schwersten endlich, der Frau des Mannes, den sie liebt und der ihre Liebe gemißbraucht hat. So wie dieses Bekenntniß hier motivirt ist, glauben wir, daß der letzte Umstand, der es am meisten erschweren mußte, ganz wohl hätte verschwiegen werden können; und daß er wenigstens nicht so frey und unausgefragt über den Mund der Verführten hätte gehn sollen. Freylich war es gerade der Umstand, um dessen willen der Dichter die ganze Situation erfunden hat. Um desto nothwendiger aber war es, die Unvermeidlichkeit desselben außer allen Zweifel zu setzen.

Eben so wenig und fast noch weniger befriedigt uns das Betragen der Marquise in diesem Augenblick. Es ist zwar sehr gut, daß ihr sogleich beyfällt, ein Geständniß der Art könne für ihre Plane von Wichtigkeit seyn; aber eben der Absicht, die Nichte durch das Bewußtseyn einer großen Schuld in ihre Gewalt zu bekommen, ist das Betragen zuwider, das sie gegen dieselbe zeigt. Wie tief mußte sie in den Augen des Mädchens sinken, indem sie sich so gleichgültig bey einem Verbrechen zeigt, das diesem so groß schien! und wie kann sie mit Sicherheit auf einen unbedingten Gehorsam von der Seite der Nichte rechnen, da sie ihr weder die Größe ihrer Schuld, noch die Größe ihrer Nachsicht fühlen läßt? Mit den wenigen trocknen Worten: „Kommen Sie Nichte, erhohlen sie sich! Sie sind ein gutes, braves Kind! Alles vergebe ich! Kommen Sie, werfen Sie Ihren Schleyer über, wir wollen ausfahren, Sie müssen sich zerstreun" — ist die ganze Sache auf einmal abgebrochen; und wenn wir in der Folge sehn, daß die Marquise ihren Zweck dennoch erreicht hat, so ist dieses mehr dem guten Willen des Dichters, als der Zweckmäßigkeit und Klugheit ihres Benehmens zuzuschreiben.

Das zweyte Bekenntniß derselben Person ist noch weniger als das erste vorbereitet, und es ist dieses eine von den Stellen, wo der Mangel an Ausführlichkeit der Wahrscheinlichkeit des Vorgangs ausnehmend nachtheilig ist. Kurz und trocken sagt sie dem Ritter, sie sey eine Betrügerinn. Und doch ist er der Mann,

1795. dessen Meinung sie schonen will, den sie liebt und den sie zu ihrem Retter ersehn hat. Das war aber wohl leicht zu sehn, daß sie ihn durch ein solches Geständniß von aller weitern Theilnahme an ihrem Schicksale entfernen mußte; und sie würde eben deßhalb jedes Mittel versucht haben, ihn zu bewegen seiner Neugierde Einhalt zu thun und eine vollständige Erklärung abzuwarten. Nun ist aber leider gerade die Unvollständigkeit in der Entdeckung und das daraus entstehende Mißverständniß dem Dichter zur Entwickelung der Begebenheit nothwendig.

Noch einen Punkt, der diese Nichte betrifft. Sie ist von dem Marquis, ihrem Onkel, verführt worden, und wir haben eben gesehn, wie der Dichter diesen Umstand zu nutzen gesucht hat. War es aber nothwendig, war es auch nur schicklich, ihn den Zuschauern so nahe vor die Augen zu rücken, wie in folgender Unterredung des Marquis mit seinem Bedienten geschieht: „Ist die Nichte schon aufgestanden? — Bedienter. Ich glaube kaum. Sie hat wenigstens das Frühstück noch nicht gefordert. Es scheint mir, sie ist erst wieder eingeschlafen, seitdem Sie heute früh von ihr wegschlichen." —

Der Eitelkeit des Trosses der Theaterdichter wird es schmeicheln zu sehn, daß auch Goethe seine Zuflucht zu ihren kleinen Mitteln nimmt. Der Ritter soll die Nichte überraschen, er soll sie in ihrer Garderobe behorchen. Wie ist er hineinzubringen? Wo bekömmt er den Schlüßel her? Je nun. Er hat ehemals in demselben Hause gewohnt und, als er es verließ, hat der Besitzer vergessen, ihm den Hauptschlüssel abzufordern.

Die Unterredung des Marquis mit der Nichte würde auch vielleicht anders ausgefallen seyn, hätte der Dichter nicht den Ritter in die Garderobe gestellt, um ihn das ganze Geheimniß des Betrugs hören zu lassen. Was zwingt den Marquis, sich in den Augen seiner Nichte so tief herabzusetzen, daß er sie zur Vertrauten des verübten Diebstahls macht? Gab es denn keinen andern Vorwand zu einer nothwendigen, dringenden Reise?

Welch' ein Drang führt den Grafen in den Garten, wo der Domherr seine Prinzessinn aufsucht? Die Neugierde ohne Zweifel; denn er hat einige Worte von dem Geheimniß gehört. Da aber der Dichter die Sache so im Dunkel läßt, so wird er niemanden den Verdacht verwehren können, daß er den Grafen dahin geschickt habe, um sich mit dem übrigen Gesindel gefangen nehmen zu lassen.

Diese Gefangennehmung nimmt den größten Theil des fünften 1795.
Aktes ein und ist, trotz der eingestreuten Bouffonerien, unerträglich langweilig. Die Harlekinade, mit welcher der Graf in dem siebenden Auftritte dieses Aktes eingeführt wird, ist unter der Würde des Verfassers.

Da wir des Grafen gedenken, möchten wir auch noch die Frage aufwerfen: ob nicht dieser Scharlatan, mit seinen Geheimnißen und seiner ägyptischen Loge die Bühne mehr beschäftigt, als sein Einfluß auf die Handlung erlaubt? Man untersuche den Gang der Haupthandlung, und in wie weit sie durch den Grafen befördert wird, und wir sind überzeugt, die Antwort auf diese Frage wird bejahend ausfallen. Ja noch mehr: Man versuche es, den Wunderthäter ganz aus dem Spiel zu lassen, und wir fürchten, die Handlung wird ihren Gang dennoch gehn.

So umständlich geht man in einer leidenschaftlichen Lage wohl nicht mit sich zu Rathe, wie der Ritter in dem langen Monolog, am Ende des vierten Akts. Bey dem Abwägen der Gründe und den vielen Worten verliert man die Quelle des ganzen Raisonnements, den Zorn und Unmuth des Redenden, fast aus den Augen. In der folgenden Stelle hat sich der Ritter wohl nur das Parterr, durch einige nützliche Erklärungen, die er ertheilt, verpflichten wollen: „Doch halt! Das thu' ich um des kalten, eigennützigen Weltmannes willen? Er wird mir danken, und für die Rettung aus der ungeheuren Gefahr mir seine Protektion versprechen, mir eine ansehnliche Charge zu sichern, sobald er sich wieder würde in Gunst gesetzt haben. Diese Erfahrung macht ihn nicht klug; er wird dem ersten, besten Betrüger sich wieder in die Hände geben, sich immer leidenschaftlich, ohne Sinn, Verstand und ohne Folge betragen; wird mich als einen Schmarotzer in seinem Hause dulden; wird bekennen, daß er mir Verbindlichkeiten habe, und ich werde vergebens auf eine reelle Unterstützung warten, da es ihm, ungeachtet seiner schönen Einnahme, immer an baarem Gelde fehlt" u. s. w.

Wir verlassen dieses Stück, bey welchem wir uns vielleicht schon zu lange verweilt haben, um über die Beschreibung des römischen Carnevals, eines Werks von ganz anderm Werthe, noch einige Worte zu sagen. Diese kleine Schrift ist so oft und in so verschiednen Gestalten gedruckt, und nachgedruckt worden,

1795. daß wir wohl voraussetzen können, sie sey keinem unsrer Leser unbekannt. Aber sie verdient nicht blos gelesen, sie verdient als das Muster einer vollkommnen Beschreibung studirt zu werden. Denn es ist zuverläßig nicht die Befriedigung der Neugierde allein, was so sehr an dieselbe fesselt, und bey einer wiederholten Lektüre ein immer neues Interesse erzeugt.

Es war ohne Zweifel ein schweres und mißliches Unternehmen, einen Auftritt zu beschreiben, der, wie es scheint, seine Wirkung einzig und allein dem Anblicke selbst verdankt, dessen Interesse in der Beschaffenheit der Scene, der Mannichfaltigkeit seiner einzelnen Theile, und der reißenden Schnelligkeit ihrer Folge zu liegen scheint. Denn das was hier zu beschreiben war, was dem Feste seine Wichtigkeit giebt, sind weder große noch ausgezeichnete Erscheinungen; es ist die Verbindung und die Folge theils unbedeutender, theils lächerlicher, theils bedenklicher Umstände. Es bedurfte demnach, um eine Beschreibung dieses Festes zu geben, die dem Leser, wenn auch kein Bild desselben vor die Augen zauberte, doch mit den Empfindungen erfüllte, die der wirkliche Anblick erregen mag, des großen und seltnen Talents, das mannichfaltigste und verwirrteste Gedränge von Bildern im Ganzen und Einzelnen mit der größten Klarheit zu fassen, das, was die Einbildungskraft vorzüglich belebt, auszuwählen, und es so zu ordnen, daß es die Phantasie des Lesers leicht zu einem Ganzen vereinigt.

Möchten doch alle Reisebeschreiber solche Dichter, oder nur solche Dichter unsre Reisebeschreiber seyn!

Es kann parador scheinen, aber es ist so, diese Beschreibung hat den Gang eines Drama. Sie hat ihre Exposition, ihre Verwicklung und Auflösung. Sie ist in jeder Rücksicht ein vollendetes Ganze, bey dessen Fortschreiten wir unsre Theilnahme allmählig verstärkt, und bey dessen Schlusse wir uns vollkommen befriedigt fühlen.

Sie eröffnet sich mit der Beschreibung einer unbelebten Scene, dem Theater des Carnevals, und dem entfernten Vorspiel desselben. Hier erhält die Einbildungskraft gleichsam das Ende des Fadens, an welchem sie sich durch die Handlung, die nun bald ihren Anfang nehmen wird, finden soll. Die Vorbereitungen zum Feste selbst fangen an; der Schauplatz desselben wird durch Arbeiter belebt; und unsre Erwartung wird allmählig rege, so wie sich die Scene verändert und die Annäherung der Feyer-

lichkeit verspricht. So weit geht die Exposition, und die Handlung beginnt, von welcher doch jene schon ein Theil war. Das Signal zum Anfang des Carnevals erschallt: scherzend und lachend legen die Arbeiter ihre Geräthschaften nieder, und die noch übrigen Zubereitungen werden mit größrer Eilfertigkeit und einem größeren Eifer gemacht. Die Zuschauer kommen heran und besetzen die Fenster und die Gerüste; einzelne Masken schweifen umher. Mit jedem Augenblick wächst ihre Anzahl; bald ist der ganze Corso mit ihnen bedeckt, und überall sieht man die Ausbrüche der närrischten Freude und der ausgelassensten Lustigkeit. Reihen von Wagen, welche die Seiten der Straße besetzen, vermehren das Getümmel in ihrer Mitte, das noch durch manche andre Vorfälle bis zu einem unglaublichen Grade steigt. Es vermehrt sich gleichsam bey jedem Schritte, den man vorwärts thut, und es wird gegen das Ende der Straße, wo die schöne Welt von Rom versammelt ist, am stärksten. Einzelne Kämpfe, welche mit mehr oder weniger Ernst behandelt werden, die ausgezeichneten Einfälle einzelner Masken und ganzer Gruppen bringen Mannichfaltigkeit in dieses Gewühl. Einzelne Massen sondern sich ab und treiben ihre Kurzweil in den benachbarten freyern Straßen. Indessen bricht der Abend herein. Die Straße wird frey gemacht und die Masken in die Reihen der Wagen gedrängt. Die Erwartung der Zuschauer erreicht ihren höchsten Grad. Das Wettrennen der Pferde beschließt den Tag, und jeder eilt so gut er kann, oft mit Gefahr, doch selten mit Schaden, nach Hause. So weit ist die Handlung nur Vorbereitung der Katastrophe, die mit dem letzten Tage des Carnevals eintritt. Das Gewühl, der Lärm, der Unsinn erreicht seinen höchsten Grad, aber nach Beendigung des Wettrennens, ruht er eine kurze Zeit, um nur, wo möglich, noch heftiger auszubrechen. Jedermann erwartet die Dämmerung, und sobald es düster wird, lassen sich einzelne Lichter sehn. Nun ergreift jeder eine Kerze und zündet sie an, während er die Kerze des andern auszulöschen sucht. Das Geschrey ist über alle Beschreibung; die Masse der Menschen häuft sich gegen die Mitte des Corso; niemand vermag sich mehr von seinem Platze zu rühren. Endlich wird man auch dieses satt. Die Menge schmilzt allmählig hinweg; jeder sucht einen freyen Platz und das Fest einer allgemeinen Ausgelassenheit endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung.

1795.

1795. Dieß sind die Hauptmomente der Beschreibung, welche, hier zusammengedrängt, nur ein todtes Gemälde geben; in dem Werke selbst ist alles belebt. An der Hand des Verfassers wird uns jeder Schritt, den wir vorwärts thun, wichtig; bald fühlen wir uns in dem Getümmel bedrängt; bald entweichen wir demselben und wünschen uns Glück freyer athmen zu können. Wir hören das Getöse des verwickelten Haufens, das Freudengeschrey der einzelnen, die Ausbrüche der Lustigkeit aller Art. Und um diese Wirkung hervorzubringen, scheint der Aufwand der Kunst so gering! Aber die große Einfachheit der Sprache, der stille und gleichförmige Fluß der Rede, verräth uns einen Beobachter, der nicht nur, während des wirklichen Anblicks, jedes Bild mit einer bewundernswürdigen Schärfe und Klarheit faßte, sondern den gesammelten und in seinem Gedächtnisse niedergelegten Stoff, bey der Ausführung, gleichsam wie ein Geschöpf seiner eignen produktiven Kraft, aus der Tiefe seiner Phantasie, in einer schönern und zweckmäßigern Ordnung hervorgehen ließ, als er oder irgend ein andrer Zuschauer, ihn bey dem wirklichen Anblick fassen konnte.

Das was zu jeder Beschreibung Kraft und Wahrheit giebt, Leben der einzelnen Gemälde und Ordnung in der Gruppirung derselben, findet man hier in einer hohen Vollkommenheit. Eine Menge einzelner Personen und Gruppen, mit wenigen aber bedeutenden Zügen geschildert, gehen vor unsern Augen vorüber und fließen bald mit der großen Menge zusammen, in welcher man nichts einzelnes mehr zu unterscheiden vermag. Mit ungemeiner Kunst werden wir von dem Besondern auf das Ganze, von dem Ganzen auf das Besondere zurück geführt. Das ganze Gemälde bewegt sich und lebt. Die einzelnen Figuren folgen sich schnell, und in einer lebhaften Thätigkeit. Nirgends stößt man auf todte Gestalten, oder unbewegte Gruppen. Selbst die ganze Menge wird in einer unaufhörlichen Geschäftigkeit erhalten, deren Grund bald von innen, bald von außen kömmt, und oft durch kleine Leidenschaften, Furcht, Hofnung und Erwartung erregt wird. Endlich hat auch der Verf. das Ohr eben so gut und eben so oft, als das Auge seiner Leser zu beschäftigen gewußt.

Wir zweifeln nicht, daß, wenn wir hier einige Beschreibungen ausheben, die auch für sich betrachtet für schöne Gemälde gelten können, wir dadurch unsern Lesern eine angenehme Wiederholung verschaffen und vielleicht manchen reizen werden, die ganze Schrift

noch einmal und mit kritischen Augen zu lesen. S. 405. „Mit schnellen 179
Schritten, declamirend, wie vor Gericht, drängt sich ein Advokat durch die Menge; er schreyt an die Fenster hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, droht einem jeden mit einem Prozeß, macht bald jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Specification seiner Schulden. Die Frauen schilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bey sich führt, producirt Documente, und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufiger Zunge. Er sucht jedermann zu beschämen und confus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an; denkt man, er gehe weg, so kehrt er um; auf den einen geht er gerade los, und spricht ihn nicht an, er pakt einen andern, der schon vorbey ist; kömmt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, so erreicht die Tollheit ihren höchsten Grad." — S. 434. „Eine Gesellschaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volks, in kurzen Wämsen mit goldbesetzten Westen darunter, die Haare in ein lang herunterhängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die sich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder spatzieren. Eine von den Frauen scheint hochschwanger zu seyn, sie gehen friedlich auf und nieder. Auf einmal entzweyen sich die Männer, es entsteht ein lebhafter Wortwechsel, die Frauen mischen sich hinein, der Handel wird immer ärger, endlich ziehen die Streitenden große Messer von versilberter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten sie mit gräßlichem Geschrey auseinander, man zieht den Einen da, den Andern dort hin, die Umstehenden nehmen Theil, als wenn es Ernst wäre; man sucht jede Parthey zu besänftigen. — Indessen befindet sich die hochschwangre Frau durch den Schrecken übel; es wird ein Stuhl herbeygebracht, die übrigen Weiber stehen ihr bey, sie geberdet sich jämmerlich, und ehe man sich's versieht, bringt sie zu großer Belustigung der Umstehenden irgend eine unförmliche Gestalt zur Welt. Das Stück ist aus und die Gruppe zieht weiter, um dasselbe oder ein ähnliches Stück an einem andern Platze vorzustellen." — S. 458. „Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen, oder das seinige wieder anzuzünden, und bey dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöschen. Und je stärker das Gebrüll

1795. sia amazzato von allen Enden wiederhallt, desto mehr verliert das Wort von seinem fürchterlichen Sinn, desto mehr vergißt man, daß man in Rom sey, wo diese Verwünschung um einer Kleinigkeit willen, in kurzem an einem oder dem andern erfüllt werden kann. Die Bedeutung des Ausdrucks verliert sich nach und nach gänzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanständige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, so wird sia amazzato diesen Abend zum Refrain aller Scherze, Neckereyen und Complimente . . . . . Alle Stände und Alter toben gegen einander, man steigt auf die Tritte der Kutschen, kein Hängeleuchter, kaum die Laternen sind sicher, der Knabe löscht dem Vater das Licht aus und hört nicht auf zu schreyen: sia amazzato il Signore Padre! Vergebens daß ihm der Alte diese Unanständigkeit verweißt; der Knabe behauptet die Freyheit dieses Abends und verwünscht seinen Vater nur desto ärger. Wie nun an beyden Enden des Corso sich bald das Getümmel verliert, desto unbändiger häuft sich's nach der Mitte zu, und dort entsteht ein Gedränge das alle Begriffe übersteigt, ja das selbst die lebhafteste Erinnerungskraft sich nicht wieder vergegenwärtigen kann. — Niemand vermag sich mehr von dem Platze, wo er steht oder sitzt, zu rühren; die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf so vieler immer wieder ausgeblasnen Kerzen, das Geschrey so vieler Menschen, die nur um desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt selbst die gesundesten Sinne schwindeln; es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehn, daß die Kutschpferde nicht wild, nicht mancher gequetscht, gedrückt oder sonst beschädigt werden sollte. Und doch, weil sich endlich jeder mehr oder weniger hinwegsehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einschlägt, oder auf dem nächsten Platze freye Luft und Erholung sucht; löst sich diese Masse auch auf, schmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freyheit und Losgebundenheit, dieses moderne Saturnal, endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung." —

Der Schluß dieser Schrift, eine treffende Anwendung der Scenen des beschriebnen Festes auf die Scenen des menschlichen Lebens, trägt nicht wenig dazu bey, die Empfindung des Lesers in Einen Punkt zu sammeln, und das Gefühl zu verstärken, welches aus den einzelnen Theilen der Beschreibung hervorgeht;

jenes Gefühl der Richtigkeit, das nach lermenden Freuden jedes 1795.
gebildete Gemüth zu erfüllen pflegt. Wie wahr ist es doch, daß die lebhaftesten und lautesten Vergnügungen (denn von den höchsten möchten wir dieß nicht behaupten) nur auf einen Augenblick erscheinen, uns rühren und kaum eine Spur ihres Daseyns zurücklassen! So führt also die Betrachtung der größten Thorheiten, auf eine unmerkliche aber unwiderstehliche Art, der Weisheit zu, und erfüllt das Herz mit einer unnennbaren Sehnsucht nach einem ruhigen Genuß, nach stillen, gewählten und dauerhaften Freuden.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1794, 54. Band, 1. Stück, pag. 56—85.

Göthe's neue Schriften. Zweyter Band. Berlin bey Unger, 1794. 491. S. 8.

Ein hoher Grad von Originalität ist meistens mit einer gewissen Einförmigkeit und Eintönigkeit verbunden. Eben die eigenthümliche Richtung des Geistes, die ihn besonders nach Einer Seite treibt, ihn an gewisse Gegenstände vorzüglich kettet, und zu der Bearbeitung und Darstellung derselben in hohem Grade geschickt macht (die dem ursprünglich energischen Gefühl dadurch um so mehr intensive Stärke, und der Imagination ein desto beseelenderes Feuer giebt), beschränkt eben dadurch auch ganz natürlich und unvermeidlich den äußern Umfang und die Mannichfaltigkeit seiner Würkung. Je stärker, ausschliessender und unbesiegbarer der Hang des Originalgenies, seine Vorliebe für gewisse bestimmte Gegenstände ist, mit je heftigerm Widerwillen es alles andere, was man ihm dafür aufdringen will, zurückstößt, um desto enger und beschränkter ist gewöhnlich der Kreis jener Gegenstände. Indeß würde man sich doch irren, wenn man dieß als allgemeine Regel aufstellen wollte. Es giebt auch mit unter, wie wohl immer nur seltene Beyspiele, daß Originalität und Vielseitigkeit des Geschmacks und der Manier in Einem Subjekt vereinigt sind; daß ein Mann von ureigenthümlichen Genie zugleich das Talent besitzt, fremde Art und Kunst auf das täuschendste nachzuahmen, ohne doch dabey seine eigne Selbstständigkeit auf-

1795. zuopfern. Selbst wir Deutschen besitzen einige dieser seltnen Männer, vorzüglich aber Einen, der diese, dem Schein nach, streitenden Eigenschaften in einem ungemeinen und in der That bewundernswürdigen Grad in sich vereinigt.

Daß es Göthe sey, den wir hier im Sinne haben, erriethen unsre Leser gewiß schon, ehe wir ihn nannten. Sie wissen, mit welchem Glück, mit welcher Geschmeidigkeit er sich in den Charakter der verschiedenartigsten Dichter zu versetzen, und mit welcher Kunst er gleichwohl allen diesen mannichfaltigen Werken den Stempel seines Genius und eigener Geisteskraft zu erhalten wußte. Goethe ist nicht allein eines der originellsten Genies, er ist zugleich der glücklichste, der unübertrefflichste, fast möchten wir den Ausdruck wagen, der unnachahmlichste Nachahmer. Wie täuschend hat er uns nicht in seinen Werken abwechselnd die Manier und den Geist eines Sophokles, Aristophanes, Shakspeare und des Patriarchen der deutschen Meistersänger hergezaubert! Selbst die Nachahmung des naiven, zahmen Florian hat er nicht verschmäht, und hier überrascht er uns abermals mit einem Produkt in einer ganz eignen, von allen genannten höchst verschiedenen Art, mit einem, nicht modernisirten — dieses Wort würde wahrscheinlich zu einer ganz irrigen Vorstellung verführen — nein! mit einem für unser Zeitalter lesbar gemachten Reinecke Fuchs.

Ein großer Theil unserer Leser, wenigstens die bejahrteren unter ihnen, erinnern sich zuverläßig, dieses einst so berühmte Fabelbuch in ihrer Jugend in den Händen gehabt zu haben; und die übrigen kennen es wenigstens dem Namen nach. Die Geschichte, vorzüglich aber der Ursprung dieses merkwürdigen Produkts des menschlichen Wizzes liegt, trotz der Bemühungen gelehrter und fleißiger Literatoren (von denen sich besonders Flögel im dritten Bande seines schätzbaren Werks über die komische Literatur viel Mühe gegeben, auf etwas Sicheres zu kommen) noch sehr im Dunkeln. Mißverstandener Patriotismus, durch den sich gewöhnlich seichte Köpfe ein leichtes Verdienst zu erwerben glauben, hat diese geistreiche Satyre, so wie unzählige andere Erfindungen, zu einem ursprünglich deutschen Produkte machen wollen: allein fast gewiß ist sie, selbst in ihrer ältesten deutschen Gestalt, doch nur eine, wenn gleich wahrscheinlich sehr freye Bearbeitung und Nachahmung irgend eines, vielleicht mehrerer, alten französischen, dem Titel nach bekannten und im Staube von unbesuchten Biblio-

theken modernden Gedichten. Doch, das Gedicht sey fremden oder einheimischen Ursprungs, so viel ist historisch gewiß, es hat ein Glück gemacht, dergleichen sich nur äußerst wenig Gedichte rühmen können. Jahrhunderte lang war es im ganzen nördlichen Europa ein Lieblingsbuch und in den Händen fast aller derer, die nur lesen konnten. Zwar in Frankreich, seinem wahrscheinlichen Vaterland, gerieth es bald in Vergessenheit; in Italien und Spanien scheint es gar nicht bekannt geworden zu seyn; wenigstens findet sich keine Spur einer Nachahmung oder Uebersetzung, wie denn überhaupt bey diesen Nationen die äsopische und alle damit verwandte Dichtungsarten nie sonderlich viel Eingang gefunden, und erst in den neuesten Zeiten etwas, und eben auch nicht mit glänzendem Erfolg bearbeitet worden. Desto allgemeiner und dauerhafter aber war der Geschmack, den man in Deutschland an dem Reinecke Fuchs fand; er ward und blieb Jahrhunderte hindurch ein Lieblings-, ein wahres Volksbuch der Deutschen. Unsere Vorfahren erhoben es fast eben so lange mit Enthusiasmus bis in den Himmel. Man hielt es für eine Fundgrube, aus der sich alle Lehrsätze der Moral ja selbst die Geheimnisse der tiefsten Politik schöpfen ließen: es war in den Händen aller Fürsten und Staatsmänner. Von diesem Wahne kam man zwar mit der Zeit zurück; das Buch stieg immer tiefer herab, dagegen verbreitete es sich desto allgemeiner. Man lößte es in Prosa auf, und verkauft es noch jetzt hie und da auf den Jahrmärkten nebst andern Volksbüchern, neben dem gehörnten Siegfried, der schönen Magellone ꝛc. In den mittlern Ständen war es noch vor dreyßig oder vierzig Jahren, in Gesellschaft des Orbis pictus, fast das einzige Buch, das man der Jugend zu ihrer Unterhaltung in die Hände gab, und erst seit dieser Periode ist es durch die Sündfluth neuer Schriften für den Zeitvertreib der jungen Welt verdrängt worden. So wäre es vielleicht in Kurzen ganz in Vergeßenheit gerathen, wenn nicht Göthe es von neuem und in neuer Gestalt in die Welt eingeführt hätte. 1795.

Noch vor ihrer würklichen Erscheinung kündigte Hr. Herder im fünften Bande seiner Zerstreuten Blätter*) diese Bearbeitung dem Publikum an. Er that dies in einem Tone, der nothwendig die Aufmerksamkeit sowohl derer, die das Gedicht

*) Gotha, 1793, pag. 219—228.

1795. schon in seiner alten Form kannten, als auch und noch mehr bey denen, die hier einer ganz neuen Bekanntschaft entgegensahen, auf das höchste spannen mußte. Wir fürchten aber sehr, Hr. Herder hat durch seine hyperbolische Anpreisung dem verjüngten Reinecke mehr geschadet, als genützt. Wenigstens haben wir mehr als einmahl Gelegenheit gehabt, Personen, denen sich gewiß weder Geschmack noch Beurtheilungskraft absprechen lassen, versichern zu hören, daß sie in ihren Erwartungen gänzlich getäuscht worden: ja einige gestanden selbst, es sey ihnen unmöglich gewesen, die Lektüre des Ganzen zu Ende zu bringen. So weit unser eigenes Urtheil auch hievon abweicht, so begreifen wir doch sehr gut, wie die Art und Weise, auf welche Hr. H. diese poetische Neuigkeit ankündigte, auf jene Personen diese Würkung hervorbringen mußte.

Reinecke Fuchs ist ein geistreiches, satyrisches Gedicht, das dem Zeitalter, in welchem es entstand, und dem Genie seines Erfinders große Ehre macht: es ist voll Witz, Laune, voll kühnen und treffenden Spotts; es herrscht in demselben eine, für jene Zeit ungemeine und feine Kenntniß der Welt, des menschlichen Herzens, und vorzüglich der verderblichen Schwachheiten der Grossen — so schädlich, und schädlicher oft als selbst ihre Laster — die ihm in den Augen eines Lesers, der sich in den richtigen Gesichtspunkt gesetzt, und nicht mit zu gespannten Erwartungen zur Lektüre desselben kömmt, keinen geringen Werth ertheilen muß — allein dieß alles ist freylich noch sehr wenig von dem, wozu Hr. H. es machen will. Ihm ist Reinecke Fuchs eine deutsche Epopöe, die er sich getraut, dem Homer unmittelbar an die Seite zu setzen . . eine der ersten Compositionen, die er in irgend einer neuen Sprache kennt — er erwartet nichts geringers, als ihn, in seiner neuen Gestalt, zum zweytenmahl ein klassisches Buch der Nation werden zu sehn.

Dazu hat es nun aber bis jetzt geringen Anschein. Das Buch ist bereits über ein Jahr im Publikum, und hat noch wenig oder keine Sensation erregt. In unsern Augen beweißt dieß nicht das Mindeste gegen seinen Werth, allein es begünstigt doch auch jene sanguinische Hoffnung sehr wenig. In der That läßt sich auch kaum ahnden, worauf sie sich stützt. So wahr und beseelt die Schilderungen des Gedichts sind, so glücklich die Satyre desselben ist, so betrifft sie doch durchaus keinen Gegenstand, der

für unser Zeitalter ein besonderes und nahes Interesse hätte, 1795.
wohl aber ist von manchem glücklichen Zug das Salz längst verflogen, und bey der großen Veränderung, die die Sitten und Gebräuche erlitten haben, erscheint nothwendig manche Szene gezwungen, wenigstens unbedeutend, die auf unsre Vorfahren den größten Eindruck machen mußte. Und — was die Hauptsache ist — schon die ganze Anlage der Fabel, der Gang und die Auflösung hindert ein wahres und starkes Interesse. Vielleicht sind die Menschen unserer Zeit in der moralischen Praxis nicht weiter gekommen, als ihre Väter; gewiß aber haben sich doch ihre theoretischen Einsichten und Ueberzeugungen, gewiß hat sich ihr moralisches Gefühl unendlich mehr ausgebildet. So viel Kunst und Feinheit der Dichter des Reinecke Fuchs in seinen Darstellungen zeigt, so verräth doch der Charakter, den er seinem Helden gegeben, die Anlage und Behandlung der Fabel, vorzüglich aber die endliche Entwickelung, die Rohheit der sittlichen Gefühle seiner Zeit. Unmöglich können die Menschen der unsrigen wahres Interesse und hohes Wohlgefallen an einer poetischen Composition finden, die den moralischen Sinn von Anfang bis zu Ende so gröblich beleidigt. Der Held des Gedichts ist nicht bloß schlau und listig: er rettet sich durch seine Schlauheit nicht etwa aus Verlegenheiten und Gefahren, in die er durch Leichtsinn oder Unbesonnenheit gerathen: nein, er ist ein Bösewicht der schlimmsten Art, der sich muthwillig durch vorsetzliche Bosheit und Verbrechen in Gefahren stürzt, aus denen er sich durch neue Bubenstücke, immer auf Kosten und zum Verderben der Unschuld, rettet, ja am Ende tritt er mit Ruhm und Ehre bekrönt vom Schauplatz ab, nachdem seine größtentheils ganz schuldlosen Gegner alles das, was er verbrochen, ausbüßen müssen. Freylich ist dieß leider nur zu oft der Gang der wirklichen Welt — wiewohl nicht ihr lustiger Gang (wie Herr H. sich ausdrückt) sondern ihr schrecklicher, niederschlagender, empörender Gang — Allein es ist längst erwiesen, durch Gründe erwiesen, die nicht von willkührlichen Regeln, sondern allein aus der menschlichen Natur hergenommen sind — daß uns der Dichter nie die Wahrheit auf diese Weise zeigen darf. Desto besser zwar, wenn er uns nicht allein vergnügt, was sein Hauptzweck ist, sondern auch belehrt; allein er darf blos so belehren, wie er es vermag, wenn er zugleich vergnügen und ergötzen kann, nicht

1795. durch Erregung von Unwillen, Mißvergnügen, Abscheu und Entsetzen.

Der Dichter selbst nennt seinen Helden einen Dieb, Ehebrecher, Räuber, Mörder, Verräther — er konnte noch hinzusetzen, einen tückischen Schmeichler, einen abgefeimten Heuchler, einen Schadenfrohen u. s. w.*) Wir hoffen nicht, daß man uns den Einwurf machen werde, da der Held des Gedichts ein Thier sey, und die ganze Handlung unter Thieren vorgehe, so — doch nein, eine solche Entschuldigung kann keinem unsrer Leser einfallen. So bald der Dichter einem Thiere völligen Gebrauch der Vernunft giebt, so erhöht er es zu einem moralischen Wesen, dessen Handlungen vollkommen mit dem Maasstab gemessen werden müssen, wie Handlungen der Menschen. Wie könnte außerdem die äsopische Dichtungsart eine Moral in Beyspielen seyn?

Hierzu kömmt, daß der Dichter des R. die Vermenschlichung seiner handelnden thierischen Personen so weit getrieben hat, als sie sich treiben läßt, und gewiß weiter, als es dem Effekt seiner Composition zuträglich war. Gellert, der von ihr im Ganzen ein übertrieben hartes Urtheil fällt, hat doch darin Recht, wenn er den Dichter tadelt: „daß seine Thiere keine Thiere, sondern „vielmehr Menschen wären, die einen thierischen Namen führten, „die vieles wider ihre Natur thun, auch vieles reden, was mit „ihrer Neigung nicht übereinkömmt.“ Wodurch unterscheidet sich Reinecke von einem Menschen? Durch nichts sonst als durch seinen Balg, und daß er die Hühner und Tauben nicht gebraten, sondern roh verzehrt. Er ist ein Ritter, hat Schlösser, Burgen, Vasallen, Bauern u. s. w. Eben dieß gilt von allen andern Thieraktörs der Handlung, die nichts als die Gestalt und einige Züge von dem Charakter haben, den man ihrer Gattung beyzulegen gewohnt ist. Der Ausdruck: Thierfabel, den Hr. Herder braucht, kann daher auch nur in einer sehr beschränkten Bedeutung gelten. Das Ganze ist vielmehr eine menschliche Maskerade in lauter Thiergestalten.

„Disputire man von vernunftmäßiger Erhöhung der Thiercharaktere, wie weit sie dem Fabulisten erlaubt oder versagt „sey; das Genie spottet dieser unbestimmten Verbote. Es weiß „durch innere Regel, wie hoch es den Charakter eines Thieres „oder Menschen hie und nicht dort, dort und nicht hie erhöhen „könne, erhöhen müsse und dürfe. Diese innere Regel ist ihm

„Gesetz, und die Wirkung auf uns sein sicherer Bürge." So Herr Herder. 1795.

Wir räumen die Richtigkeit dieser Behauptung ein, nur leugnen wir, daß durch die Anwendung derselben auf den vorliegenden Fall der Dichter ganz gerechtfertigt, und gegen alle gegründete Vorwürfe gesichert werde.

Man durchlaufe das ganze Feld äsopischer Dichtungen, und sehe, welche von ihnen den größten Reiz haben, und das lebhafteste Vergnügen gewähren. Ohnstreitig doch diejenigen, worin die Thiere, bey ihrem zur Vernunft erhöhten Instinkt, alle ihre thierischen Neigungen, ihre ganze Lebens- und Handlungsweise auf das genaueste beybehalten, und (die Vernunft ausgenommen) so wenig als möglich menschliche Natur und Sitten zeigen. Je geschickter der Dichter diese verbundene Vernünftigkeit und Thierheit verträglich zu machen weiß, desto besser erreicht er seinen Zweck, desto mehr Natur, Wahrheit und Anmuth erhalten seine Dichtungen. Je weiter sich hingegen seine handelnden Wesen in ihren Sitten und Handlungen von dem Thierischen entfernen, je menschenähnlicher sie werden, desto mehr verschwindet jener feinere Reiz, und es tritt an dessen Statt in gewissen Fällen etwas Komisches, oder vielmehr blos Schnackisches, das Kinder und Leute von rohen Geschmack vergnügt, im Grunde aber eben so wenig Werth, als die Erreichung desselben Schwierigkeiten hat.

Wir berufen uns hierüber kühn auf das Gefühl aller unsrer Leser; doch gestehn wir gern, daß diese an sich gewiß richtige Theorie nicht in ihrer ganzen Strenge auf eine Composition, wie Reineke Fuchs, angewendet werden darf. Allerdings zwar würde dies geschehen müssen, wenn sie eine würkliche Epopöe, ein äsopisches Heldengedicht, wie Herr H. glaubt, wäre oder seyn sollte. Allein es scheint uns ziemlich augenscheinlich, daß der Dichter dieß gar nicht beabsichtigte. Sein Zweck war, ein satyrisch-allegorisches Gedicht zu liefern; dem komischen satyrischen Dichter aber verzeiht man mit Recht manche Vernachläßigung der Wahrscheinlichkeit, eben weil nicht Darstellung einer Handlung, nicht Ausdruck davon abhangender Empfindungen, sondern Schilderung von Sitten, Gebräuchen, Thorheiten, sein Hauptzweck ist, dem die Handlung selbst, als der minder wesentliche Theil untergeordnet ist. Da der Verf. des Reineke nicht wie ein gewöhnlicher äsopischer Fabulist Versinnlichung einfacher, moralischer Sätze beabsichtigte,

[illegible] menschliche Sitten in ihren mannigfaltigen feinen Schatti[illegible] darstellen wollte; so konnte er freylich seine Thiere nicht [illegible] ihrer Natur nach sprechen und handeln lassen. Gern [illegible] man ihm in dieser Rücksicht gewisse Ungehörigkeiten; [illegible] bleiben sie doch, was sie sind, kleine Fehler, und [illegible] sich keineswegs durch einen Machtspruch zu Schönheiten [illegible]. Das unangenehme Gefühl, das uns jedesmal beschleicht, [illegible] der Dichter ohne alle Noth und ohne den mindesten Gewinn, [illegible] einer bloßen Sucht, das vermeynte Komische einer Szene zu [illegible], seine Aktöre in Zwitter von Thieren und Menschen verwandelt, bestätigt die Richtigkeit der oben aufgestellten Behauptung, [illegible] läßt keinen Zweifel, der dichterische Werth unserer Composition würde ungleich höher angesetzt werden können, wenn ihr Urheber [illegible] so viel Geschmack und Beurtheilungskraft in der allegorischen Behandlung der Fabel, als in ihrer Erfindung und in der Darstellung seiner Beobachtungen über Welt und Menschen gezeigt hätte.

Wenn man das, was Hr. H. über das Gedichte sagt, mit dem Gedichte selbst vergleicht, so bringt sich die Vermuthung fast unwiderstehlich auf: er spreche nur aus halbdunkler Reminiscenz, (etwa wie Roußeau als er das Volksbuch Robinson Krusoe so übermäßig lobte) er habe das Gedicht vielleicht seit Jahren nicht, oder doch nur mit halben flüchtigen Blick wieder gelesen. Wie könnte er z. B. sonst sagen: „Hier ist alles fortgehende [illegible] Geschichte; nirgend steht die Fabel stille, nirgend wird sie unterbrochen." Auch bey einer flüchtigen Lektüre muß man sehen, daß das Ganze offenbar aus einer doppelten Handlung besteht. Am Ende des sechsten Gesanges ist alles durchaus wieder in der Lage, worin es sich am Anfang des ersten befand. Es beginnt eine neue Handlung, deren Verlauf ungemeine Aehnlichkeit mit der ersten hat, und die auch fast auf gleiche Weise sich endigt. Der Dichter hätte, wenn er gewollt, eben so füglich noch eine dritte, eine vierte, eine fünfte beginnen und endigen können. Hr. H. vergleicht ferner den Helden des Gedichts, den schlauen Reinecke, mit dem Achill, und sagt: er sitze in einem großen Theil des Gedichts ruhig in seinem Schlosse Malepartus. Wir wußten nicht, ob wir unsern Augen trauen sollten, als wir das lasen. Reineke ist vom Anfang bis zu Ende fast beständig auf der Bühne und immer selbst in persönlicher Theilnahme an der Handlung des Gedichts.

Ehe wir uns nun zu der Göthischen Bearbeitung desselben 1795.
wenden, wird es nicht unverdienstlich seyn, zur Bestätigung eines Theils unserer Urtheile und Aeußerungen, eine kurze Skizze des Plans voranzuschicken. Freylich wird dies nicht hinreichend seyn, die Leser zu einer Entscheidung über den Grund oder Ungrund unserer Behauptungen völlig in Stand zu setzen: hierzu ist durchaus nothwendig, daß sie das Ganze selbst lesen, und den Eindruck des Details der einzelnen Szenen aufmerksam beobachten.

Nobel, der Löwe und König der Thiere, läßt im Thierreich eine feyerliche Hofhaltung ansagen. Alle Großen des Reichs versammeln sich, nur Ritter Reinecke versäumt aus guten Gründen zu erscheinen. Alle hatten über ihn zu klagen,

— er hatte sie alle beleidigt,
Und nur Grimmbart, den Dachs, den Sohn des
Bruders, verschont' er.

Ein Kläger tritt nach dem andern auf, und fordert Rache vom König. Grimmbart sucht zwar seinen Freund und Vetter zu vertheidigen, allein allen Eindruck seiner Rede vernichtet die Erscheinung eines neuen Klägers, der den sichtlichen Beweis eines eben begangenen Verbrechens vor den Richterstuhl bringt. Es ist der Hahn, der den Leichnam einer seiner Töchter, die Reinecke erwürgt, und Hunde ihm wieder abgejagt haben, unter bittern Thränen dem Könige zeigt. Dieser wird entrüstet, hält einen Rath, und Braun, der Bär, wird abgeschickt, den Beklagten zu fordern. Dieser übernimmt den Auftrag mit vieler Zuversicht, allein Reinicke läßt ihn diese theuer bezahlen. Er empfängt ihn aufs freundlichste, packt ihn aber bey seiner schwachen Seite, dem Appetit nach Honig, lockt ihn in eine Klemme, aus der er nur mit Noth das Leben rettet, und einen Theil seiner Klauen und seines Fells im Stich lassen muß. Kein besseres Schicksal hat der zweyte Bote, der Kater Hinze, den R. gleich muthwillig und boshaft in die Falle führt. Keiner will sich zur dritten Ladung brauchen lassen, und nun erbietet sich Grimmbard, der die Rache des erbitterten Königs fürchtet, seinen Vetter selbst zu hohlen. Reinecke giebt seinen Vorstellungen Gehör, und beyde treten in Gesellschaft die Reise nach Hofe an. Unterwegs legt Reinecke dem Vetter eine Generalbeichte über seine Sünden ab, und wird

1795. von ihm absolvirt. Sie kommen am Hofe an; R. wird gerichtet und verdammt. Seine wenigen Freunde treten muthlos zurück, und seine ärgsten Feinde, der Wolf, der Bär und der Kater schleppen ihn nach dem Galgen, an dem er seine Verbrechen ausbüßen soll. Schon steht er auf der Leiter, schon scheint alles verlohren, als sich sein Genie in vollem Glanze zeigt — — er denkt

gelänge mirs nur zum Worte zu kommen,
Wahrlich sie hingen mich nicht, ich lasse die Hoffnung nicht fahren.

Er versucht es, zum Worte zu kommen, und es gelingt ihm. Sie hängen ihn nicht, er schwatzt sich glücklich vom Galgen herab, schmeichelt sich von neuem in die Gunst des Königs und vorzüglich der Königinn ein, und bringt seine Gegner in Schimpf, Schande und Kerker. Die Rede und das ganze Betragen, wodurch er dieß auf eine Art möglich macht, daß gewiß niemand die geringste Unwahrscheinlichkeit in dem ganzen Verlauf der Sache finden wird, ist in der That meisterhaft. Wer hätte so eine feine Kenntniß des menschlichen Herzens von einem Dichter in jenen finstern Zeiten erwartet? Der größte und originellste Dichter der kultivirtesten Nation dürfte auf diese Erfindung stolz seyn: Fast jedes Wort ist ein Meisterzug. Der Delinquent fängt damit an, sich ganz schuldig, und sein Schicksal als die gerechteste Strafe anzuerkennen. Wenn er Gehör verlangt, so geschieht es einzig, diejenigen, die er so gröblich beleidigt, um Verzeihung zu bitten, und eine allgemeine Beichte abzulegen:

— — damit nicht ein andrer
Etwa dieses und jenes, von mir im Stillen begangnen
Unverkannten Verbrechens dereinst bezüchtiget werde:
So verhüt' ich zuletzt noch manches Uebel und hoffen
Kann ich, es werde mirs Gott in allen Gnaden gedenken.

So künstlich weiß er Mitleid und Neugier zugleich zu erregen. Er erzählt einige seiner Bübereyen, verflicht aber auf eine geschickte Weise den Wolf, mit dem er gemeine Sache gemacht

haben will, mit in die Erzählung, und stellt alles so listig, daß 1793.
das Gehäßigste allein auf seinen Feind fällt. Sie hätten beyde gemeinschaftlich geraubt und gestohlen, immer aber habe Isegrimm das Beste von der Beute, und oft alles, für sich behalten:

Aber Gott sey gedankt, ich litt deswegen nicht Hunger,
Heimlich nährt' ich mich wohl von meinem heimlichen Schatze,
Von dem Silber und Golde, das ich an sicherer Stätte
Heimlich verwahre; deß hab ich genug. Es schafft mir wahrhaftig
Ihn kein Wagen hinweg, und wenn er siebenmahl führe.

Und es horchte der König, da von dem Schatze gesagt ward,
Neigte sich vor und sprach: von wannen ist er euch kommen?
Saget an! Ich meyne den Schatz. Und Reinecke sagte:
Dieses Geheimniß verhehl' ich euch nicht; was könnt' es mir helfen?
Denn ich nehme nichts mit von diesen köstlichen Dingen.
Aber wie ihr befehlt, will ich euch alles erzählen:
Denn es muß nun einmahl heraus; um Liebes und Leides
Mögt ich wahrhaftig das große Geheimniß nicht länger verhehlen.
Denn der Schatz war gestohlen. Es hatten sich viele verschworen,
Euch, Herr König, zu morden, und wurde zur selbigen Stunde
Nicht der Schatz mit Klugheit entwendet, so war es geschehen.
Merket es, gnädiger Herr! Denn euer Leben und Wohlfahrt

Hing an dem Schatz. Und daß man ihn stahl, das brachte dann leider,
Meinen eigenen Vater in große Nöthen, es bracht ihn
Frühe zur traurigen Fahrt, vielleicht zu ewigem Schaden;
Aber, gnädiger Herr, zu euerm Nutzen geschah es.

Und die Königinn hörte bestürzt die gräßliche Rede,
Das verworrne Geheimniß von ihres Gemahls Ermordung.
Von dem Verrathe, vom Schatz, und was er alles gesprochen.
Ich vermahn' euch, Reinecke, rief sie: bedenket! die lange
Heimfahrt steht euch bevor, entladet reuig die Seele;
Saget die lautere Wahrheit, und redet mir deutlich vom Morde.
Und der König setzte hinzu: ein jeglicher schweige
Reinecke komme nun wieder herunter, und trete mir näher,
Denn es betrifft die Sache mich selbst, damit ich sie höre.

Reinecke, der es vernahm, stand wieder getröstet; die Leiter
Stieg er zum großen Verdruß der Feindlichgesinnten herunter;
Und er nahte sich gleich dem König' und seiner Gemahlinn,
Die ihn eifrig befragten, wie diese Geschichte begegnet.

Da bereitet er sich zu neuen gewaltigen Lügen
2c.

Durch diese mit der größten Kunst ersonnene Reihe wahrscheinlicher Erdichtungen und Verläumdungen erreicht er seinen Zweck vollkommen, und nur Eine Schwierigkeit ist noch übrig. Der König, wie man denken kann, will den Schatz nun auch haben; er soll ihn zeigen — und auch aus dieser großen Verlegenheit zieht er sich als Meister. Auf eine ungemein sinnreiche Weise macht er den König vollkommen sicher, und öffnet sich durch

eine neue Lüge freyes Feld. Er giebt vor, im Bann des Pabstes zu seyn; er müsse nach Rom pilgern, und sich dort Ablaß hohlen. Der König darf und will ihn von diesem frommen Werke nicht abhalten; er entläßt ihn gnädig, und nun ist Reinecke da, wohin er wollte. Hier läuft aber auch, genau genommen, die Handlung des Gedichts zu Ende, und eine neue beginnt. Reinecke ist nun frey; er spottet des Königs, und begeht von neuem eine Menge Verbrechen und Missethaten, die den Zorn des Monarchen heftiger als vorher reizen. Schon ist es beschlossen, ihn in seiner Veste Malepartus zu belagern, als der Dachs ihn abermals in Person von der drohenden Gefahr unterrichtet, und bewegt, sich zum zweytenmahl vor Gericht zu stellen. So groß diese Verwegenheit ist, so glücklich weiß er sich doch aus dieser zweyten, noch dringendern Noth zu retten. Die Schilderung dieser Szene ist eben so meisterhaft, als die der ähnlichen im ersten Theil des Gedichts. Der schlaue Betrüger weiß, daß Ueberraschung sicherer wirkt, als Gründe, und daß bey der großen Menge noch nichts verlohren ist, wenn nur ein enthüllter Betrug sogleich wieder durch einen neuen bemäntelt wird. Reinecke erschien das erstemahl vor seinen Richtern demüthig, ergeben; jetzt kommt er keck und trotzig. Das Erstaunen über seinen Muth, seine Unbefangenheit, die eine gänzliche Unschuld vorauszusetzen scheinen, macht einen für ihn höchst günstigen Eindruck. Er weiß alles gegen ihn vorgebrachte so meisterhaft zu drehen und zu verdrehen, daß er ganz unschuldig und seine Widersacher als muthwillige und boshafte Verläumder erscheinen, und er giebt ihnen zu ihrem Schaden noch den giftigsten Spott. Er beredet den König, die an ihn geschickten Boten (die er theils gemißhandelt, theils erwürgt hatte) hätten die ihnen anvertrauten Kostbarkeiten veruntreut. 1795.

Jedermann glaubt' ihm; er hatte die Schätze so zierlich beschrieben,
Sich so ernstlich betragen, er schien die Wahrheit zu reden.
Ja, man sucht ihn zu trösten, und so betrog er den König,
Dem die Schätze gefielen, er hätte sie gerne besessen,
Sagte zu Reinecken: gebt euch zufrieden, ihr reiset und suchet

1795. Weit und breit das Verlohrne zu finden, das mögliche thut ihr,
Wenn ihr meiner Hülfe bedürft, sie steht euch zu Diensten — —

Nur Isegrimm kann diese Wendung der Sache nicht ertragen; er fordert Reinecken zum Zweykampf. Dieser geht mit allen Feyerlichkeiten eines Ritterkampfs vor sich, und auch hier wird der Schlauere durch Betrug und Geschicklichkeit Sieger des Stärkern. Der König überhäuft ihn mit Ehren- und Gnadenbezeigungen:

Euch, als edlen Baron, will ich wie vormahls im Rathe
Wieder sehen, ich mach euch zur Pflicht, zu jeglicher Stunde
Meinen geheimen Rath zu besuchen. So bring ich euch wieder
Völlig zu Ehren und Macht, und ihr verdient es, ich hoffe.
Helfet alles zum Besten wenden, ich kann euch am Hofe
Nicht entbehren, und wenn ihr die Weisheit mit Tugend verbindet,
So wird niemand über euch gehen, und schärfer und klüger
Rath und Wege bezeichnen. Ich werde künftig die Klagen
Ueber euch weiter nicht hören. Und ihr sollt immer an meiner
Stelle reden und handeln als Kanzler des Reichs. Es sey euch
Also mein Siegel befohlen, und was ihr thuet und schreibt
Bleibe gethan und geschrieben. — So hat nun Reinecke billig
Sich zu großer Liebe geschwungen, und alles befolgt man
Was er räth und beschließt, zu Frommen oder zu Schaden . . .

In Begleitung seiner nun zahlreichen Freunde zieht er nach seiner Veste. Der Dichter schließt mit folgendem, zu der ganzen Handlung des Gedichts sehr wenig passenden Epiphonem: 1795.

Hochgeehrt ist Reinecke nun! Zu Weisheit bekehre
Bald sich jeder, und meide das Böse, verehre die Tugend!
Dieses ist der Sinn des Gesangs, in welchem der Dichter
Fabel und Wahrheit gemischt, damit ihr das Böse vom Guten
Sondern möget und schätzen die Weisheit, damit auch die Käufer
Dieses Buches vom Laufe der Welt sich täglich belehren.
Denn so ist es beschaffen, so wird es bleiben, und also
Endigt sich unser Gedicht von Reineckens Wesen und Thaten:
Uns verhelfe der Herr zur ewigen Herrlichkeit. Amen! — —

So wird es bleiben! Dieser trostlose Gedanke gehört nicht dem alten Dichter; er ist einer von den wenigen Zusätzen und Einschiebseln, die Hr. v. Göthe sich erlaubt hat. Diese sind indeß weder zahlreich, noch beträchtlich genug, um seine Arbeit zur Nachahmung zu machen. Sie ist Uebersetzung, aber meisterhafte Uebersetzung: mit aller Freiheit der Worte und Wendungen verbindet sie fast überall die höchste Treue in Darstellung des Sinnes und Geistes. Gereimte, jambische Quadernarien — die Versart des Originals — hätten sich vielleicht zu dieser Art von Gedichten noch besser geschickt, wenigstens hätte es ihm gewiß manchen Leser verschafft, den nun der Hexameter zurückstößt. Diese Versart ist in Deutschland, den vereinten Bemühungen so vieler Dichter ohnerachtet, noch immer keine populäre Versart, und wird es schwerlich jemals werden. Freylich würde der kurze gereimte Jambe, der Knittelvers (trotz dieses Namens) mehr Mühe gemacht haben, als der gravitätische Sechsfüßler, in dem es sich bey einiger Uebung leicht zu einer gewissen Fertigkeit bringen läßt. Uebrigens haben die Hexameter unsers Dichters, wie die Leser zum Theil schon aus den angeführten Stellen ersehen haben werden, große Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und einen Wohlklang, den man in den Werken unserer verskünstelnden Pedanten, die mit fruchtlosem Tiefsinn über die Stellung der verschiedenen Sylbenfüsse, über die Verhältnisse der Spondäen,

1795. Amphimacer ꝛc. grübeln und brüten, denen die Natur aber feines Gehör und gesunden Takt versagt hat, vergebens sucht. Die Vergleichung einer einzigen Szene des neuen Reinecke mit dem plattdeutschen Original, das wir derselben zur Seite setzen wollen, wird hinreichend seyn, sich einen ziemlich vollständigen Begriff von der Art und Weise zu machen, wie Hr. v. Göthe bey seiner Arbeit zu Werke gegangen, und vielleicht reizt die komische Laune und die treffende Satyre dieser Probe, die wir aus dem 8. Gesang, (Original 2. B. 7. Kap.) der abermahligen Beichte Reinecke's auf der zweyten Reise nach Hof, wählen, manchen, das Gedicht ganz zu lesen.

S. 279. Durch die Welt sich zu helfen ist ganz was eignes; man kann sich
Nicht so heilig bewahren, als wie im Kloster, das wißt ihr.
Handelt einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger.
Lampe reizte mich sehr, er sprang herüber, hinüber,
Mir vor den Augen herum, sein fettes Wesen gefiel mir,
Und ich setzte die Liebe bey Seite; so gönnt ich Bellinen**)
Wenig Gutes. Sie haben den Schaden, ich habe die Sünde,
Aber sie sind zum Theil auch so plump, in jeglichen Dingen
Grob und stumpf. Ich sollte noch viel Ceremonien machen?
Wenig Lust behielt ich dazu. Ich hatte von Hofe

(Nach der Frankfurter Ausgabe 1575, Blattſ. 172. b.)

De nu dorch de werlt ſchal varen
De kan ſick nicht ſo hillig bewaren
Alſe ein geiſtlick de in ein Kloſter höret
Ich wart von Lampen ſehr beköret
He ſpranck vor my, vnd was ſehre vett,
Alſo wart de leve tho rügge geſett
Bellyne ick ock nich ſehre günde,
Alſo hebben ſe den Schaden vnd ick de ſünde.
Se ſint ock ein deel ſo rechte plnmp,
In allen ſacken groff und ſtump.
Ich ſcholde do vele mit en credencien,
Des hadde ick do nene grote conſciencien.
Wente ick mit angſte ſcheydede uth dem Hoff

Mich mit Aengsten gerettet, und lehrte sie dieses und jenes, 1795.
Aber es wollte nicht fort. Denn jeder sollte den Nächsten
Lieben, das muß ich gestehen. Indessen achtet ich diese
Wenig, und tod ist tod, so sagt ihr selber. Doch laßt uns
Andere Dinge besprechen: es sind gefährliche Zeiten
Denn wie geht es von oben herab! Man soll ja nicht reden;
Doch wir anderen merken darauf, und denken das unsre.

Raubt der König ja selbst, so gut als Einer; wir wissens.
Was er selber nicht nimmt, das läßt er Bären und Wölfe
Hohlen, und glaubt, es geschehe mit Recht. Da findet sich keiner,
Der sich getraut, ihm die Wahrheit zu sagen, so weit hinein ist es
Böse, kein Beichtiger, kein Caplan, sie schweigen! Warum das?
Sie genießen es mit, und wär nur ein Rock zu gewinnen.
Komme dann einer und klage! der haschte mit gleichem Gewinne
Nach der Luft, er tödtet die Zeit, und beschäftigte besser

Ick underwysede se, men idt was tho groff
Ick schall jo leef hebben myn gelicke,
Wente der Wahrheit kan ick nicht wyken.
Deren achtede ick nicht sehre groth,
Doch de dode ys, moth bliven dodt
So sprecke gy sülve up der stede
Latet uns seggen van anderer rede.
Idt is nu eine varlike tydt,
Wente de Prelaten de nu sydt.
Se gan uns vor, so men wach seen,
Dat merke wy anderen grot und kleen.
Wol is, de des nicht gelövet?
Dat de köningk ock mede rovet?
Ja isset, dat he idt nicht nimpt sülven,
He leth idt doch halen by Baren und Wulven.
Doch menet he all, he do idt mit recht,
Nemandt is, de em de warheit secht.
Edder de dör sprecken: ydt is övel gedan,
Nicht syn Bichtvader: noch de Capellan.
Worumme? Wente se geneteus al mede,
Were jdt ock men tho einem Klede.
Wil jemant kamen, und wil klagen,

Sich mit neuem Erwerb. Denn fort ist fort, und was einmahl
Dir ein Mächtiger nimmt, das hast du besessen. Der Klage
Giebt man wenig Gehör, und sie ermüdet am Ende.
Unser Herr ist der Löwe, und alles an sich zu reißen
Hält er seiner Würde gemäß. Er nennt uns gewöhnlich
Seine Leute. Fürwahr, das Unsre, scheint es, gehört ihm.

Darf ich reden, mein Oheim? Der edle König, er liebt sich
Ganz besonders Leute, die bringen — und die nach der Weise,
Die er singt, zu tanzen verstehen. Man sieht es zu deutlich.
Daß der Wolf und der Bär zum Rathe wieder gelangen,
Schadet noch manchem. Sie stehlen und rauben; es liebt sie der König.
Jeglicher sieht es und schweigt; er denkt an die Reihe zu kommen.
Mehr als vier befinden sich so zur Seite des Herren

Ja he mach vüste na jagen.
He vorspilde men vnnütte tydt,
Wat men em nimpt, det is he quidt.
Syne klage wert nicht vele gehört.
He dör nit leste nicht sprecken ein wordt.
Wente desses ys he stedes andechtich,
Dat em de Könink is tho mechtig.
Wente de Louwe ys unse Here,
Und hölt idt alle vor grote ehre.
Wat he men tho sick rapen kan,
He spreckt, wy sint alle syne man.
Dat is noch nene grote Eddelichkeit,
Dat he den vndersatten schaden deit.
Seet Ohem, wann ick et seggen dörste,
De Könink ys ein eddel Förste,
Men he hefft leef den, de em veele bringet,
Und de so dantzet alse he vörsinget.
Idt ys noch nicht alle so klare,
Dat nu de Wulffe und ock de Bare
Mit dem Köninge wedder gahn tho rade,
Dat will noch mannigen bringen schade.
He settet up se groten geloven,
Se können vele stelen und roven.

Ausgezeichnet vor allen, sie sind die größten am Hofe. 1795.
Nimmt ein armer Teufel, wie Reinecke, irgend ein Hühnchen,
Wollen sie alle gleich über ihn her, ihn suchen und fangen,
Und verdammen ihn laut mit Einer Stimme zum Tode.
Kleine Diebe hängt man so weg, es haben die großen
Starken Vorsprung, mögen das Land und die Schlösser verwalten.
Sehet, Oheim, bemerk ich nun das, und sinne darüber,
Nun, so spiel ich halt auch mein Spiel, und denke daneben
Oefters bey mir, es muß ja wohl recht seyn, es thun es so viele!
Freylich regt sich dann auch das Gewissen, und zeigt mir von ferne
Gottes Zorn und Gericht, und läßt mich das Ende bedenken.
Unrecht Gut, so klein es auch sey, man muß es erstatten.
Und da fühl ich denn Reu im Herzen, doch währt es nicht lange.

Ein jtzlick denne mede stille swigt,
Jdt ys alleins, wo men dat kright.
Süs hefft de Louwe nu, unse Here,
Desser mehr by sick, dann vere.
De stahn nu sehr in synem lave,
Und sint die grötesten in sinem Have.
Arm man Reinke, nimpt de men en hon,
Dar willen se alle denne vele umme don.
Den willen se denne soeken und vangen,
Ja se ropen alle, men schal em hangen.
De kleinen deve henget men wech,
De groten hebben nu stark vorhech.
De möten vorstan Börge und Landt,
Seet Ohem, so ick dith hebbe erkannt.
Und wann my dith kumpt tho sinne
So spele ick ock na mynem gewinne.
Ick denke vaken, jdt ys so recht,
Wente men nu des vele plecht.
Doch wröge ick vaken myne concientie,
Und denke denne up Gades sententie,
Dat men unrecht gut, wo klein jdt ook ys,
Wedder geven moth, das ys gewiß.

Ja, was hilft dichs, der Beste zu seyn, es bleiben die Besten
Doch nicht unberedet in diesen Zeiten vom Volke.
Denn es weiß die Menge genau nach allem zu forschen.
Niemand vergessen sie leicht, erfinden dieses und jenes;
Wenig Gutes ist in der Gemeine, und wirklich verdienen
Wenige darunter auch gute, gerechte Herren zu haben.
Denn sie singen und sagen vom Bösen immer und immer;
Auch das Gute wissen sie zwar von großen und kleinen
Herren, doch schweigt man davon, und selten kömmt es zur Sprache.

So kame ick denne tho groter ruwe,
Men nicht lange ick hyr up buwe.
Wenn ick see der Prelaten stadt,
De etliker wegen nu ys sehr quadt.
Doch sint vele Prelaten in dem talle,
De dennoch gerechticheit beleven alle.
Dith were wol best, kondte ick my vorwinnen,
Dat ick den volgede mit all mynen sinnen.
Seet, Grimbart, sprach Reinecke vordan,
De nu dorch de werlt moth gahn,
Und süeth also der Prelaten städt,
Ein deel sint gut, ein deel sint quäd,
He valt in sünde, eher he jdt weit,
Wann he dem bösen nicht wedderstreit.
Vele Prelaten sint gut vnd gerecht,
Noch bliven se darumme nicht unbesecht.
Van der Meinheit in dessen dagen,
De dat quade stedes können uth vragen,
Vnd erer darmit nicht vergetten,
Können ock noch wol mehr dartho setten.
So böse js nu ock de Meinheit,
Darumme jdt süs vaken gheit.
Dat vele underdane nu nicht sint werdich,
Tho hebben de Herren, gut unnd rechtferdich.
Dat quade se vaken sprechen vnd singen,
Men wetten se wat van guten Dingen
Van etliken Heren groth effte klein,

„Doch das schlimmste find ich den Dünkel des irrigen Wahnes, 1795.
„Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Taumel
„Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
„Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
„Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
„Wenn die Thoren verschwenden, im mäßigen Leben erfreuen,
„Aber wie sollte die Welt sich verbessern? Es läßt sich ein jeder
„Alles zu, und will mit Gewalt die andern bezwingen.***)"
Und so sinken wir tiefer und immer tiefer ins Arge.
Afterreden, Lug und Verrath, und Diebstahl und falscher
Eydschwur, Rauben und Morden, man hört nichts anders erzählen.
Falsche Propheten und Heuchler betrügen schändlich die
Menschen u. s. w.

Dat wert vorswegen nit gemein.
Nicht spreken se dat, so drade aver ludt,
Wo scholde jümmer der welt scheen gudt.
De werlt ys voll van achterklapperye,
Voll lögen, voll untruwe, voll deverye,
Vorradent, valsche eede, roff und mordt,
Also danes wert un gantz vele gehördt.
Valsche Propheten, valsche Ypocriten,
Ja desse nu de werlt meist beschyten ꝛc. ꝛc.

---

*) Hr. Herder gedenkt der Hypothese von Eccard, der zu folge bey dem ganzen Gedicht ein einzelnes historisches Factum zu Grunde liegen, und Reinecke ein fränkischer Edelmann, ein Herr von Fuchs oder Voß gewesen seyn soll. Diese blos, aus der Luft gegriffene Vermuthung verwirft er mit allem Recht, unbegreiflich aber ist es uns, wie er hinzusetzen konnte: „Wenn alle Herren von Fuchs und Voß aussterben, stirbt „das Geschlecht der Reinecke zum Besten der Welt (!!) nie aus, und „so lange es Löwen, Dächse, Bären giebt, wirds den Füchsen wohlgehn, „für die Hof und Welt gemacht zu seyn scheinen."

**) Bellin, der Widder, den Reinecke durch Verrätherey ums Leben gebracht, und Lampe, der Hase, den er selbst verzehrt hatte.

***) Diese acht Verse sind ein Zusatz des neuen Dichters, aber ganz im Geist und der Manier des Alten! Ein herrliches Wort zu seiner Zeit!

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste,
Leipzig, 1795, 54. Band, 2. Stück, pag. 243—274.

1795. **Göthe's neue Schriften. Zweyter Band. Berlin, bey Unger 1794. 1 Alphabet 8 Bogen in Oktav. 1 Rthl. 8 gl.**

Das Gedicht: Reinecke Fuchs, in zwölf Gesängen, macht den einzigen Inhalt dieses Bandes aus. Es ist eine Umarbeitung des bekannten, und immer noch in mehr als einer Rücksicht schätzbaren, altdeutschen Gedichts dieses Namens, in Hexametern. Modernisirung ist es nur von Seiten der Sprache, nicht des Inhalts, der noch, wie es billig war, das Gepräge seiner Entstehungszeit an sich trägt, und im Ganzen unverändert geblieben ist. Besser konnte für die Wiederbelebung dieses Denkmals unsrer frühern Dichtkunst und für die Erhaltung des reichen Scharfsinnes und der vielen wahren Weisheit und Belehrung, die unter der Allegorie dieses Gedichts verschleyert liegt, nicht gesorgt werden, als durch diese meisterhafte Behandlung desselben, durch die es jedem wieder lesbar werden, und aufs neue in Umlauf kommen wird. Wahrlich eine ganz andre Art von Wiederherstellung, als diejenige war, die Gottscheb einst, in seiner ansehnlichen Ausgabe des Reinecke Fuchs durch eine Umkleidung in matte neuere Prose versuchte. Freylich hat das Original an dichterischem Werthe dadurch nicht wenig gewonnen; überall aber merkt man die weise Schonung, des neuen Dichters, dem der Werth dieses antiken Gemäldes zu lieb war, um ihm seine ursprüngliche Ansicht und Haltung durch einen zu stark und blendend aufgetragenen Firniß zu benehmen. Man muß es in der That bewundern, daß der hexametrische Gang, der sich durchaus, bey allem Adel und Wohlklange, vom Pompe des höhern Epischen entfernt hält, in einem so hohen Grade das Leichte, Treuliche und Natürliche des Tons behauptet, wodurch dies Gedicht in seiner Urgestalt dem Kenner so sehr behagt. Aus dieser weisen und schonenden Behandlung des Ganzen ergiebt sich am besten, daß Gellert in seiner lateinischen Abhandlung über die Fabelpoesie wohl nicht ganz richtig urtheilte, wenn er glaubte, es wären im Reinecke Fuchs nur die zerstreuten Glieder einer Fabel, die erst durch Kunst müßten verfeinert und gehörig verbunden werden, ehe sie gefallen könnten.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1795, 17. Band, 2. Stück, pag. 311.



1796.

Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman. Herausgegeben von **Göthe. Dritter** Band. Frankfurt und Leipz. 1795. 1 Alph. 1 fl. 12 kr. 1796.

Die erste Hälfte dieses dritten Bandes ist ganz dramaturgisch, und die andere enthält die Bekenntnisse einer schönen Seele, oder eines Frauenzimmers von Stande, das einem gutartigen Pietismus ergeben ist. Was nun die erste Hälfte anbetrift, so ist nicht zu läugnen, daß für einen großen Theil der Leser der Inhalt nicht sehr anziehend seyn wird; allein Kenner werden die darinn enthaltenen ästhetischen Bemerkungen sehr schätzbar finden. —

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1796, 1. Januar.

Berlin.

Bey J. F. Unger: Göthe's neue Schriften. Fünfter Band. 1795. Nebst einem zweyten Titel: Wilhelm Meister's Lehrjahre, ein Roman, herausgegeben von Göthe. Dritter Band. 371 S. in Octav. — Göthe's neue Schriften. Sechster Band. Eben daselbst. 1796. Oder nach dem zweyten Titel: Wilhelm Meister's Lehrjahre. Vierter Band. 507 Seiten in Octav.

Es wird uns erlaubt seyn, bey der Anzeige dieser beiden letzten Bände des Göthischen Romans uns auf die Nachricht zu beziehen, welche wir unsern Lesern von den erstern Bänden zu

1796. seiner Zeit mitgetheilt haben (G. A. 1795*) S. 1177 ff.). Hierzu halten wir uns um so mehr berechtigt, als wir dadurch unnützen Wiederhohlungen ausweichen; denn diese beiden letzten Bände haben unser dort gefälltes Urtheil, nach unserer Meinung, nur bestätigt, und neue Belege zu demselben gegeben. Die Fabel haben wir bey der Anzeige der erstern Theile nicht ausgehoben, weil man ohnehin damit zu spät bey denen kommt, welche diesen Dichter lieben und ehren, da sie den Roman gewiß schon gelesen hatten, ehe ihnen die Nachricht dieser Blätter zur Gesicht kam; wir denken auch bey der Anzeige dieser Bände nur wenig davon auszuheben, indem hier, wie dort, der Dichter auf den Faden, an welchen die einzelnen Scenen gereihet sind, weniger Fleiß als auf die Situationen verwendet hat. Dieß erhellet selbst aus der Art, wie in diesen Bänden die Entwickelung geschieht, und den einzelnen Partieen Einheit geschafft werden soll. Meister verläßt das Theater, auf dem er gespielt hat, in der Mitte des dritten Theils, um den Auftrag seiner unglücklichen Freundinn Aurelie auszurichten, ihrem ungetreuen Liebhaber den Brief zu überbringen, den sie sterbend diesem hinterließ. Meister sucht diesen Lothario auf seinem Schlosse auf, und hier und auf dessen Schwester Landsitze finden sich die Personen, die bisher aufgetreten sind, meist wieder; die räthselhaften werden dem Leser enträthselt, einige andere treffen dazu, um Auskunft zu geben. Die Begebenheiten häufen und drängen sich, und Meister findet endlich in Lothario's Schwester seine Gräfinn und seine Amazone wieder, die ihm im Wald erschien, und er gewinnt dieser letztern Herz und Hand zum schönen Lohn für seine mühevolle Jugend. Ein Italiäner findet sich eben daselbst ein, um über die beiden mystischen Wesen, Mignon und den Harfenspieler, eine geschichtliche Auskunft zu geben. Hier findet Meister endlich einen Aufschluß über sein bisheriges Leben selbst, und wie er von unsichtbaren Obern unsichtbar geleitet ward. In einem alten Thurme auf Lothario's Landgütern treibt eine geheime Gesellschaft ihr Wesen, die auf eine Weise mit Erziehung der Menschen, die in ihren Kreis kommen, sich beschäftigt, welche von den Zöglingen nicht mit uneingeschränktem Danke aufgenommen zu werden verdient. — Schon aus diesem Wenigen, was wir von dem Plan erwähnen, sieht das Wunderbare, Romantische und Geheimnißvolle

*) Vom 25. Julius.

hervor, und ein Mehreres wird man in dem Ganzen selbst finden. 1796.
Göthe versteht es sonst, den allereinfachsten Plan zu halten und zu beleben; es hat ihm dießmahl das Gegentheil gefallen, aber der größere Theil der Leser wird jene einfache Weise vorziehen. Die Begebenheiten drängen sich so, und sind so verwickelt, daß meist nur ein deus ex machina helfen kann, der denn auch der Verwirrung gewöhnlich ein Ende macht. Der Kritiker findet Gelegenheit, Manches über das ästhetisch Wahrscheinliche und Unwahrscheinliche vorzubringen, und der Dilettant verliert leicht den Faden und die schöne Täuschung. — Uns hat dieß indeß wenig angefochten; wir hatten frühe dem Vergnügen entsagt, was aus der Einheit und Harmonie der einzelnen Theile einer Dichtung entspringt; wir hielten uns an einzelne Scenen: dieß haben wir auch bey diesen Bänden gethan, und haben uns wohl dabei befunden. Allein ehe wir einige derselben ausheben, dem angehenden Künstler sie zum Studium empfehlen, und überhaupt denen, welche das Buch gelesen haben, zu einer frohen Erinnerung behülflich sind, sey es uns erlaubt, noch Einiges über das Ganze zu bemerken. — Es scheint, der Dichter habe den Zweck bey seiner Dichtung gehabt, eine vielseitige Bildung des Menschen zu empfehlen, vor einseitiger Bildung und dem einseitigen Urtheile über das Wesen Anderer zu warnen, und die so oft versäumte Bildung des Geschmacks und des Urtheils über Kunst den Menschen und ihren Erziehern an das Herz zu legen. Er ist nicht dafür, daß alle Menschen nach gleicher Schnur gemessen werden sollen; er will, daß, indeß der Eine vorzüglich diese Anlage bildet, der Andere eine andere bilde, wozu ihn seine Neigung, sein Temperament, oder Charakter am meisten führt; denn, wie es hier heißt, nur alle Menschen machen die Menschheit aus. Dieß ist auch die Meinung der scheinbar toleranten Mauerer in dem alten Thurme; doch sie gehen noch einen Schritt weiter, indem sie jeden, seine Natur, wie es hier heißt, selbst bilden, und Jeden aus der Irre sich selbst wieder herauswinden lassen, in die er sich verwickelt hat. Mit diesen Sätzen sind wir nur zur Hälfte einverstanden; diese Art zu erziehen, kann leicht in Verwilderung ausarten, und dazu giebt es auch hier Beweise; wir sind vielmehr Natalien's System ergeben, die sehr wahr und richtig sagt: Wer nicht im Augenblick hilft, scheint nie zu helfen. Eben so nöthig scheint es mir, gewisse Gesetze auszusprechen, und

1796. den Kindern einzuschärfen, die dem Leben erst einen Halt geben. Ja, ich möchte beynahe behaupten, es sey besser, nach Regeln zu irren, wenn uns die Willkühr unserer Natur hin und her treibt; und wie ich die Menschen sehe, scheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entschieden ausgesprochenes Gesetz ausgefüllt werden kann. — Dieß ist aus unserm Herzen geschrieben, wenn erst die Achtung dem Gesetze bezahlt ist, welches in der Brust eines Jeden lebt, das die Vernunft Jedem gebietet, dann mag Jeder die Bildung eines Talentes ergreifen, die seinem Sinn und Wesen am meisten zusagt; er mag suchen, bis er dieß findet; aber die sittliche Bildung muß zuerst geschehen, dazu muß man helfen, weil diese schlechthin von Jedem gefordert werden muß. Die Toleranz hebt dann erst an, wenn jene Schuld bezahlt ist. Die Männer im Thurm scheinen nicht zur stricten Observanz zu gehören; dem schwankenden Helden des Romans hätten sie früher eine Stütze bieten sollen, die seine irrende Vernunft suchte, oder von der seine Vernunft vielmehr durch Neigungen, Triebe, Leidenschaften und Affecte immer hinweggescheucht ward. Und doch führen ihn diese Thurmbewohner bey aller anscheinenden Toleranz, aber sie führen ihn auf eine gefährliche Weise. Sie geben ihm das Licht, sie sprechen den Lehrling los, allein sie thun es immer auf eine Art, die den Armen nur immer mehr verwirrt. Seine Phantasie war krank, man konnte sie heilen; diese konnte der Vernunft untergeordnet werden, und da konnte sie, die ihn jetzt immer verwirrte, zur reichsten Quelle der beseligendsten Freuden umgeschaffen werden. Allein der Hokus Pokus, wie Jarno sehr richtig diese entlehnten Logen-Mysterien nennt, bleibt für solche Menschen, wie Meister, mehr verwirrend als belehrend. Von dem Geiste an, der in Hamlet die sonderbare Geisterrolle spielt, bis zu Mignon's Todtenfeyer, wie kann dieser schwache Meister zu Athem kommen? Er ist krank, sie wollen ihn sich selbst heilen lassen, und bieten ihm eine Arzney, die sein Fieber immer vermehrt. Diese Art, die Menschen zu führen, nennen sie Toleranz; sie spioniren, sie haben ihre Eilboten, ihre geheimen Wächter und Plane; sie mögen gern das Schicksal spielen; sie haben unsichtbar ihre Hände in Allem, und fast auf alle Personen Einfluß. Wir lieben mehr, unsern Weg für uns zu gehen, an Natalien's Gesetz uns fest zu halten, und an der Brust eines freyen Freundes uns Raths zu erhohlen, wenn wir

dessen bedürfen. Wir danken den Illuminaten für ihre Dienste, 1796.
wir wollen sie nicht; sie sprechen von Toleranz: wir halten sie für Despoten. Meister ahndet so Etwas, aber der Schwache kann der Ueberlegenheit nie dauernd widerstehen; er läßt sich immer in Sophismen und den Blendwerken der Phantasie fangen. Wir wünschen, daß Natalie ihn stütze und zum freyen Manne mache, er bedarf es sehr. — Wir wissen wohl, der Dichtung Zweck ist nicht, zu lehren, und Malebranche hätte besser gethan, zu Hause zu bleiben, als in das Schauspiel zu gehen, wenn er nach geendigtem Stücke nichts weiter zu sagen wußte, als: Was lehret dieß, was beweiset dieß nun? Allein wenn der Dichter selbst die Schranken umwirft und in die Sätze der Moral greift, so kann man auch darnach ihn nur richten. — Eine zweyte Bemerkung über das Ganze ist die vortreffliche Kunst des Dichters, alle Charaktere zu idealisiren. Ueber die Wahl der Charaktere mag man mit Recht kritteln, aber dichterisch sind alle behandelt; sie sind zum Theile ergriffen aus der gewöhnlichen Welt, sie sind aber durch des Künstlers Hand der Dichterwelt zugeeignet und da eingebürgert worden. Die Wahrheit ihrer Individualität hat dabey nicht gelitten, so wie der geschickte Mahler ein treues Bild entwerfen kann, wozu ein Jeder das Original gleich erkennt, ohne doch so häßlich es zu geben, als es von Natur war. Dieß ist Göthe's große Kunst, durch die er auf alle diejenigen, welche Ideale kennen und lieben, eine so magische Wirkung hervorbringt; darum aber ist er auch gerade nicht der Dichter des großen Haufens. Zum Beyspiele mag Philine dienen, die, so wie Friedrich, eben gerade etwas sehr irdischer Abkunft ist. Dieß Mädchen zieht an durch seine Einfälle, und sie singt ein Lied (B. 3. S. 99), wie schwerlich sonst eine Philine singen mag, in welchem sie die Mysterien der Liebe enthüllt, welche die Nacht mit ihrem dunkeln Flor bedeckt, wo —

vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergießt.

Es kann nicht leicht etwas Gefälligeres gedacht werden, als dieß kleine Lied. Einige kleine Uncorrectheiten in der Diction ist man geneigt, dem großen Künstler zu übersehen; nur sollte der Dichterling sie nicht nachahmen: doch der sollte überhaupt sein poetisches

1796 Unwesen lassen. Im Ganzen ist sonst die Sprache in der Prosa sehr zu loben: kein harter Ausdruck; der Periodenbau ist rund und leicht, es ist eine durchaus edle Sprache. — Nun ist uns noch übrig, auf einzelne schöne Scenen und Darstellungen aufmerksam zu machen, und unsere frohen Erinnerungen mit den Lesern zu theilen. Hier, wie in den ersten Bänden, hat der Dichter bey den einzelnen Scenen und Situationen die volle Kraft seines darstellenden Genies gezeigt. Mignon, dieß interessante Wesen, diese Fremde aus fernen Landen, gibt auch in diesen Bänden zu einigen der schönsten Scenen Anlaß. Ihre Sehnsucht nach ihrem Vaterlande, ihre Anhänglichkeit an ihren Wohlthäter, der sie den Händen der Barbaren entriß, und die ihr doch nur kärglich belohnt wird, stürzen sie in tiefere Schwermuth; ihre religiöse Phantasie, ihre Hoffnung auf bessere Welten, lassen sie bey einer schön herbeygeführten Gelegenheit ein Lied singen, das uns wunderbar ergriffen hat. Was sie ahndend sang:

So laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weisse Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus;

das traf nicht lange nachher ein, und wir möchten mit Meister das Wort anwenden, was er von Hamlet sagt: Das ganze Stück drückt sie todt. Wie sie in dem Uebermaß ihres lebhaften Gefühls stirbt, und Meister die Sterbende hinwegträgt, die, da sie ihn verlor, alles verloren hatte, was sie noch an dieses Leben knüpfte: dieß wird Niemand ohne Rührung lesen. Ihre Exequieen, welche in dem Tempel der Vergangenheit auf Nataliens Gute gefeyert werden, empfehlen sich durch den Zauber des Locals, durch den Wechselgesang der klagenden Chöre, welche der Menschen schöne Ahndung von einem ruhigern Leben singen. Die verschönernde Phantasie des Dichters hat von den Gebräuchen mehrerer Völker und Religionen bey Todtenfesten das Schönste entlehnt, und zu einem kunstreichen Ganzen vereinigt; man verläßt die Entschlafene beruhigt, und nimmt den heiligen Ernst in das Leben zurück. Die Beschreibung des Tempels der Vergangenheit ist überhaupt, nach unserer Einsicht, ein Meisterstück. Wir sind sonst eben nicht für beschreibende und mahlerische Poesie; wir sind der Ueber=

zeugung, daß es immer ein Fehlgriff sey, alle Nuancen, die das Auge allein umfassen kann, durch Worte geben zu wollen; allein der Dichter hat mit vieler Kunst dieß behandelt, und er hat, indem er uns durch solche, für die daselbst herrschende Harmonie der bildenden Künste empfängliche, Menschen ihren Eindruck mittheilen läßt, alle Schwierigkeiten gehoben. Man ahndet mit ihnen des ordnenden Geistes Nähe, der diesen magischen Tempel schuf, wo Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich freundlich umarmen, der Tod das Schreckhafte verliert, und die Abgeschiedenen in dem Andenken der weilenden Pilger leben. Gute Geister umschweben diese Stätte. — Wir könnten noch Manches ausheben, und von dem freundlichen Eindruck, den andere Situationen bey uns hinterlassen haben, den Lesern und uns Rechenschaft geben; allein das Gesagte ist hinlänglich, die Art kenntlich zu machen, wie wir dieß Kunstwerk ansehen. Wer nicht sein Kunstgefühl gebildet hat, der wird uns nicht verstehen, wenn wir auch noch mehr Worte machten; für solche ist überhaupt dieser Roman nicht geschrieben. Für sie mag die Geschichte des Harfenspielers mehr Interesse haben, denn es ist ein Mährchen; uns hat sie nicht so reitzend geschienen, als jene Scenen. Die Bekenntnisse einer schönen Seele sind, nach unserm Urtheil, etwas zu Herrnhuthisch. Mehr hat uns Therese'ns Bild gefallen: ihr öconomischer Eifer (Recensent ist unverheirathet) mag für die Dichterwelt zu weit gehen: allein er entspringt aus einer schönen Quelle, ihr Gemüth strebt aller Orten nach Ordnung, und ihre Liebe zur Reinlichkeit stammt aus der Reinheit ihrer schönen Seele. — Der Roman scheint geendigt, er kann indessen auch fortgeführt werden, Einiges scheint darauf anzuspielen; über den Abbé und seine bekannten und unbekannten Freunde, wird man vielleicht noch andere Auskunft erhalten. — Wir danken dem Dichter einige frohe Stunden; was er versagt hat, und was er leicht hätte geben können, sey vergessen. 1796.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1796, 31. December.

1796. # Ueber Wilhelm Meisters Lehrjahre.

(Aus einem Brief an den Herausgeber der Horen.)

Ich verweile zuerst bei einzelnen Bestandtheilen, und freue mich in der Darstellung der Charaktere so gar nichts von den schwarzen Schatten zu finden, die nach einem gewöhnlichen Vorurtheile zum Effekt des Kunstwerks nothwendig seyn sollen. An einen privilegirten Teufel, durch den alles Unheil geschieht, ist hier nicht zu denken. Selbst Barbara ist im Grunde nicht bösartig, sondern nur eine gemeine Seele. Unter dem Druck der Bedürfnisse fehlt es ihr an Empfänglichkeit für jedes feinere Gefühl. Gleichwohl hat sie wahre Anhänglichkeit an Marianen und Felix. Das größte Leiden — Marianens Schicksal — wird durch einen schätzbaren Menschen aus einer edlen Triebfeder veranlaßt.

Eben so wenig erscheint ein übermenschliches Ideal. Ueberall findet man Spuren von Gebrechlichkeit und Beschränkung der menschlichen Natur, aber was dabey den Hauptfiguren das höhere Interesse giebt, ist das Streben nach einem Unendlichen. Aus den verschiedenen Richtungen dieses Strebens entsteht die Mannichfaltigkeit der Charaktere. In endlichen Naturen muß sich dadurch oft Einseitigkeit und Misverhältniß erzeugen, und dieß sind die Schatten des Gemähldes, die Dissonanzen der Harmonie. Daher bey Jarno die Kälte und Härte des Weltmanns. Er strebt nach Klarheit und Bestimmtheit in seinen Urtheilen über die Menschen und ihre Verhältnisse, Wahrheit und Zweckmässigkeit weiß er zu schätzen, aber das Dunkle und Schwankende ist ihm verhaßt. Enthusiasmus kennt er nicht, selbst die Kunst verehrt er nur in der Entfernung, weil er sich von ihrem Verfahren nicht Rechenschaft geben kann. Doch wirkt das Vollendete auf ihn. Daher seine Achtung gegen das Streben nach Vollendung im Lothario. An Shakespear schätzt er nur den Stoff — die Wahrheit der Darstellung. Er heyrathet Lydien nicht aus Freundschaft für Lothario, sondern weil ihn die Wahrheit der Empfindung anzieht. So ist die Trockenheit und der Mangel an Humanität bey Nataliens Tante die Folge ihrer übersinnlichen Existenz. Dagegen muß die idealisirte Sinnlichkeit bey Philinen in ihrer höchsten Freyheit zuweilen ausarten, da ihr durchaus keine moralische Zucht das Gegengewicht hält. Nur ein paar Figuren

erscheinen gleichsam als höhere Wesen in einer Glorie — der 1796. Großonkel Nataliens und der Abbé — aber sie stehen im Hintergrunde und von den Umrissen ihrer Gestalt ist wenig zu sehen.

Besondere Kunst finde ich in der Verflechtung zwischen den Schicksalen und den Charakteren. Beide wirken gegenseitig in einander. Der Charakter ist weder bloß das Resultat einer Reihe von Begebenheiten, wie die Summe eines Rechnungsexempels, noch das Schicksal bloß Wirkung des gegebenen Charakters. Das Persönliche entwickelt sich aus einem selbstständigen unentlösbaren Keime, und diese Entwicklung wird durch die äussern Umstände bloß begünstigt. Dieß ist die Wirkung des Puppentheaters bey Meister und die Brustkrankheit bey der Stiftsdame. So sind die merkwürdigsten Ereignisse in Meisters Leben — sein Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen — der Räuberanfall — der Besuch bey Lothario — zum Theil die Folgen einer freyen Wahl, die in seinem Charakter gegründet war. Das Ganze nähert sich dadurch der wirklichen Natur, wo der Mensch, dem es nicht an eigner Lebenskraft fehlt, nie bloß durch die, ihn umgebende, Welt bestimmt wird, aber auch nie alles aus sich selbst entwickelt. Ein reicher Garten zeigt sich dem Auge, wo die schönsten Pflanzen von selbst zu gedeihen scheinen, und jede Spur des Künstlers verschwindet. Aber die Macht des Schicksals zeigt sich auch an zwey Personen, Mignon und dem Alten. Hier unterliegt eine zarte Natur dem gewaltsamen Druck der äussern Verhältnisse. Dieser tragische Stoff stört vielleicht die Totalwirkung bey einem großen Theile des Publikums, der sich bey Betrachtung eines Kunstwerks bloß leidend verhält. Die rührende Erscheinung concentrirt die Aufmerksamkeit auf einen einzigen Punkt. Aber wer seine Besonnenheit gegen diesen Eindruck wenigstens beym zweyten Lesen behauptet, erkennt, wie sehr das Ganze durch eine solche Beymischung an Würde gewinnt.

Die Einheit des Ganzen denke ich mir als die Darstellung einer schönen menschlichen Natur, die sich durch die Zusammenwirkung ihrer innern Anlagen und äussern Verhältnisse allmählich ausbildet. Das Ziel dieser Ausbildung ist ein vollendetes Gleichgewicht — Harmonie mit Freyheit. Je größer das Maas der einzelnen Kräfte, je mächtiger die einander entgegengesetzten Triebe, desto mehr wird dazu erfodert, um in diesem Chaos Einheit ohne Zerstörung zu erschaffen. Je mehr Bildsamkeit in der Person,

1796. und je mehr bildende Kraft in der Welt, die sie umgiebt, desto reichhaltiger die Nahrung des Geistes, die eine solche Erscheinung gewährt.

Was der Mensch nicht von aussen empfangen kann — Geist und Kraft — ist bey Meistern in einem Grade vorhanden, für den der Phantasie keine Gränzen gesetzt sind. Sein Verstand ist mehr als die Geschicklichkeit, ein gegebenes endliches Ziel zu erreichen. Seine Zwecke sind unendlich, und er gehört zu der Menschenklasse, die in ihrer Welt zu herrschen berufen ist. In der Ausführung dessen, was er mit Geist gedacht hat, zeigt er Ernst, Liebe und Beharrlichkeit. Der Erfolg seiner Thätigkeit, bleibt immer in einem gewissen Halbdunkel, und dadurch wird der Einbildungskraft des Lesers freyer Spielraum gelassen. Wir erfahren nur seine gute Aufnahme auf dem Schlosse des Grafen, seine Gunst bey den Damen, den Beyfall bey der Aufführung des Hamlet, aber keines seiner dichterischen Produkte wird uns gezeigt. Seine Seele ist rein und unschuldig. Ohne einen Gedanken an Pflicht, ist ihm durch eine Art von Instinkt das Gemeine, das Unedle verhaßt, und von dem Treflichen wird er angezogen. Liebe und Freundschaft sind ihm Bedürfniß, und er ist leicht zu täuschen, weil es ihm schwer wird, irgendwo etwas Arges zu ahnen. Er strebt zu gefallen, aber nie auf Kosten eines andern. Es ist ihm peinlich, irgend jemanden eine unangenehme Empfindung zu machen, und wenn Er sich freut, soll alles was ihn umgiebt, mit ihm geniessen. Seine Bildsamkeit ist ohne Schwäche. Muth und Selbstständigkeit beweißt er, wie er die Mignon von dem Italiener befreyt, wie er sich gegen die Räuber vertheidigt, wie er gegen Jarno und den Abbé seine Unabhängigkeit behauptet. Die persönliche Autorität des Abbé's, die doch in einem Zirkel vorzüglicher Menschen von so großem Gewicht ist, überwältigt ihn nicht. Philine ist da, wo sie liebenswürdig ist, sehr reizend für ihn, aber sie beherrscht ihn nicht. Jarno wird ihm verhaßt, da er die Aufopferung des Alten und der Mignon von ihm verlangt. Zu diesen Anlagen kommt noch einnehmende Gestalt, natürlicher Anstand, Wohlklang der Sprache.

Für ein solches Wesen mußte nun eine Welt gefunden werden, von der man die Bildung nicht eines Künstlers, eines Staatsmannes, eines Gelehrten, eines Mannes von gutem Ton — sondern eines Menschen erwarten konnte. Durch ein modernes

Costum mußte die Darstellung dieser Welt lebendiger werden. 1796.
Das antike Costum erleichtert zwar das Idealisiren, und verwahrt vor manchen Armseligkeiten der Wirklichkeit, aber die Umrisse der Gestalten erscheinen in einer Art von Nebel, und die Wirkung des Gemähldes wird durch die unvollständige Bestimmtheit geschwächt. Ein Ideal, dessen einzelne Elemente wir in der gegenwärtigen Welt zerstreut finden, giebt der Phantasie ein weit anschaulicheres Bild. In einem mindern Grade findet sich dieser Unterschied auch zwischen dem einheimischen und ausländischem Costum, und schon dies konnte den Dichter, der zunächst für das deutsche Publikum schrieb, bestimmen, eine deutsche Welt zu wählen. Aber es fragt sich auch, ob man, sobald es auf die Bildung eines Menschen ankommt, durch eine französische, englische oder italiänische Welt viel gewonnen haben würde, und ob es nicht gerade für den Deutschen vortheilhaft sey, daß sich in seinem Vaterlande zu einer zwar glänzenden aber einseitigen Ausbildung weniger günstige Umstände vereinigen.

Es war eine lebendige Phantasie vorhanden, die vollständig entwickelt werden sollte. Hierzu gehörte ein gewisser Wohlstand, und Freyheit vom Druck der Bedürfnisse, aber keine zu günstigen Verhältnisse in der wirklichen Welt. Die Vortheile der höhern Stände gleichen dem Apfel der Proserpina; sie fesseln an die Unterwelt. Wer sich für seinen Stand begeistern kann, wird in diesem Stande vieles leisten, aber eben so wenig wie Werner sich je über seinen Stand erheben.

Eine schöne Gestalt zog ihn an; seine Einbildungskraft lieh ihr alle Vorzüge des Geistes. Marianens Seele glich einer unbeschriebenen Tafel, wo nichts seinem Ideale widersprach; er sah sich geliebt, und war glücklich. Sie war nichts, als ein liebendes Mädchen, zu wenig für seine Gattin, zuviel um von ihm verlassen zu werden. Ihr Tod war nothwendig. Sie erscheint dabey in dem glänzendsten Lichte, aus Meisters Seele verschwindet alle Bitterkeit, die bey dem Gedanken, von ihr getäuscht worden zu seyn, sonst nie vertilgt werden konnte, und wir sehen mit Wohlgefallen, daß Meisters Instinkt richtiger urtheilte, als Werners Weltklugheit.

Das Theater ist die Brücke aus der wirklichen Welt in die ideale. Für einen jungen Mann, den sein nächster Wirkungskreis nicht verzog, und der keine bessere Sphäre kannte, mußte es un-

1796. widerstehliche Reize haben. Für ihn wurde es eine Schule der Kunst überhaupt; aber er war nicht zum Künstler berufen. Es war ihm bloß Bedürfniß seine beßern Ideen und Gefühle laut werden zu lassen. Das Culissenspiel der theatralischen Darstellung mußte ihm bald widrig werden.

Er sollte auch die glänzende Seite der wirklichen Welt kennen lernen. Ein leichtfertiges Mädchen war seine erste Lehrerinn. In Philinen erschien ihm das höchste Leben, aber freylich nicht in einer dauernden Gestalt. Eine Reihe von mannichfaltigen Gestalten gieng vor ihm vorüber, und unter diesen waren einige so lieblich, daß sie ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen konnten.

Diesem Uebermaas von Gesundheit stellten sich zwey kranke Wesen gegenüber: Mignon und der Harfenspieler. In ihnen erscheint gleichsam eine Poesie der Natur. Wo Meister durch die äussern Verhältnisse abgespannt wird, giebt ihm das Anschauen dieser Welt einen neuen Schwung.

Die Gräfinn war ganz dazu geschaffen, das Bestreben zu gefallen bey Meistern zu erregen. Eine gewisse Würde, mehr des Standes als des Charakters vereinigte sich in ihr mit holder weiblicher Schwäche. Seine Phantasie hatte sie vergöttert. Er fühlte sich angezogen durch ihre Freundlichkeit, und entfernt durch die äussern Verhältnisse. Diese gemischte Empfindung spannte alle seine Kräfte. Sie erscheint auf einer niedrigen Stufe durch die Reue und Furcht, mit der sie ihre Leidenschaft verbüßt. Aber selbst in ihrer Buße ist Grazie, und beym letzten Abschiede wird sie uns wieder äusserst liebenswürdig.

Aurelie giebt ein warnendes Beyspiel, was Leidenschaft und Phantasie für Zerstörung in einem Wesen edler Art anrichtet, wo es an Harmonie der Seele fehlt.

In Nataliens Tante dagegen ist Ruhe, aber durch Zerschneidung des Knotens, durch Abgeschiedenheit von der sinnlichen Welt. Ihre Frömmigkeit hat als ein vollendetes Naturprodukt wirklich etwas Erhabenes; aber wie viele schöne Blüthen mußten ersterben, damit eine solche Frucht gedeihen konnte! Indessen sind ihre Härten durch Toleranz möglichst gemildert, und ihre Hochschätzung Nataliens ist ein schöner Zug, der sie der Menschheit wieder nähert.

Eine andre Art von innerer Ruhe, aber mit ununterbrochner äusserer Thätigkeit vereinigt zeigt sich in Theresen. Hier ist Leben

mit Gestalt vereinigt, aber in diesem Leben fehlt eine gewisse Würze. Keine Kämpfe und keine Ueberspannung, aber auch keine Liebe und Phantasie. Gleichwohl hat ihr ganzes Wesen eine Klarheit und Vollendung, die für denjenigen äusserst anziehend sind, der den Mangel dieser Vorzüge in sich selbst oft schmerzlich gefühlt hat. Zugleich herrscht in ihrem Betragen immer eine gewisse Weiblichkeit, die gleichsam die Stelle eines tiefern Gefühls vertritt. Auch fehlt es ihr nicht an Empfänglichkeit für das Große und Schöne, nur sieht ihr heller Blick in der Wirklichkeit so viel Mängel dabey, daß es bey ihr nie zum Enthusiasmus kommt. Sie empfindet rein, aber gleichsam im Vorbeygehen; ihr alles verschlingender Trieb zur Thätigkeit läßt ihr nicht Zeit dazu. Sie wird nie von einem Gefühl überwältigt, aber sie überläßt sich ihm zuweilen aus freyer Wahl, wo es in Handlung übergehen kann, und dann zeigt sie sich von der edelsten Seite. 1796.

Bey Natalien ist dieselbe innere Ruhe, dieselbe Klarheit des Verstandes, dieselbe Thätigkeit, aber alles ist von Liebe beseelt. Diese Liebe verbreitet sich über ihren ganzen Wirkungskreis, ohne in irgend einem einzelnen Punkte an Innigkeit zu verlieren. Es erscheint in ihr die Heiligkeit einer höhern Natur, aber diese Erscheinung ist nicht drückend, sondern beruhigend und erhebend.

Von Lothario's früherer Geschichte wünschte man wohl mehr zu erfahren; aber es ist begreiflich, warum hier gerade nicht mehr davon gesagt werden konnte. Er hatte in einer sehr glänzenden Sphäre gelebt, und seine Schicksale hätten gleichsam durch ihre LokalFarben der Haltung geschadet. Meister mußte immer die Haupt Figur bleiben.

Nächst diesen Personen gab es noch besondre Verhältnisse die auf Meistern wirkten. Dahin gehört ausser der theatralischen Existenz der Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen und die geheime Gesellschaft. Bey der letzteren finde ich das Resultat der Lossprechung besonders glücklich ausgedacht, weil es durchgängig individuell ist und eben deswegen desto mehr Eindruck machen mußte. Aber alle diese Anstalten waren zu Meisters Bildung nicht hinlänglich. Was sie vollendete, war ein Kind — ein lieblicher und höchst wahrer Gedanke.

Das Verdienst eines solchen Plans sollte noch durch eine Ausführung erhöht werden, wobey man nirgends an Absicht erinnert wurde, und in der Spannung der Erwartung, in der

1796. Auflösung der Dissonanzen, und in der endlichen Befriedigung einen poetischen Genuß finden mußte, der von dem philosophischen Gehalte ganz unabhängig war. Die Entwicklung der Begebenheiten ist sinnreich und überraschend, aber nicht gekünstelt und parador. Bey einer genauen Betrachtung findet man den Grund dazu entweder in den vorhergehenden Schicksalen, oder in irgend einem charakteristischen Zuge, oder in dem natürlichsten Gange des menschlichen Geistes und Herzens. Für einige Dissonanzen gab es keine Auflösung, die jeden Leser befriedigen könnte. Mignon und der Harfenspieler hatten den Keim der Zerstörung in sich. Für den Eindruck von Mignons Tode ist ein Gegengewicht in den Exequien. Der heilige Ernst, zu dem sie begeistern, hebt die Seele in das Gebiet des Unendlichen empor. Vielleicht wünscht man nicht mit Unrecht auch etwas linderndes nach dem Tode des Harfenspielers. Wenigstens hat der starke Contrast am Schlusse zwischen dieser Begebenheit, und der endlichen Befriedigung für mich etwas unmusikalisches. Rousseau fragt irgendwo, was eine Sonate bedeute? Ich möchte ihm antworten: einen Roman. Wenn ich mir nun diesen Roman in eine Sonate übersetze, so wünschte ich nach einer so harten Dissonanz vor dem Schlusse noch einige beruhigende Takte zu hören.

Sollte nicht auch die Deutlichkeit gewinnen, wenn mehr angedeutet wäre, wie bey Natalien allmählich eine Leidenschaft für Meistern entsteht? Ueberhaupt scheint mir der leichte Rythmus, der in den drey ersten Bänden die Begebenheiten herbeyführt, sich im vierten zu ändern. Doch war dieß vielleicht absichtlich zum Behuf der größern tragischen Wirkung, oder um die Spannung überhaupt zu erhöhen.

Bis hieher etwa gieng die ästhetische Pflicht des Künstlers, aber nun begann das Werk der Liebe. Das Gebäude war aufgeführt und die Totalwirkung erreicht, aber ohne dieser zu schaden, konnte es noch im Einzelnen durch mannichfaltigen Schmuck bereichert werden. Dahin gehören die Gedichte, die Gespräche über Hamlet, der Lehrbrief und so manche köstliche Nahrung des Geistes, die in den zerstreuten Bemerkungen über Kunst, Erziehung und Lebensweisheit enthalten ist. Von allem diesem durfte nichts als bloß angefügte Verzierung erscheinen; jedes mußte als ein nothwendiger Theil in das Ganze verwebt werden.

Serlo paßt vortrefflich zu einem Gespräch mit Meister. Ihr

Contrast ist nicht grell, aber stark genug um den Dialog zu beleben, und gleichsam vor unsern Augen entspringt die Meynung aus dem Charakter. Abgesonderte Gespräche ähnlicher Art zwischen diesen beyden Personen, die wir nun kennen, wären gewiß ein höchstwillkommnes Geschenk. Es fehlt uns noch so sehr an dieser Gattung von Kunstwerken. Auch wünschte man wohl den Abbé und Natalien zusammen über Erziehung zu hören; nur möchten sie nicht geneigt seyn, miteinander darüber zu sprechen. 1796.

Bey Betrachtung eines Kunstwerks, wie dieses, giebts es einen gewissen Punkt, bis wie weit man dem Künstler nachspüren und sich von seinem Verfahren Rechenschaft geben kann — aber weiter hinaus entzieht er sich unsern Blicken, so gern wir ihm auch ins innere Heiligthum folgen möchten. Wo er unterscheidet, wählt, anordnet, wird er uns immer deutlicher, je mehr wir mit seinem Werke vertraut werden; aber vergebens suchen wir den Genius zu belauschen, wenn er dem Bilde der Phantasie Leben einhaucht. Nur durch seine Wirkungen will er sich verkündigen. Der gemeine Leser ruft aus: „So etwas erfindet man nicht; hier muß eine wahre Geschichte zum Grunde liegen" — und den ächten Kunstfreund durchdringt ein elektrischer Schlag.

Klar ist der Aether und doch von unergründlicher Tiefe
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.*)

Die Horen, eine Monatsschrift herausgegeben von Schiller, Tübingen, 1796, 8. Band, 12. Stück.

Göthe.

Ein Fragment von Friedrich Schlegel.

Der Charakter der ästhetischen Bildung unsres Zeitalters und unsrer Nazion verräth sich selbst durch ein merkwürdiges und großes Sympton. Göthens Poesie ist die Morgenröthe ächter Kunst und reiner Schönheit. — Die sinnliche Stärke, welche ein Zeitalter, ein Volk mit sich fortreißt, war der kleinste Vorzug, mit dem schon der Jüngling auftrat. Der philosophische Gehalt, die charakteristische Wahrheit seiner spätern Werke durfte mit dem unerschöpflichen Reichthum des Shakespear verglichen werden. Ja

*) Verfasser: Christian Gottfried Körner.

1796. wenn der Faust vollendet wäre, so würde er wahrscheinlich den Hamlet, das Meisterstück des Engländers, mit welchen er gleichen Zweck zu haben scheint, weit übertreffen. Was dort nur Schicksal, Begebenheit — Schwäche ist, das ist hier Gemüth, Handlung — Kraft. Hamlets Stimmung und Richtung nemlich ist ein Resultat seiner äußern Lage; Fausts ähnliche Richtung sein ursprünglicher Charakter. — Die Vielseitigkeit des darstellenden Vermögens dieses Dichters ist so grenzenlos, daß man ihn Proteus unter den Künstlern nennen und diesem Meergotte gleich stellen könnte, von dem es heißt:

„Erstlich ward er ein Leu mit fürchterlich wallender Mähne,"
„Floß dann als Wasser dahin und rauscht' als Baum in den Wolken;"

Man kann daher den mystischen Ausdruck der richtigen Wahrnehmung allenfalls verzeihen, wenn einige Liebhaber ihm eine gewisse poetische Allmacht beilegen, welcher nichts unmöglich sei; und sich in scharfsinnigen Abhandlungen über seine Einzigkeit erschöpfen.

Mir scheint es, daß dieser raffinirte Mysticismus den richtigen Gesichtspunkt verfehle, daß man Göthen sehr Unrecht thue, wenn man ihn auf diese Weise in einen deutschen Shakespear metamorphosirt. In der charakteristischen Poesie würde der manierirte Engländer vielleicht doch den Vorzug behaupten. Das Ziel des Deutschen ist aber das Objektive. Das Schöne ist der wahre Maasstab, seine liebenswürdige Dichtung zu würdigen. — Was kann reizender sein, als die leichte Fröhligkeit, die ruhige Heiterkeit seiner Stimmung? Die reine Bestimmtheit, die zarte Weichheit seiner Umrisse? Hier ist nicht blos Kraft, sondern auch Ebenmaas, und Gleichgewicht. Die Grazien selbst verriethen ihrem Liebling das Geheimniß einer schönen Stellung. Durch einen wohlthätigen Wechsel von Ruhe und Bewegung weiß er das reizendste Leben über das Ganze gleichmäßig zu verbreiten, und in einfachen Massen ordnet sich die freie Fülle von selbst zu einer leichten Einheit.

Er steht in der Mitte zwischen dem Interessanten und dem Schönen, zwischen dem Manierirten und dem Objektiven. Es darf uns daher nicht befremden, daß in einigen

wenigen Werken seine eigne Invidualität noch zu laut wird, daß 1796.
er in vielen andern sich nach Laune metamorphosirt und fremde Manier annimmt. Dies sind gleichsam übrig gebliebene Erinnerungen an die Epoche des Charakteristischen und Individuellen. Und doch weiß er, so weit dies möglich ist, selbst in die Manier eine Art von Objectivität zu bringen. So gefällt er sich auch zu Zeiten in geringfügigem Stoff, der hie und da so dünne und gleichgültig wird, als gienge er ernstlich damit um — wie es ein leeres Denken ohne Inhalt giebt, — ganz reine Gedichte ohne allen Stoff hervorzubringen. In diesen Werken ist der Trieb des Schönen gleichsam mäßig; sie sind ein reines Produkt des Darstellungstriebes allein. Fast könnte es scheinen, als sei die Objectivität seiner Kunst nicht angebohrne Gabe allein, sondern auch Frucht der Bildung; die Schönheit seiner Werke hingegen eine unwillkührliche Zugabe seiner ursprünglichen Natur. Er ist im Fröhlichen wie im Rührenden immer reizend, so oft er will schön, seltner erhaben. Seine rührende Kraft streift hie und da aus ungestümer Heftigkeit ans Bittre und Empörende, oder aus mildernder Schwächung ans Matte. Gewöhnlich aber ist hinreissende Kraft mit weiser Schonung aufs glücklichste vereinigt. — Wo er ganz frei von Manier ist, da ist seine Vorstellung wie die ruhige und heitre Ansicht eines höhern Geistes, der keine Schwäche theilt, und durch kein Leiden gestört wird, sondern die reine Kraft allein ergreift und für die Ewigkeit hinstellt. Wo er ganz er selbst ist, da ist der Geist seiner reizenden Dichtung liebliche Fülle und hinreißende Anmuth.

Deutschland,*) Berlin, 1796, 1. Band, 2. Stück, pag. 258—261.

Bemerkungen über den Ausdruck in Göthens Iphigenie.

In diesem Meisterstücke, das, nach dem Urtheile der Kenner, das vollkommenste Kunstwerk seiner Art ist, macht die Vortrefflichkeit des Ausdrucks keine der geringern Schönheiten aus. Die griechische Feinheit, die stille Größe, die man an dem ganzen Werke mit Recht bewundert: sie liegt warlich nicht in den Karaktern und Begebenheiten allein; sie zeigt am meisten sich in

*) Herausgeber: Johann Friedrich Reichardt.

1796. den Reden, und dem Vortrage überhaupt, welcher edle Einfalt mit Kraft, Würde Wohlklang und der feinsten Gewandtheit auf das musterhafteste verbindet. Um die Belege hiezu zu liefern, könnte man in die Versuchung gerathen, das ganze Gedicht abzuschreiben, nicht bloß darum, weil die Wahl unter den einzelnen Stellen zu schwer seyn würde, sondern auch darum, weil fast jede derselben, sey es Erzählung, oder Gespräch, oder Denk- und Sittenspruch, ihre besondern Schönheiten und Vorzüge hat, die hinlänglichen Stoff zu nutzreichen Bemerkungen geben. — Weit leichter und kürzer ist es, diejenigen Stellen auszuzeichnen, die den Leser aus einer oder der andern Ursache nicht ganz befriedigen, und den Wunsch in ihm erwecken, daß es dem Künstler gefallen möchte, diese kleinen und wenigen Unvollkommenheiten, wenn man sie schon nicht geradezu Flecken oder Fehler nennen kann, wegzufeilen, und sie durch solche Ausdrücke zu ersetzen, die den übrigen an Schönheit und Vortrefflichkeit gleichkommen. Wenn ich indessen in den folgenden Bemerkungen mir auch zuweilen das Vergnügen gemacht habe, die besondern Schönheiten mancher einzelnen Stellen zu beleuchten, so versteht sichs, nach der obigen Aeußerung, von selbst, daß ich die nicht berührten Stellen darum nicht etwa für weniger bemerkenswerth gehalten wissen will. —

(Folgt ausführliche Abhandlung.)

Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden*), Braunschweig, 1796, 2. Band, 6. Stück, pag. 1—37.

Über Wilhelm Meisters Lehrjahre.

I. und II. Band†).

Aus einem Briefe.

Halle, den 28. Aug. 1795.

— — Sie vermissen also in Meister's Lehrjahren die Innigkeit und Tiefe der Empfindung, die Herzensfülle, die

*) Herausgeber: Joachim Heinrich Campe. Siehe ferner: Beiträge ꝛc., 1797, 7. Stück, pag. 1—50, und als Entgegnung auf beide Artikel: 8. Stück, pag. 161—172.

Sie in Werthers Leiden fanden? Sie können darum, wie 1796.
Sie schrieben, jenem Werke keinen rechten Geschmack abgewinnen? — Ueber das erstere will ich mit Ihnen nicht streiten, lieber Freund; aber daß die Vergleichung mit Göthens früherem in seiner Art allerdings einzigen, unübertrefflichen Roman Sie gegen die Schönheiten des spätern so gleichgültig machen könnte: das hätt' ich nicht gedacht. Lassen Sie uns doch gerecht seyn, uns einen Genuß nicht durch den andern verkümmern und jedes Werk für sich betrachten. Können denn nicht beyde vortrefflich seyn, jedes in seiner Art? Aufs Herz wirkt freylich Werther ungleich stärker: unsere Aufmerksamkeit concentrirt sich dort viel mehr auf Einen Punkt. Wir sehen in der Seele eines jungen Mannes vom tiefsten, zartesten, umfassendsten Gefühle, von offenem Sinn für belebte, besonders moralische Schönheit, von reiner Empfänglichkeit für die erhabene Einfalt der Natur von warmer Empfindung für Religion, von philosophischem Geiste und Hang zur Contemplation, — in einer solchen, mehr in ihrer Idealwelt als in der Wirklichkeit lebenden, und doch mit unaussprechlicher Innigkeit an ein Wesen der wirklichen Welt hangenden Seele sehen wir eine einzige, wachsende Leidenschaft; begleiten sie auf ihrem Gange durch Blumenwege uud Dornen bis an den furchtbaren Abgrund; fühlen hier mit unserm Freunde die namenlose Pein, die seine edelsten Kräfte lähmt; zittern für ihn, je näher er dem Abgrunde, unvermögend sich länger empor zu halten, zuwankt. — Er stürzt hinab; wir schauen ihm mit starrem Blick und stummen Schmerz nach. Dann kehrt sich, wenn wir endlich wieder etwas ruhiger geworden, der Gedanke von ihm auf uns selbst, wir greifen in unsern eigenen Busen; wir beben zurück vor der Tiefe, die ihn verschlang, und uns verschlingen könnte. — Meisters Lehrjahre beschäftigen mehr den Verstand und die Phantasie, wenn Werther's Leiden mehr das Herz beschäftigen. Jene fesseln durch Schönheiten anderer Art, als diese; vorzüglich durch die so mannigfaltigen ungemein glücklichen Charakterzüge, die uns die menschliche Natur und manchen Auftritt des gesellschaftlichen Lebens bis in die kleinsten Details anschauen lassen und vergegenwärtigen; zu denen nur ein vielgeübter Beobachtungsgeist, nur die reichste Menschenkenntniß dem Maler den Pinsel reichen konnte. Wenn manche Charaktere bis jetzt mehr nur angelegt, als ausgeführt, mehr noch Skizzen als Gemälde scheinen: so darf man nicht vergessen,

1796. daß das Werk noch lange nicht vollendet ist, und daß das, was uns der große Künstler sonst gegeben hat, uns berechtigt, auch dieß Mal vollendete, in allen Theilen sich zu einem Ganzen ründende Charakterbilder von seiner Hand zu erwarten. ††)

Ein eignes Interesse erhält das Buch durch die darin herrschende Hauptrücksicht auf eine der schwersten aller Künste, die selten nach ihrem wahren Werth geschätzt, noch seltener in ihrem ganzen Umfange und in ihrer wahren Vollendung geübt wird — die Schauspielkunst. Der Dichter will uns, wenn man anders schon über seine Absichten Vermuthungen haben darf, vorzüglich die stufenweise Entwickelung und Bildung eines jungen Mannes zur Schauspielkunst, vielleicht auch zur dramatischen Dichtkunst zeigen: zwey so innig verschwisterte Künste, daß nicht nur beyde für einander arbeiten und auf einander berechnet sind, sondern auch die erstere, ohne einiges Talent zur andern, unmöglich vollkommen verstanden und geübt werden kann. Für Schauspieler, Schauspieldichter und überhaupt für die Freunde des Theaters muß daher dieses Werk äußerst lehrreich werden und schon jetzt seyn; nicht nur durch die aufgestellten Beyspiele, sondern auch durch viele ausdrückliche Winke und manche ausführliche sehr gründliche Belehrungen über wichtige Punkte der Schauspielkunst. Wie tief geschöpft und wie lebendig dargestellt ist nicht das, was darin über Shakespeare vorkommt! Man hört über einen seltnen, über einen göttlichen Geist seinen nahen Verwandten. — Wie wahr und ins Innerste der Dichtung greifend sind insonderheit die Bemerkungen über Hamlet! s. z. B. II. S. 274—280, 300—303. Auch über Racine finden Sie II. S. 97. f. feine Beobachtungen.

So viel ist gewiß: als Mensch interessirt Wilhelm Meister lange nicht so lebhaft und allgemein, als Werther: nicht so lebhaft, vorzüglich wohl deshalb, weil sein Charakter bis jetzt noch unbestimmter und schwankender ist, als Werther's; nicht so allgemein, weil leidenschaftliche Liebe für ein liebenswürdiges Weib den Herzen fast aller Leser ungleich näher liegt, als leidenschaftliche Liebe für die dramatischen Musen. Es fehlt zwar auch in der Geschichte unsers neuen Freundes und seiner Gesellschaft gar nicht an Liebesabentheuern. Aber sie scheinen doch bis jetzt alle dem vornehmsten Gesichtspunkte des Werkes untergeordnet: nur Nebenpartien des großen historischen Gemäldes; nicht die

Hauptpartie, auf welche das stärkste Licht fallen soll. Indeß auch so, wie sie sind, können einige davon auf ein rein gestimmtes Herz ihre Wirkung nicht verfehlen. Denken Sie nur an die liebenswürdige Gräfinn, besonders an die Abschiedsscene zwischen ihr und Wilhelm (II. Bd. S. 157. f.) Welche Innigkeit athmet hier! 1796.

Einige Personen kommen doch auch schon jetzt vor, die durch die Tiefe und Stärke ihres Gefühls***), durch den romantischen Schwung ihrer Phantasie, zum Theil auch durch die sonderbaren Situationen, in welchen sie erscheinen, und durch ihr halb verschlossenes, ahndungsvolles Wesen, den Leser auf eine ganz besondere Weise afficieren: ich meine den Harfner, Mignon und Aurelia. Nur treten sie aus dem dunkeln Hintergrunde noch zu selten vorn auf die Bühne hin, verhüllt in einem geheimnißreichen Schleyer, der, nur auf Augenblicke gehoben, sich schnell wieder verschließt. Die Hand des Dichters wird ihn ganz hinwegziehen, und gerade hier, denk' ich, sein Talent, das Herz zu rühren, im vollen Glanze zeigen.

Manche der eingewebten Poesien sind meisterhaft. Wo athmet ein Liedchen innigere Sehnsucht, als der Gesang Mignon's zur Zither, zu Anfange des zweyten Bandes, dessen Lieblichkeit und Fülle des Gefühls Reichard's seelenvolle Composition noch mehr gehoben hat. Ich kann ihn auswendig:

Kennst Du das Land?
u. s. w.

Wie feyerlich ernst ist das erste Lied des Harfners (I. Bd. S. 327.)! Und wie aufrichtig und voll die Theilnahme, die wir diesem Alten schenken, wenn wir mit Wilhelm ihn bey seinen heißen Thränen und seinen das Herz durchdringenden Tönen vor seiner Kammer belauschen; welche sonderbare Ahndungen ergreifen uns, wenn wir ihn bey jener Strophe behorchen. (S. 179.):

Ihm färbt der Morgensonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über seinem schuld'gen Haupte bricht
Das schöne Bild****) der ganzen Welt
zusammen.

1796. Wir sehn mit banger Erwartung dem schaudervollen Geheimniß entgegen, worauf der Alte II. S. 177. 178. durch so sonderbare Aeußerungen hinwinkt.

Auf die schöne *Sprache* und *Schreibart*, die durch das Ganze herrscht, brauch' ich Sie nicht erst aufmerksam zu machen. Man freut sich auch hier der so seltnen Klarheit, Reinheit, Correktheit, die Göthens neuere prosaische Schriften, selbst manche der kleinern, z. B. den Aufsatz über Cagliostro's Familie, die Beschreibung des Römischen Carnevals, so sehr auszeichnen, und weißt dem Werk auch von dieser Seite mit Vergnügen seinen Platz unter den klassischen an. Sie, mein Freund, wünschen die Schreibart gedrängter und hie und gefeilter; sie tadeln überhaupt die ganze Manier als zu reich an Worten und an Ausführung kleinlicher Umstände. Ich will Ihnen hier nicht gänzlich widersprechen; auch ich vergönne mir von dieser Seite einige Wünsche; gebe Ihnen indeß doch zu bedenken, ob ohne diese bis ins Kleinste gehende Ausführlichkeit das Leben und die Natürlichkeit der Darstellung, ohne jene Wortfülle und jenen Reichthum ausgedrückter Nebenvorstellungen, die Klarheit und das Fließende des Styles erreichbar gewesen wäre, worauf der Dichter, wie es scheint, vorzüglich sah. Ueber eine ermüdende Einförmigkeit des Tons darf übrigens hier niemand klagen. Vorzüglich hebt sich an vielen Stellen der Vortrag durch die reichlich eingewebten *Bilder* und *Gleichnisse*. Das letztere findet sich, wenn ich nicht irre, hier in reichlicherer Anzahl, als in irgend einem andern prosaischen Werke der Göthischen Muse. Sie sind meist sehr sorgsam ausgemalt, und verdienten das auch, da sie sich größtentheils durch ungemeine Neuheit der feinsten Züge eben so sehr, als durch treffende Uebereinstimmung der verglichenen Dinge, auszeichnen. Es könnte sich einer in einer müßigen halben Stunde, wenn gerade die Seele einmal auf Augenblicke so leicht, wie die tabula rasa des Aristoteles (wer hat solche Augenblicke nicht zuweilen?) ein eignes Vergnügen damit machen, wenn er eine ganze Reihe so schöner Bilder und Gleichnisse hinter einander durch die Zauberlaterne der lieblichsten Dichterphantasie auf eine weiße Wand werfen, und jedes, indem er es langsam hindurch ziehen ließe, einzeln recht aufmerksam betrachtete. Sehn Sie nur z. B. I. B. S. 102. 134. u. 135. 178. u. 179. 186. u. 187. 324 u. 325. II. B. S. 132. 133. 283. 295 ꝛc. Doch bald hätt' ich ein

paar der schönsten Gleichnisse vergessen. Theil II. S. 279. „Mir 1796.
ist deutlich, sagt Wilhelm von Hamlet, daß Shakespeare habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Und in diesem Sinne find' ich das Stück durchgängig gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schooß hätte aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird zernichtet." Und II. B. S. 114. 115. Jarno hat Wilhelmen einige Bände des Shakespeare, den er noch gar nicht kannte, geliehen. Wilhelm lebt und webt nun ganz in der Shakespearischen Welt. Hören Sie, wie der Eindruck, den diese auf ihn macht, vom Dichter beschrieben wird. „Man erzählt (heißt es) von Zauberern, die durch magische Formeln eine ungeheure Menge allerley geistiger Gestalten in ihre Stube herbeyziehen. Die Beschwörungen sind so kräftig, daß sich bald der Raum des Zimmers ausfüllt, und die Geister, bis an den kleinen gezogenen Kreis hinangedrängt, um denselben und über dem Haupte des Meisters in ewig drehender Verwandlung sich bewegend vermehren. Jeder Winkel ist vollgepfropft und jedes Gesims besetzt, Eyer dehnen sich aus und Riesengestalten ziehen sich in Pilzen zusammen. Unglücklicher Weise hat der Schwarzkünstler das Wort vergessen, womit er diese Geisterfluth wieder zur Ebbe bringen könnte. — So saß Wilhelm, und mit unbekannter Bewegung wurden tausend Empfindungen und Fähigkeiten in ihm rege, von denen er keinen Begriff und keine Ahndung gehabt hatte. Nichts konnte ihn aus diesem Zustande reissen, und er war sehr unzufrieden, wenn irgend jemand zu kommen Gelegenheit nahm, um ihn von dem, was auswärts vorging, zu unterhalten." — Was sagen Sie zu diesem Gleichnisse? Wie lebendig malt es nicht Wilhelms Zustand? Wie stark und frappant sind alle Züge!

Doch ich muß abbrechen, damit mein Brief nicht zur Abhandlung werde. Wahrscheinlich sind Sie auch eher müde, mich anzuhören, als ich, Ihnen von Meisters Lehrjahren vorzuschwatzen. Das Gesagte wird auch, hoff' ich, hinreichend seyn, Sie auf die Schönheiten dieses Werkes, das wir in der That als eine beträchtliche Bereicherung unserer Literatur ansehen müssen, auf-

1796. merksamer zu machen. Sagen Sie mir nicht mehr mit bedeutendem Kopfschütteln: Meisters Lehrjahre sind nicht Werthers Leiden. Freylich sind sie das nicht, aber es sind Meisters Lehrjahre, das heißt, ein neues, originelles Werk von Göthe, nicht unwürdig seines Urhebers. Damit ist alles gesagt. Sie, mein Freund, und mit Ihnen viele meiner Bekannten, erwarteten, als sie den neuen Roman in de Hand nahmen, einen Pendant zu Werthers Leiden. Da sie den nicht finden, klagen sie über getäuschte Erwartung. Aber wer hieß sie denn einen Werther den Zweyten erwarten? Vielmehr find ich eine solche Erwartung kaum verzeihlich. Der große Künstler zerschlägt nach dem Gusse die Form seines herrlichen Kunstwerks: zu stolz, dasselbe oder nur etwas sehr Aehnliches zweymal zu geben. Göthe insonderheit ist ein Proteus, der sich in einem ewigen Wechsel der mannigfaltigsten, verschiedenartigsten Gestalten gefällt, gleich der schaffenden Natur. Sie ist auf keine bestimmte Manier bey der Bildung ihrer Werke beschränkt. So wäre auch die vollkommenste Manier des Genies, selbst keine zu haben, sondern immer nur den Gegenstand mit allen seinen Eigenthümlichkeiten darzustellen. Eine höchst schwere Aufgabe, die in aller ihrer Strenge nur dem dramatischen Dichter vorgelegt werden kann. Ein Werk, worin sie gelöst ist, gewährt aber auch einen seltenen ganz eigenen Genuß, ähnlich dem Genusse der lebendigen, selbstständigen Natur. Das Geschöpf steht mit vollem freyen Leben da: der Schöpfer ist verschwunden. So in der Welt der dramatischen Dichtung Göthe, und vielleicht Göthe allein.

---

*) Der dritte Band war noch nicht erschienen, als dieser zunächst nicht für den Druck bestimmte Brief geschrieben wurde. Wenn das Werk weiter fortgerückt ist, wird wenigstens noch ein Brief folgen.

**) Die Wahrheit und Feinheit der Charakterzeichnungen erstreckt sich auch bis auf die Nebenpersonen. Betrachten Sie z. B. mit mir Philinen. Mit welcher Wahrheit und Natur steht Ihnen allenthalben das Bild des leichtsinnigen Mädchens da, das Sie nicht hochachten, aber doch nicht verachten, und durchaus nicht hassen können.

***) Wie kräftig und lebendig der Dichter Aeußerungen eines solchen Gefühls zu schildern weiß, davon haben Sie ein Beyspiel am Schluß des ersten Bandes, wo Mignon's lang verschloßnes Herz nach der lebhaftesten Erschütterung unter einem Thränenstrohme sich öffnet. S. auch den mit ungemeiner psychologischer Einsicht behandelten Auftritt zwischen Wilhelm und Aurelia, am Schluß des zweyten Bandes, Cap. XX. Wie viel Kunst

liegt darin! — Natur wollt' ich sagen. Doch es ist hier gleichviel. Die höchste Kunst des Meisters wird im Werke die lebendigste Natur. 1796.

****) Ob indeß der Ausdruck Bild in dieser Verbindung wohl nicht zu matt und schwach ist? Bau wäre schon stärker und vielleicht angemessener.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1796, 57. Band, 1. Stück, pag. 59—70.

Fortsetzung der Chronick der Pariser Theater. 1791.

Zelia, Drâme en trois actes, mêlé de musique par Mr. Dubuisson. Der Stoff zu diesem Stücke, welches mit großem Beyfall aufgenommen wurde, ist aus Göthe's Stella genommen. Die Exposition ist fast dieselbe, wie in dem Original; aber Fernando hat seine erste Frau nicht aus Leichtsinn verlassen; sie ist ihm nebst ihrer Tochter während einer Belagerung geraubt worden; er hat sie verlohren gegeben und eine zweyte gegen den Willen ihrer Eltern geheirathet. Die Nachricht, daß seine erste Frau noch lebe, hat ihn aus Zeliens Armen gerissen, und nun kehrt er, nach einem dreyjährigen vergeblichen Nachforschen, zu jener zurück. Der Fortgang der Handlung ist wie in dem Original. Nachdem Fernando seine erste Frau und ihre Tochter unerwarteter Weise wiedergefunden und sein Geheimniß Zelien entdeckt hat, faßt diese den Entschluß, sich zu entfernen. Sie begiebt sich in den Garten, um noch einmal von dem Grabe ihrer Tochter Abschied zu nehmen. Fernando findet sich an der nemlichen Stelle ein. Er zieht seine Pistole heraus, um sich zu erschießen. Zelia fällt ihm in den Arm. Cecilie und ihre Tochter eilen herbey. Zwischen beyden Weibern entsteht ein Wettstreit der Großmuth. Zelia endigt ihn, indem sie sagt: Dieses Kind mag unsern Streit entscheiden; die, welche das Glück hat, Mutter zu seyn, muß den Sieg davon tragen. Sie giebt Cecilien ihren Gemahl wieder und will ihn verlassen. Das ganze Dorf widersetzt sich der Abreise seiner Wohlthäterin. Endlich entschließt sie sich zu bleiben, und in der Ausübung der Pflichten der Wohlthätigkeit einen Trost für ihren Verlust zu suchen.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1796, 57. Band, 1. Stück, pag. 257—258.

1796. **Theater-Chronik.**

1792.

— Das italienische Theater (in Paris) brachte Werthers Geschichte, in Frankreich unter dem Titel les passions du jeune Werther bekannt, in der Gestalt einer Operette an das Publikum. Die Handlung ist wie in dem Roman, den Ausgang abgerechnet, den man auf diesem Theater so nicht brauchen konnte. Werther will sich erschießen; man hört den Schuß fallen. Lotte ahndet das Unglück und sinkt in Ohnmacht. Indem aber Albert seinem Freund zu Hülfe eilen will, kömmt Werthers alter Bedienter mit der Nachricht herein, daß er so glücklich gewesen ist, den Schuß abzuwenden und daß sein Herr noch lebt. Dieser erscheint auch gleich darauf selbst und entschuldigt sein Beginnen. Dieses abgeschmackten Ausganges ohngeachtet, erhielt diese Arbeit des bekannten Dejaure vielen Beyfall, den es vorzüglich der interessanten Abschiedsscene zwischen Werther und Lotte verdankte.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1796, 58. Band, 1. Stück, pag. 112.

Musen-Almanach fürs Jahr 1796. Herausgegeben von J. H. Voß. Hamburg, bey Bohn. 204 S.

— Von Göthe finden wir die Liebesgötter auf dem Markte, ein kleines Familiengemählde, in welchem man die glückliche Hand des Meisters, wiewohl sie mit dem Pinsel nur zu tändeln scheint, nicht verkennt, und das Wiedersehn, das uns nicht so dunkel und räthselhaft vorgekommen ist, als es einige Leser gefunden haben. Der Liebende, so denken wir uns das Entstehn und den Zusammenhang des Ganzen, kehrt, nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren, im Frühlinge zur Geliebten zurück und findet sie unter demselben blühenden Baume, wo er sie beym Scheiden verließ. Die ganze Zwischenzeit erscheint ihm, zumal da die Scene der Rückkehr der Scene des Abschieds so ähnlich sieht, ein kurzer Traum, — ein liebliches Gestern. Nicht so die zart fühlende Schöne, die sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß die Reize des Weibes nicht mit jedem Frühlinge sich verjüngen.

Schmerzlich, (ruft sie,) wars am Abend zu scheiden, und traurig die lange 1796.
Nacht von Gestern auf Heut, die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen ist wieder erschienen; ach! daß mir indessen
Leider zehnmal der Baum Blüthen und Früchte gebracht.

Irren, oder irren wir nicht? Aber was ist süßer, als dieser Rausch des Liebenden, und was zarter, als diese Sorgsamkeit der Geliebten?

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1796, 58. Band, 2. Stück, pag. 263—264.



1797.

1797. **Wilhelm Meisters Lehrjahre.** Ein Roman. Herausgegeben von **Göthe. Vierter** Band. Berlin bey Joh. Friedrich Unger, 1796. 8. 1 Alph. 9 Bog. Druckpapp. 1 Fl. 48 kr.

Das Lesen der drey ersten Theile dieses Romans hat in dem Recensenten eine gewisse Empfindung zurückgelassen, die ihn etwas zurückhielt, mit derjenigen Hastigkeit nach diesem vierten Theil zu greifen, mit der man sonst nach Meisterwerken zu greifen pflegt. Aber wie überrascht fand er sich, als er die ersten Bogen gelesen hatte, wie hingerissen, als er weiter gekommen war, und wie belehrt und gerührt, als er den letzten Bogen aus der Hand legte! „Wo denn das alles hinaus will, oder hinaus soll?“ dieß fragten gewiß viele Leser bey den ersten Theilen; und jetzt hier wickelt sich alles so in einander und so aus einander, daß man sich kaum erholen, und daß man die zauberische Schöpfungskraft des Dichters nicht genug bewundern kann. Hier geht alles einen raschen, fast zu raschen Gang, alle räthselhaften Personen und Charaktere, die sich vorher nur in Nebeldunst zeigten, stehen hier in hellem Sonnenlichte da, und es fügt sich alles auf das beste und glücklichste. Nur drey Personen sind es, die hier eine tragische Rolle mit ihrem Lebensende hinausspielen: Marianne, die erste Geliebte Wilhelms, die höchst interessante Mignon, die als ein Engel stirbt und die feyerlichste Verewigung in dem Tempel der Vergangenheit erhält, und endlich der Harfner,

Mignons Vater von seiner eigenen Schwester, der auf eine kurze 1797.
Zeit seine Vernunft wieder bekommt, um sein unglückliches Leben durch den Schnitt eines Scheermessers zu endigen. —

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1797, 10. Januar.

Berlin.

Bei Unger: Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman, herausgegeben von Göthe. Vierter Band. 1796. 507 S. in 8. Mit diesem Theil wird ein Roman beschlossen, der in mehrerer Hinsicht das lebhafte Interesse des feinern Publikums auf sich gezogen hat. Natürlich wird dieser letzte Theil um so anziehender seyn, da sich in ihm die Begebenheiten ungemein häufen, und eine Geschichte, die auch schon als solche sehr interessirte, und theils durch die Charaktere der wichtigeren hier auftretenden Personen, und selbst durch ihre Anzahl, theils durch die steigende Verwickelung und Ineinanderschlingung ihrer Rollen und Verhältnisse immermehr Interesse gewann, hier auf eine Art, die Manchen vielleicht weniger unerwartet und ungewünscht, Manchen vielleicht etwas überraschend und nicht ganz befriedigend vorkommen mag, entwickelt wird. Doch fehlt es auch hier nicht an treflichen und neuen psychologischen, ästhetischen und sentimentalischen Bemerkungen, wenn sie gleich nicht so häufig als in den vorigen Theilen vorkommen.

(Folgt Angabe des Inhalts.)

Erlanger gelehrte Zeitungen, Erlangen, 1797, 16. May.

Herrmann und Dorothea von J. W. von Göthe, in Taschenformat mit einem Kalender für 1798.

Erscheint zur Michael-Messe in meinem Verlage und wird mit und ohne Kupfer, in Bänden von gewirkter Seide, von Maroquin, oder auch bloß geheftet, in allen soliden Buchhandlungen zu haben seyn.

Friedrich Vieweg der ältere
in Berlin.

Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jena, 1797, 20. September.

1797. **Herrmann und Dorothea von Göthe**, in Taschenformat mit einem Kalender für 1798, ist nun in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben, und kostet in Bänden von gewirkter Seide 2. Rthlr. 12 gr. — in Maroquin gebunden 2 Rthlr. 4 gr. und in Pappe mit bunden und weißen Umschlägen 1 Rthlr. 12 gr. und 1 Rthlr. 8 gr.

Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jena, 1797, 25. October.

Berlin.

Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman. Herausgegeben von Göthe. Bey Unger. 1ster bis 3ter Band. 1795. 4 Bogen. 1796. 8. Daß ein Roman von Göthe für den Kenner des Schönen, für den Mann von wahrem Geschmack eine höchst angenehme Erscheinung seyn müsse, glaubt der Recens. annehmen zu dürfen, und in der That müßte der keinen Anspruch auf Geschmack machen, den Meisters Lesung ganz unbefriedigt liesse, und der zu derselben nicht gern mehrmals zurück kehrte. Welche Mannichfaltigkeit und Neuheit in den Charakteren! Und mit wie fester Hand sind sie gezeichnet! Welche Blicke in das menschliche Herz! Und welche reichhaltige Belehrungen und Aufschlüsse über die Schauspielkunst und über Shakspeare, die mit einer bewundernswürdigen Kunst in die Erzählungen der Begebenheiten eingemischt sind! Was den Plan anlangt, so scheint uns das Urtheil eines Kunstrichters, daß Göthe beym Anfange seiner Arbeit keinen gehabt habe, ungerecht. Eine andere Frage ist die, ob der Plan, den er hatte, und die Art, wie er ihn ausführte, untadelhaft sey. Es sind schon von verschiedenen Kunstrichtern Erinnerungen dagegen gemacht worden, die Aufmerksamkeit verdienen, aber doch nicht alle ganz unwiderleglich scheinen. Die Verhältniße, in die Meister gesetzt ward, sagt man, konnten das Unendliche, auf das sein Streben gerichtet ist, nicht in ihm entwickeln. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir der Meinung sind, daß der, der dieses sagte, besonders das aus der Acht ließ, was das Studium Shakspeares wirkte, und wovon in seinen Bemerkungen über diesen Dichter dem Leser von Zeit zu Zeit die Spuren gezeigt werden. Der Recens. denkt sich übrigens G.'s Plan und Absicht so. Meister war ein Jüng-

ling voll Strebens nach Ausbildung, voll Sehnsucht nach dem Unendlichen. Frühe Eindrücke hatten ihn dahin geleitet, vom Theater Befriedigung seiner Wünsche zu hoffen. Daher sein Hang dazu, der, besonders da die Liebe zu Marianen ihn nährt und verstärkt, ihn denn auch unter die Schauspieler bringt. Shakspeare ist hier das vorzüglichste Werkzeug, seinen Geist zu entfalten. Die äußern Verhältnisse des Schauspielerlebens aber, die mit dem Ideale, das seinem Geiste vorschwebt, sehr kontrastiren, nähern ihn auf der andern Seite der wirklichen Welt, und machen, nebst den andern eingesammelten Erfahrungen, endlich einen Mann aus ihm, der durch das Ideal, das er in seinem Busen trägt, für die wirkliche Welt nicht unbrauchbar, und des Genusses fähig ist, den eine Natalie geben kann. Daß jede Nebenfigur unmittelbar die Hauptabsicht mit befördere, scheint dem Recens. nicht nothwendig, wenn sie nur sonst gehörig in die Geschichte der Hauptperson verflochten ist. Und das scheint doch dem Recens. hier der Fall. Nur wünscht er, daß es dem Verf. gefallen haben möchte, uns zu benachrichtigen, was in den Begebenheiten Meisters von der geheimen Verbindung bewirkt worden sey, und was nicht. Daß einige Personen nur gleichsam im Hintergrunde erscheinen, von denen man gern mehr läse, ist kein Fehler; denn die Hauptfigur mußte nicht zu sehr verdunkelt werden. Indessen läugnet der Recens. nicht, daß er wünscht, viele Umstände möchten mehr aus dem Dunkel hervorgezogen seyn, z. B. wie Friedrich zu Philinen kommt. Auch müßte, wie dem Rec. dünkt, noch etwas Bestimmenderes über Lothars Verhältniß zu Aurelien vorkommen, und besonders Wilhelm nicht so vortheilhaft von demselben denken, so lange er noch keinen andern Aufschluß darüber hatte, als was er von Aurelien wußte. — Die Art der Darstellung ist hier anders, als im Werther. Aber sie mußte auch hier ganz anders seyn. Wer darum den Meister tadeln wollte, der würde einen sehr einseitigen Geschmack verrathen, und ein einseitiger Geschmack ist kein ächter Geschmack. Die Schreibart findet der Recens. vortrefflich. Sie ist äußerst einfach und natürlich. Die Nachlässigkeit, die ein anderer Kunstrichter fand, ist, (einige Sprachunrichtigkeiten ausgenommen, die dem großen Dichter zuweilen entschlüpften) nur scheinbar, und gewiß absichtlich. Eigentlich Schleppendes, welches ebenfalls dem Werk vorgeworfen ist, hat Rec. auch nicht gefunden. Bloß die Erzählung des Marionettenspiels grenzt daran. Allein

1797. die Sache hatte wirklich auf Meisters Streben und Schicksale vielen Einfluß, und Rec. müßte sehr irren, wenn Göthe Meistern nicht absichtlich so weitläuftig erzählen ließ, um dadurch dem Leser recht anschaulich zu machen, wie sehr der Jüngling am Schauspielwesen hing. Die Umständlichkeit, die sonst hin und wieder herrscht, wird wohl nur der zweckloß finden, der bloß auf die Entwickelung neugierig ist. — Der Recens. glaubte, seine Anzeige eines Werkes, welches keiner Bekanntmachung bedarf, nicht besser einrichten zu können, als wenn er auf die ihm bekannt gewordenen Urtheile darüber einige Rücksicht nahm. Die verschiedenen Recensionen über Ein und dasselbe Werk, haben insonderheit den Nutzen, demjenigen, der sie vergleicht, vor Eingeschränktheit und Einseitigkeit zu bewahren, und ihm die Ansicht von mehrern Seiten zu erleichtern. Diesen Nutzen würden sie vielleicht in höherem Grade erreichen, wenn die späteren auf die früher bekannt gewordenen zuweilen, bey wichtigen Werken, zurückblickten.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1797, 9. December.

Berlin, b. Vieweg d. ält.: Taschenbuch für 1798. Herrmann und Dorothea von J. W. von Göthe. Mit Kupfern. 174 S. ohne den Calender. Taschenformat.

Obgleich dies Gedicht seinem Inhalte nach in der uns umgebenden Welt zu Hause ist, und, unsern Sitten und Ansichten befreundet, höchst faßlich, ja vertraulich die allgemeine Theilnahme anspricht; so muß es doch, was seine dichterische Gestalt betrifft, dem Nichtkenner des Alterthums als eine ganz eigne, mit nichts zu vergleichende Erscheinung auffallen, und der Freund der Griechen wird sogleich an die Erzählungsweise des alten Homerus denken. Sollte dies weiter nichts auf sich haben, als eine willkührliche Verkleidung des Sängers in eine fremde altväterliche Tracht: Sollte die Aehnlichkeit bloß in Aeußerlichkeiten des Vortrags liegen? Es wäre wenigstens nicht billig, vor der Untersuchung so zu vermuthen: jene, auch dem oberflächlichen Beobachter sich darbietende Wahrnehmung muß uns daher ein Wink seyn, sie weiter zu verfolgen. Wenn ein Werk nach der aus

ihm hervorleuchtenden künstlerischen Absicht zu beurtheilen ist, so darf 1797.
die Rücksicht auf das homerische Epos hier so wenig ein überflüßiger Umweg scheinen, daß sie vielmehr das sicherste, ja das einzige Mittel seyn möchte, ein so viel möglich von allem materiellen Interesse und von allen Einflüssen eines einseitigen modernen Geschmacks gereinigtes Urtheil über den dichterischen Werth von Herrmann und Dorothea zu bilden.

(Folgt Abhandlung über das Homerische Epos u. s. w.)

— Der große Hebel, womit in unsern angeblichen Schilderungen des Privatlebens, Romanen und Schauspielen, meist alles in Bewegung gesetzt wird, ist die Liebe. Die phantastische Vorstellungsart, das, wodurch die Natur den Menschen in das Heiligthum der geselligen Bande nur einführt, was die in ihm schlummernden Kräfte zu edler Thätigkeit zu wecken bestimmt ist, als den Mittelpunkt und das letzte Ziel des Lebens anzusehn, und es dadurch in eine müßige Schwelgerey des Gefühls zu verwandeln, ist uns leider so geläufig, daß wir die Häßlichkeit und Verworrenheit unsrer gewöhnlichen Romanenwelt gar nicht gewahr werden. Bey der Schlaffheit solcher Leser, die in einem Romane, gänzlich unbekümmert um sittliche Eigenthümlichkeit nur das gehörige Maaß von gesetzlosem Ungestüm der Leidenschaft verlangen, darf es uns nicht wundern, wenn ein Wilhelm Meister (ein Werk, nach welchem vielleicht die Nachwelt von der Höhe unsrer Bildung einst allzu günstig urtheilt) unbegriffen angestaunt wird, weil es die Vielseitigkeit der menschlichen Bestrebungen mit der höchsten Klarheit auseinander breitet, und daher der Liebe nur einen untergeordneten Platz einräumt. Auch in Herrmann und Dorothea ist sie nicht eine eigentliche romanhafte Leidenschaft, die zu dem großen Stile der Sitten nicht gepaßt hätte; sondern biedre, herzliche Neigung, auf Vertrauen und Achtung gegründet, und in Eintracht mit allen Pflichten des thätigen Lebens, führt jene einfachen, aber starken Seelen zu einander.

Ohne ein Zusammentreffen außerordentlicher Umstände würde daher auch die Entstehung und Befriedigung solch einer Liebe in den leisen, unbemerkten Gang des häuslichen Lebens mit eintreten, und nicht mit schleuniger Gewalt unerwartete Entscheidungen hervorrufen. Dies letzte hat der Dichter durch ein einziges Mittel bewirkt, woraus dann alles mit so großer Leichtig-

1797. keit herfließt, als hätte gar keine glückliche Erfindungskraft dazu gehört, es zu entdecken. Auf den Umstand, daß Herrmann Dorotheen als ein fremdes, durch den Krieg vertriebnes Mädchen unter Bildern der allgemeinenen Noth zuerst erblickt, gründet sich die Plötzlichkeit seiner Entschließung, der zu befürchtende Widerstand seines Vaters, und das Zweifelhafte seines ganzen Verhältnisses zu ihr, das erst mit dem Schlusse des Gedichtes völlig gelößt wird. Durch die zugleich erschütternde und erhebende Aussicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde ist alles um eine Stufe höher gehoben, und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geschieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen sich dadurch an das Allgemeinste und Wichtigste an, und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es ist das Wunderbare des Gedichts, und zwar ein solches Wunderbares, wie es in einem Epos aus unsrer Zeit einzig Statt finden darf: nämlich nicht ein sinnlicher Reiz für die Neugier, sondern eine Auffoderung zur Theilnahme an die Menschheit.

Es versteht sich von selbst, daß das oben über die unbestimmte epische Einheit bemerkte bey einem ganz erfundenen Stoffe einige Einschränkung leidet. Was die schon durchgängig poetisirte Sage gegeben, kann der Sänger fast in einem beliebigen Punkte aufnehmen, (nach Homers eignem Ausdruck Ενδεν ἑδων Od. VIII. 500) und auch, sobald die Rhapsodie eine schöne Rundung gewonnen hat, bey einem schicklichen Einschnitte wieder fallen lassen; denn er darf darauf rechnen, daß die Hörer über die weiteren, ihnen schon bekannten, Schicksale seiner Helden nicht in Unruhe bleiben werden. Aber die Aufführung von Personen, denen nur die Macht des Dichters Leben verliehen hat, macht eine vollkommnere Befriedigung, eine strengere Begrenzung nothwendig. Uebrigens ist jedoch die Anlage des Ganzen durchaus episch, und nicht dramatisch. Keine künstliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich eintretenden Zwischenvorfälle, keine auf einen einzigen Punkt hindrängende Spannung. Alles ist einfach und gleitet ohne Sprung in einer unveränderten Richtung fort, deren Ziel man bald vorhersieht. Man kann sagen, daß Verknüpfung und Auflösung durch das Ganze gleichmäßig vertheilt ist, oder vielmehr, daß durch eine Mehrheit von kleineren, an einander gereihten, Verknüpfungen und Auflösungen das Gemüth immer von neuem angeregt, doch in dem Grade

mit fortgerissen wird, daß es die Freyheit der Betrachtung verlöre. Die häufig bewirkte Rührung ist daher niemals eine durch Ueberraschung abgejagte, oder das bloße Mitleid mit geängstigten Seelen sondern die sanfteste und reinste, welche allein dem Adel der Gesinnungen gilt. 1797.

So einfach wie die Geschichte ist auch die Zeichnung der Charaktere. Alle starken Contraste sind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten ist das Licht auf dem Gemälde geschlossen, das eben dadurch harmonische Haltung hat. Bey Herrmanns Vater wird die mäßige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewußtseyn seiner Wohlhabenheit, das sich durch Streben auch einer etwas vornehmern Lebensart äußert, durch die schätzbarsten Eigenschaften des wackern Bürgers, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf seine Unkosten; aber er thut es mit so viel Gutmüthigkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, und selbst sein offenherziger Egoismus, von dem man Anfangs Gegenwirkung befürchtet, ist harmlos. Dergleichen naiv lustige Züge sind ganz im Geiste der epischen Gattung: denn ihr ist jene idealische Absonderung der ursprünglich gemischten Bestandtheile der menschlichen Natur fremd, woraus erst das rein Komische und Tragische entsteht. Uebrigens kann man Herzlichkeit, Geradsinn und gesunden Verstand den allgemeinen Charakter der handelnden Personen nennen; und doch sind sie, durch die gehörigen Abstufungen individuell wahr bestimmt. Die Mutter, den Pfarrer und den Richter, unter denen es schwer wird zu entscheiden, wo die sittlichste Würde am reinsten hervorleuchtet, erwähnten wir schon vorhin. Wie schön gedacht ist es, beym Herrmann die kraftvolle Gediegenheit seines ganzen Wesens mit einem gewissen äußern Ungeschick zu paaren, damit ihn die Liebe desto sichtbarer umschaffen könne! Er ist eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wissen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühsam ihren ganzen Werth ablockt. Aber da er nun das für ihn bestimmte Weib in Einem Blicke erkannt hat, da sein tiefes, inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felsen hervorbricht: welche männliche Selbstbeherrschung, welchen bescheidnen Edelmuth beweist er in seinem Betragen gegen Dorotheen! Er wird ihr dadurch beynahe gleich, da sie ihm sonst an Gewandtheit und Anmuth, an heller Einsicht und besonders an heldenmäßiger

1797. Seelenstärke merklich überlegen ist. Ein wunderbar großes Wesen, unerschütterlich fest in sich bestimmt, handelt sie immer liebevoll, und liebt sie nur handelnd. Ihre Unerschrockenheit in allgemeiner und eigner Bedrängniß, selbst die gesunde körperliche Kraft, womit sie die Bürden des Lebens auf sich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken; mischte sich nicht, dem Jünglinge, das leise Spiel sorgloser, selbstbewußter Liebenswürdigkeit mit ein, und entrisse nicht ein reizbares Gefühl, durch vermeynten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdesten Geständnisse. Hinreissend edel ist ihr Andenken an den ersten Geliebten, dessen herrliches Daseyn ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Gestalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schlusse über alle Mithandelnden hervor, und so wächst mit der Steigerung schöner und großer Naturen das Gedicht selbst gleich einem stillen mächtigen Strome.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bey der Wahl oder vielmehr Erschaffung des Darzustellenden dafür gesorgt, daß es der schönen Entfaltung so würdig, so rein menschlich, und doch zugleich so wahr und eigenthümlich wie möglich wäre, hat er den anmaaßungslosen Stil der Behandlung dem Werke nicht von außen mit schmückender Willkür angelegt, sondern als nothwendige Hülle des Gedankens von innen hervorgebildet. Es scheint, als hätte er, nachdem er das Wesen des Homerischen Epos, abgesondert von allen Zufälligkeiten, erforscht, den göttlichen Alten ganz von sich entfernt und gleichsam vergessen. Wie überhaupt leidende Annahme leicht, freye Aneignung und Nachfolge aber eine Prüfung der Selbstständigkeit ist, so wäre es auch keine so schwierige Aufgabe, einen modernen Gegenstand ganz in Homerische Manieren zu kleiden. Allein es fragt sich, wie es bey dieser Anhänglichkeit an den Buchstaben um den Geist stehen würde. Alle Form hat nur durch den ihr inwohnenden Sinn Gültigkeit, und bey veränderter Beschaffenheit des Stoffes, worinn sie ausgeprägt werden soll, muß der Geist auch anders modificirte Mittel sich auszudrücken suchen. Dergleichen äußerliche Abweichungen sind alsdann wahre Uebereinstimmung. Homers Rhapsodien waren ursprünglich bestimmt, gesungen, und zwar aus dem Gedächtnisse gesungen zu werden; in einer Sprache, welche in weit höherm Grade als die unsrige die Eigenschaften besitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt geflügelt nennt. Die

häufige Wiederkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer, kurz vorher da gewesener, Reden, und manche kleinen Weitläuftigkeiten konnten daher vor dem Ohr des sinnlichen Hörers, das sie tönend füllten, leichter vorüberwallen: dem heutigen Leser (der nur allzu selten der Poesie Stimme zu geben, oder sie auch nur zu hören versteht) möchten sie einförmig und ein unwillkommener Aufenthalt dünken. In Herrmann und Dorothea kommt nur eine einzige Wiederholung vor; und, so gespart, thut sie eine Wirkung, die bey häufigerm Gebrauche verloren gegangen wäre: sie lenkt die Aufmerksamkeit zweymal auf die so bedeutende Schilderung von Dorotheens Tracht und Gestalt. S. 89. vergl. S. 107. 1793.

Aber ich geb euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frey und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eyrund;
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.

Homer pflegt jede Rede durch eine ganze Zeile anzukündigen, wobey denn oft dieselbe wiederkommt. Unser Dichter thut jenes ebenfalls, doch so daß er immer mit den Nebenzügen wechselt; mehrmals läßt er aber die Rede mitten im Hexameter anfangen, schickt auch wohl einige Worte davon voran, und flicht dann die Erwähnung der redenden Personen kurz ein: beides thut Homer niemals, vielleicht weil der Vortrag des Sängers Pausen in der Mitte des Verses, um dergleichen deutlich von einander zu scheiden, nicht gestattete. Das Vergangne nie als gegenwärtig vorzustellen, ist der Gattung so wesentlich eigen, daß der Dichter,

1797. vermuthlich ohne sich besonders daran zu erinnern, jene oben bemerkte Ausschliessung des Präsens der Zeitwörter in der Erzählung durchgehends beobachtet hat. Homerismen, wenn wir es so nennen dürfen, in Wendungen und Redensarten haben wir gar nicht entdecken können; es müßte denn etwa Herrmanns Ausdruck S. 60. seyn: dem ist kein Herz im ehernen Busen, wo sowohl seyn mit dem Dativ statt haben, als das Beywort ehern nicht bey uns einheimische Redensart ist. Aehnlichkeiten wie: S. 25. denn mir war Zwiespalt im Herzen, und: διανδιχα μερμηριζα oder wie: και με γλυκυσ ἵμεροσ ἁιρε, und S. 130. und süßes Verlangen ergriff sie; oder Anwendung jener Formel, wodurch die übereinstimmenden Aeußerungen Vieler in Eine Rede zusammengefaßt werden:

ὡδε δε τισ ειπεσκεν, ἰδων εσ πλησιον αλλον.
Denn so sagte wohl Eine zur Andern flüchtig ans Ohr hin.

und kurz nachher:

Aber ein und die andre der Weiber sagte gebietend,

können nicht für Homerismen gelten, da diese natürlichen Wendungen, da wo sie stehen, ganz an ihrer Stelle sind. Jene Figur, daß der Dichter die Person, die er redend einführt, selbst anredet, welche im Griechischen bey einigen Namen die Bequemlichkeit des Versbaues mag veranlaßt haben, ist hier nur ein paarmal zu einer drolligen Wirkung benutzt:

Aber du zaudertest noch, vorsichtiger Nachbar und sagtest:

Was den lieblichen Ueberfluß an Beywörtern betrifft, so bietet unsre Sprache Mittel genug dar, es darin dem griechischen Sänger gleich zu thun. Aber es giebt im Homer manche an sich schöne und treffende Beywörter, die einmal für allemal festgesetzt, dadurch einen Theil ihrer Bedeutsamkeit verlieren, daß sie ohne nähere Beziehung auf den jedesmaligen Zusammenhang der Stelle wiederkehren. Sie scheinen eine Erinnerung an den Ursprung der epischen Kunst zu seyn, da der Sänger, Ausdruck und Vers für

die vorgetragene Geschichte während des Gesanges erfindend, durch 1797
solche Halbverse, die allgemeines Eigenthum waren, Zeit gewann. Bloß zum Behufe der Poesie gebildete Zusammensetzungen müssen uns einen stärkern Eindruck von Pracht und Festlichkeit geben, als den Homerischen Griechen; nicht als ob sie bey ihnen in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen wären, sondern die epische Poesie war ihnen überhaupt etwas gewöhnlicheres als uns. Mit gutem Grunde ist daher der deutsche Dichter in diesem Stücke etwas weniger freygebig gewesen: die Beywörter sind bey ihm nicht allgemeine Erweiterung, sondern an ihrem bestimmten Platze bedeutend, und er hat sich weit häufiger der einfachen als der zusammengesetzten bedient. Wo er dergleichen selbst bildet, geschieht es auf die leichteste Weise durch Verbindung eines Umstandswortes mit einem Adjectiv oder Particip, z. B. der wohlumzäunete Weinberg, der vielbegehrende Städter, der allverderbliche Krieg. Nur Einmal finden wir ein Substantiv mit einem Particip zum Epitheton verknüpft: die gartenumgebenen Häuser, welches in wohlklingender Kürze das Bild von einem zerstreut liegenden Dorfe giebt. Daß diejenigen, für welche die Poesie nichts weiter ist als eine Mosaik von kostbaren Phrasen, den Ausdruck in Herrmann und Dorothea viel zu schmucklos, das ist nach ihrer Art zu sehen, zu prosaisch finden werden, ist in der Ordnung. Diese Kritiker würden vermuthlich ein wenig erstaunen, wenn sie erführen, daß Dionysius von Halikarnaß an einer Stelle der Odyssee, „die in den gemeinsten, niedrigsten Aus„drücken abgefaßt sey, deren sich etwa ein Bauer oder ein Hand„werker bedienen würde, die gar keine Sorge darauf wenden schön „zu reden," das Verdienst der poetischen Synthesis weitläuftig auseinandersetzt. Nach Wolfs Bemerkung (Prolog. p. LXXI.) „scheint die Homerische Diction, unermeßlich weit entfernt von „dem wüsten Schwulst der Tropen und Bilder, welcher der Kind„heit der Sprachen eigen ist, durch ihren gleichmäßigen, bescheidnen „Ton eine nahe Vorbotinn der entstehenden Prosa zu seyn." Ob wir gleich über die damalige Sprache des gemeinen Lebens im Dunkeln sind, läßt es sich doch wahrscheinlich machen, die epische habe sich mehr durch die Zusammensetzung, nämlich durch Wortfügung und Wortstellung, dann durch die mannichfaltigere Biegung, Verlängerung und Verkürzung der Wörter, endlich durch die reichlichere Einschiebung der Partikeln, als durch die Bestand-

1797. theile der Rede selbst von jener unterscheiden. Die zuletzt genannten Freyheiten sind dem deutschen Dichter fast ganz versagt; desto schwerer war es, wie in Herrmann und Dorothea geschehen ist, den Ausdruck durch die unmerklichsten Mittel, durch würdige Einfalt, hier und da einen flüchtigen Anstrich vom Alterthümlichen, die leichteste, klarste Folge und Verbindung der Sätze, hauptsächlich aber durch die Stellung, von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen. Wenige Beyspiele werden hinreichen, um zu zeigen, welch eine feine Linie hier das Poetische vom Prosaischen trennt. S. 63.:

Da versetzte bedeutend die gute verständige Mutter,
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich in's Auge:

Diese schlichten Zeilen sind dennoch durchaus poetisch gebildet, wie man sich überzeugen kann, wenn man sie durch eine wenig veränderte Stellung und Verknüpfung auflöst: „Da versetzte die gute verständige Mutter bedeutend, indem sie stille Thränen vergoß, die ihr leicht in's Auge kamen.“: Nun erst wäre es wirkliche Prosa; doch müßten noch die Beywörter der Mutter weggelassen werden, die in einer prosaischen Erzählung, sobald man einmal mit ihrem Charakter bekannt wäre, nicht vorkommen dürften. S. 10:

— — der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.

Man hänge nur den letzten Satz durch eine Conjunction mit dem vorhergehenden zusammen: „so daß man wenig erkennen konnte.“ Welch ein Unterschied! Die möglichste Enthaltung von solchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen Fürwörtern, welche eben so wirken, ist ein Hauptmittel zur dichterischen Vereinfachung der Sätze. Auch der häufigere Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen. S. 136.:

Viele kommen indeß, der Wöchnerinn nahe Verwandte
Manches bringend und ihr die bessere Wohnung verkündend.

Manchmal vermehrt die Häufung des Verbindungswörtchens den Nachdruck:

S. 94. Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher: 1797.
S. 98. Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?

manchmal die Weglassung: S. 88.

Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu schöpfen bequemlich.

manchmal die Wiederholung desselben Wortes. S. 17.:

Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackeren Deutschen,
Und so schützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?

oder S. 153.:

Und sie reichte das Wasser herum. Es tranken die Kinder,
Und die Wöchnerinn trank, mit den Töchtern, so trank auch der Richter.

wo jedoch diese Aufzählung mit zur anschaulichen Ausführlichkeit gehört. Die Abweichungen von der prosaischen Wortfolge sind meistens so leicht und leise, daß sie einer nicht sehr wachen Aufmerksamkeit entschlüpfen, und doch wirken sie, was sie sollen. Auch bey kühnern Versetzungen, z. B. S. 145.:

Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Herrmann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm so lieb war.

ist immer für Vermeidung aller Dunkelheit gesorgt. An die vielfältig vorkommende Stellung des Beywortes nach dem Hauptworte mit wiederholtem Artikel, wie in der ersten der angeführten Zeilen, wird sich manches deutsche Ohr anfangs nicht gewöhnen wollen; man muß sehen, ob die Sprache der kleinen Gewalt, die ihr dabey geschieht, und wodurch sie allerdings für den epischen Gebrauch geschickter werden würde, nachgeben wird. Daß ein so

1797. bescheidner, schmuckloser, und doch an Farbe und Gestalt durchhin epischer Ausdruck, wie er in Herrmann und Dorothea herrscht, in unsrer Sprache möglich war, beweist die hohe Bildung, welche sie schon erreicht hat; denn nur durch diese wird sie der Mäßigung, Entäußerung und Rückkehr zur ursprünglichen Einfalt fähig.

Die sinnlichen Gegenstände, entweder die den Menschen umgebenden Dinge, oder bloß körperliche Handlungen nehmen in Homers Gesängen einen großen Raum ein, und dies gehört zu der Wahrheit seines Weltgemäldes, wo die Helden und Götter so sinnlich, so stark von Körper, und so wenig geübt am Geiste sind. Indessen wird doch das Leblose nur immer in Bezug auf die Menschen, denen es angehört, bezeichnet, niemals um seiner selbst willen ausgemalt. Dies, was man poetisches Stillleben nennen könnte, ist der Fortschreitung des Epos ganz und gar zuwider. Auch das sentimentale Wohlgefallen an ländlichen Gegenständen, das doch nöthig seyn würde, um die an sich todte Künstlichkeit solcher Schilderungen mehr zu beseelen, ist, als eine subjective Empfindungsweise des Dichters, vom epischen Gedicht ausgeschlossen. In Herrmann und Dorothea ist der Darstellung des Sinnlichen verhältnißmäßig weit weniger Ausbreitung gegeben. Schon durch die Beschränkung der Geschichte auf den Zeitraum eines Nachmittags und Abends wurde der Dichter derselben mehr überhoben, ob er gleich nichts zur Anschaulichkeit dienliches übergangen, und nach epischer Art selbst das Geringste rühmend erwähnt hat. Bewundernswürdig ist es aber, wie er die Menschen immer durch ihre Umgebungen kenntlich zu machen, und die äußern Gegenstände auf sittliche Eigenthümlichkeiten zu beziehen weiß. Beyspiele hievon auszuwählen, würde uns eben so schwer fallen, als es dem Leser leicht seyn muß sie zu finden. Die ländliche Natur wird ganz aus dem Gesichtspunkte ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geschildert; nur das Erfreuliche ihrer Ergiebigkeit, des fleißigen Anbaues, der menschlichen Anlagen in ihr (man sehe die Beschreibung des Weinbergs und der Felder des Wirthes, des berühmten Birnbaums, der anmuthigen Quelle) wird gepriesen: denn die, welche am rüstigsten in der Natur wirken und schaffen, sehen sie am wenigsten mit dem Auge des Landschaftenkenners oder des empfindenden Naturliebhabers an.

Homers Gleichnisse sind eigentlich erklärende Episoden,

die im Ernste und nicht bloß zum Schein den Zweck haben, etwas deutlicher zu machen; wobey man die ihn umgebenden Hörer nicht vergessen muß, wie er sie selbst beschreibt: 1797.

Gleichwie ein Mann auf den Sänger schaut, der, vermöge der Götter
Kundig, den Sterblichen singt die lusterregenden Worte;
Ihn ohn' Ende zu hören begehren sie, wenn er nur singet.

Solche Hörer hatten natürlich ein großes Bedürfniß, eine recht sinnlich faßliche Vorstellung von der geschilderten Sache zu bekommen. In der modernen Nachahmung, die hierauf gar keine Rücksicht nahm, ist das epische Gleichniß in einen gelehrten Zierrath ausgeartet, so daß häufig das Bekanntere mit dem Fremderen, das Menschliche mit der thierischen Welt, die unsrer Beobachtung weit entfernter liegt, auch wohl das Körperliche mit dem Geistigen verglichen wird. Schwerlich möchte daher an Herrmann und Dorothea etwas vermißt werden, weil es nur Ein ausgeführtes Gleichniß enthält. Dieses Eine ist schön und neu, und kommt bey einer Gelegenheit vor, wo es die Mühe lohnt:

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal in's Auge, die schnellverschwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
Schweben siehet ihr Bild, wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Herrmann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft sich vorbey, und schien dem Pfad' ins Getreide zu folgen.

Die Ankündigung des Inhalts, gar kein wesentlicher Theil des Epos, sondern eine entbehrliche Vorbereitung, welche da, wo die besungene Geschichte sich auf Sage gründet, noch mehr Schicklichkeit hat, als wo sie erst durch das Gedicht entsteht, ist von dem deutschen Sänger mit Bedacht weggelassen. Dagegen flicht er zu Anfange der letzten unter den neuen Rhapsodien, die er wie Herodot die Bücher seiner Geschichte nach den Musen benannt, doch zugleich noch mit andern bedeutenden Ueberschriften versehen hat, eine sehr gefällige Anrede an diese Göttinen ein.

1797. Wir haben Herrmann und Dorothea in dem bisherigen nach seiner Eigenthümlichkeit, nach den besonderen Bestimmungen des Entwurfs, der Sitten und des Styls zu charakterisiren gesucht. Als ein Individuum seiner Gattung, d. h. als episches Gedicht, haben wir es schon vorher charakterisirt. Denn was wir oben als wesentliche Merkmale des Epos angaben: die überlegene Ruhe und Partheylosigkeit der Darstellung; die volle, lebendige Entfaltung hauptsächlich durch Reden, die mit Ausschließung dialogischer Unruhe und Unordnung der epischen Harmonie gemäß umgebildet werden, den unwandelbaren verweilend fortschreitenden Rhythmus; diese Merkmale lassen sich eben so gut an dem deutschen Gedicht entwickeln als an Homers Gesängen. Verfehlten wir also den wahren Begriff nicht; so wird der Leser, der dies Urtheil durch eigne Prüfung beurtheilen will, auch wenn er mit den letzten nicht bekannt ist, sie ohne Mühe in jenem wiederfinden. Was die Ruhe betrifft, so beugen wir nur noch dem Misverständnisse vor, als ob der Dichter gegen das, wodurch er die Seelen Andrer so tief bewegt, selbst unempfindlich seyn sollte. Er muß es allerdings auf das innigste fühlen; aber er hat die Selbstbeherrschung, dem Gefühl keinen Einfluß auf die Darstellung zuzugestehen. Er wird z. B. wo das Gesetz derselben es fodert, gleich nach dem erschütterndsten Momente einen verhältnißmäßig gleichgültigen, ja einen drolligen Umstand erwähnen, wie es in Herrmann und Dorothea, namentlich im letzten Gesange, mehrmals geschieht. Die Enthaltung des Dichters von eigner Theilnahme ist also kein leerer Schein: denn wenn die Darstellung durch das Medium der Empfindung gegangen und von ihr tingirt ist, so sympathisirt der Leser nun eigentlich nicht mehr mit der Sache, sondern mit dem Dichter. — Die Lehre vom epischen Rhythmus verdient eine genauere Auseinandersetzung. Sie ist auch deswegen wichtig, weil sie Anwendung auf den Roman leidet. Ein Rhythmus der Erzählung, der sich zum epischen ungefähr so verhielte, wie der oratorische Numerus zum Sylbenmaaße, wäre vielleicht das einzige Mittel, einen Roman nicht bloß nach der allgemeinen Anlage, sondern nach der Ausführung im einzelnen, durchhin poetisch zu machen, obgleich die Schreibart rein prosaisch bleiben muß; und im Wilhelm Meister scheint dies wirklich ausgeführt zu seyn.

Wir enthalten uns hier jedes Rückblicks auf Göthe's

dichterische Laufbahn, (die mit diesem neuesten Werke noch lange 1797. nicht geschlossen seyn möge!) so fruchtbar an belehrenden Zusammenstellungen, selbst an wichtigen Andeutungen über das Bedürfniß unsrer Bildung und das Streben des Zeitalters, von der Originalität zur vollkommnen Gesetzmäßigkeit schöner Geisteswerke, von der Erscheinung der Unabhängigkeit des Individuums zum Abdruck reiner Menschheit in ihnen fortzugehn, eine solche Uebersicht auch seyn würde; und fassen nur unsre Betrachtung des vorliegenden Werks in kurze Resultate zusammen. Es ist ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zwecks, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigenthümlichkeit bey weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe aufgefaßt: die Klarheit besonnener Selbstbeherrschung erscheint mit der edeln Wärme des Wohlwollens innig verbunden, und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freyen, von nationaler und politischer Parteylichkeit gereinigten Ansicht der menschlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck ist Rührung, aber keine weichliche, leidende, sondern zu wohlthätiger Wirksamkeit erweckende, Rührung. Herrmann und Dorothea ist ein vollendetes Kunstwerk im großen Stil, und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend*).

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1797, 11. 12. und 13. December.

Taschenbuch für 1798. **Herrmann und Dorothea** von **J. W. von Göthe**. Berlin bey Friedrich Vieweg dem ältern. In roth Saffianleder 3 Fl. 54. in ord. Band 2 Fl. 45 kr.

Die schöne Kalenderform abgerechnet, übergiebt hier der originelle Dichter des Vaterlandes dem Publikum ein Gedicht, in Hexametern und 9 Gesängen, welche nach Art der herodotischen

*) Verfasser: August Wilhelm Schlegel.

1797. Geschichte, die Namen der 9 Musen zur Aufschrift haben — ein Gedicht, das in seiner Art ein unübertrefliches Meisterstück ist. Die Scene ist eine Gegend am Rhein, und die Geschichte ist aus unsern neuesten Tagen genommen. Dorothea ist ein herrliches deutsches Mädchen, ausgewandert aus einer von den Franzosen überschwemmten Gegend, und Herrmann ein kräftiger deutscher Jüngling. Ueberall herrscht die schönste Simplicität in den Empfindungen und Gesinnungen, Wahrheit der Natur in den Handlungen und Schilderungen, bis zum Leben getroffene Charakterzeichnungen, die sich durch die glücklichsten Kontraste noch mehr heben, und besonders eine so schlichte und populaire Lebensweisheit, daß es auch als goldenes Sittenbüchlein mehr als einmal gelesen zu werden verdient.

(Folgen einige Verse u. s. w.)

Aus den hier gegebenen Proben wird schon erhellen, wie sehr sich der Ausdruck der homerischen Einfalt nähert — und sogar auch in den Wortfügungen und in dem Gebrauche solcher Partikeln, mit denen man sonst beym Uebersetzen in beiden Sprachen nichts Kluges anzufangen weiß. Eben so sind kleine Züge angebracht, die uns an die patriarchalische Manier des alten Griechen erinnern, oder den selbstschaffenden Dichter verrathen, wie z. B. wenn er von einer Feuersbrunst sagt: „Erzeugend sich selber den Zugwind." — Doch was braucht es einer längern Anzeige, da kein Mann von Geschmack dieses Werk ungelesen lassen wird?

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1797, 12. December.

Kritische Fragmente.

Von

Friedrich Schlegel.

Man tadelt die metrische Sorglosigkeit der Götheschen Gedichte. Sollten aber die Gesetze der deutschen Hexameter wohl so consequent und allgemeingültig sein, wie der Charakter der Götheschen Poesie?

Wer Göthe's Meister gehörig charakterisirte, der hätte damit 1797.
wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit ist in der Poesie. Er dürfte sich, was poetische Kritik betrifft, immer zur Ruhe setzen.

Lyceum der schönen Künste, Berlin, 1797, pag. 134 und pag. 166.

Entwickelung des Ifflandischen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater im Aprilmonat 1796.*) Leipzig, bey G. J. Göschen. XVI. und 407 S. in 8o.

— Welch ein anderes Werk (als die Räuber) ist Egmont! Der Verfasser hat, wie man sieht, keinen Plan gehabt, als er zu arbeiten anfing; was auch bey seinem neuesten Werke, Meisters Lehrjahre, und mehrern seiner Produkte sichtbar genug ist. Seine Entwickelungen sind elend. Es ist keine Haltung in dem Ganzen. Nebenumstände werden zu weitläuftig auseinander gesetzt: Hauptscenen nicht hinreichend ausgemahlt. Aber im Einzelnen vortrefliche Stellen; wahre Darstellung, schöne Lebensregeln; besonders eine ergreifende Individualität in den Charakteren.

— Aus der Mitte des Stücks sind mehrere Scenen bey der Vorstellung weggeblieben; der sicherste Beweis, daß es kein wohlverbundenes Ganze ist. Egmont zeigt sich mehr als Libertin, denn als Staatsmann: ein Staatsmann aber, der bey der größten Gefahr des Vaterlandes seine Zeit mit Besuchen bey seinem Liebchen vertändelt, ist kein Charakter, der unser Herz an sich zöge. Schon deshalb wird Herr Iffland diese Rolle schwerlich außer Weimar spielen, wäre seine Figur auch für dieselbe so zusagend, als sie ihm hinderlich ist, verliebte Helden zu spielen. Selbst der verstorbene Reinecke wäre nicht vermögend gewesen, sie zu heben, so entsprechend seine Figur für dieselbe war.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1797, 59. Band, 2. Stück, pag. 289—290.

Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman. Herausgegeben von Göthe. Berlin, bey Unger. Erster bis Vierter Band. $4^1/_2$ Alphabet. kl. 8. 1796. 6 Rthlr.

Ein mannichfaltiges schönes Gemälde, von dem man, gleich auf den ersten Blick, durch nicht gemeine Reize gefesselt wird,

---

*) Verfasser: Karl August Böttiger.

1797. das man nicht ohne viele frohe und viel schmerzlich süße Erinnerungen verläßt, und zu dem man immer wieder mit Verlangen und Liebe zurückkehrt. Worauf man bey einem vorzüglichen Kunstwerke seine Aufmerksamkeit zu wenden hat, ist dreyerley: — die einzelnen Figuren, die Vereinigung derselben zu einem Ganzen, und die Manier, in der es gearbeitet ist. Wir wollen diesen Weg auch bey der Betrachtung des vor uns liegenden Kunstwerkes einschlagen.

Die Hauptfigur, auf welcher das Auge am öftersten und längsten verweilt, ist Wilhelm Meister. Die Natur hat für den jungen Mann, wie eine liebreiche Mutter, gesorgt. Sie hat ihm eine einnehmende Gestalt, ein gefälliges Aeußre, ein offnes empfängliches Herz, und, wenn auch keinen durchdringenden Verstand, doch eine lebendige Phantasie und eine bildsame Seele gegeben. Sein Streben ist nicht, wie das seines kalten, bedächtigen, weltklugen Freundes Werner, auf den engen Kreis eines guten Hausvaters und brauchbaren Geschäfftsmannes eingeschränkt, sondern auf die Ausbildung aller seiner Anlagen und Fähigkeiten gerichtet. — Eben so freundlich, wie die Natur, hat ihn auch das Schicksal behandelt. Er besitzt kein großes Vermögen; aber er besitzt genug um von dem Drucke der äussern Umstände frey zu seyn, und sich einer glücklichen Unabhängigkeit freuen zu können. Nächst Wilhelm Meister sind unter den männlichen Charakteren Jarno und Lothario diejenigen, die man am meisten, obgleich nicht so genau, als man wünscht, kennen lernt. In dem ersten ist die unbedingte Achtung für Wahrheit und sein nie irrendes Urtheil schätzbar. Was seine Zurückgezogenheit und Verschlossenheit Hartes und Beleidigendes an sich haben, das verzeiht man jenen Eigenschaften, indem man sich überredet, daß sie, ohne die ihnen beygemischte Kälte, nicht zu der Vollkommenheit gediehen seyn würden, in welcher wir sie in ihm erblicken. In dem letztern ahnden und ehren wir eine vollendete Natur, in der Empfindung und Ueberlegung im schönen Gleichgewicht neben einander bestehen. Vollendeter jedoch, als Lothario selbst, scheinen Nataliens Groß-Onkel und der Abbe. Schade nur, daß auch sie, vielleicht, damit das Licht von der Hauptfigur nicht auf die Nebenfiguren geleitet werde, uns ebenfalls nur aus der Ferne erscheinen, und mehr errathen lassen, als wirklich zeigen, was sie sind. — In der Reihe der weiblichen Charaktere

steht Natalie oben an; ihr folgt, doch nicht mit gleichen Schritten, 1797.
Therese. Natalie ist ein Wesen aus besserm und edlerm Stoffe, als Sterbliche gewöhnlich zu seyn pflegen. Ihr Geist genießt eine sanfte Ruhe und ungestörte Heiterkeit, die in der ihr eignen richtigen Ansicht der Welt und der menschlichen Schicksale gegründet ist, und ihr Herz erfüllen Wohlwollen und Liebe. Alle ihre Gefühle und Kräfte sind in einem schönen bezaubernden Einklang, und dieser Einklang scheint, ohne ihr Zuthun und Mitwirken, von und durch sich selbst zu bestehen. Therese schaut nicht minder klar und helle um sich her, sie hat ihren scharfen Blick, weniger der Natur, und mehr dem Umgange, mehr der Erfahrung und den Geschäfften zu danken. Ihre Thätigkeit ist früh geübt, und so ein unbezwinglicher Hang ausser sich zu wirken und zu schaffen in ihr gegründet; aber eben dadurch auch die Wärme ihrer Empfindungen und die Lebhaftigkeit und Reizbarkeit ihrer Einbildungskraft geschwächt und verringert worden. Sie ist nicht in dem hohen Grade Weib, wie Natalie. Ihrem ganzen Wesen ist etwas mehr Männlichkeit beygemischt, und kluge Besonnenheit der hervorstechende Zug ihres Charakters. — Nataliens Tante ist nicht sowohl eine schöne Seele, wie sie in der Ueberschrift ihrer Lebensgeschichte genannt wird, als vielmehr eine fromme Schwärmerinn. Aber ihre Gottesfurcht macht sie ehrwürdig, und ihre Ergebung und Duldsamkeit liebenswerth. — Mariane und Aurelie sind beydes Wesen, die innig und zart empfinden; allein beyden hat die Liebe jene Selbstständigkeit und Ruhe des Geistes geraubt, die dem Weibe Würde und Anmuth giebt. Es sind mehr ihre Leiden und herben Schicksale, als ihre persönlichen Eigenschaften, die uns anziehen und fesseln. — Noch stechen zwey Erscheinungen aus der Fremde, Mignon und der Harfenspieler, hervor. Dieser, über dessen Seele unglückliche Liebe den Schleyer der Schwermuth gebreitet hat, gleicht einem Schatten aus der Unterwelt, dem man sich, er winke noch so freundlich und traulich, nie ohne heimlichen Schauer naht. In seinem Gedächtnisse ruht eine Sammlung von Liedern, die der Wiederklang der Empfindungen seines Herzens sind, und, wenn man sie zur Harfe singt, nie ihre Wirkung verfehlen. Da er spät erst aus der Wolke, die ihn umgiebt, heraustritt: so erhält er die auf ihn gerichtetete Aufmerksamkeit bis an das Ende gespannt, und erregt noch im letzten Augenblicke Theilnahme. Eben so ungewöhnlich,

1797. wie der Alte, ist Mignon, das Kind. Eine kränkelnde Natur, verbunden mit niederschlagendem Druck und einem höchst reizbaren Herzen, erwecken in ihr Gefühle, die an Innigkeit und Schmerzlichkeit weit über ihre Jahre sind, und erheben ihre Phantasie zu einer Höhe, zu der wir nicht ohne Verwunderung sie begleiten. In ihren Adern rinnt die Wärme des Landes, aus dem sie stammt; aber in ihrem Betragen herrscht eine Unschuld und Sittlichkeit, die sie gleichsam instinktartig leiten, und ihr aller Freundschaft erwerben. So viel von den Charakteren im Einzelnen. Man kann nicht in Abrede seyn, daß der Dichter einige mit vielem Glücke erfunden, andre mit Liebe aus der Welt der Wirklichkeit in die Welt der Ideale versetzt und veredelt, und selbst in die nur leise angedeuteten etwas Anziehendes zu legen gewußt hat. Werden wir Ursache haben, mit der Anwendung, die er durch sie hervorgebracht hat, eben so zufrieden zu seyn? Wir zweifeln.

Wenn es, wie wir aus des Dichters Aeusserungen schliessen müssen, sein Zweck war, die psychologische Frage zu lösen: Wie und wodurch Meister dieser und kein andrer ward: so hat er unsers Bedünkens diesen Zweck nichts weniger, als erreicht. Die Verhältnisse, in welche Meister versetzt, die Anstalten, die getroffen werden, um seine vortheilhaftesten Anlagen zu entwickeln, und die ihn irre leitenden Neigungen sind weder glücklich genug gewählt, noch auch hinreichend, das, was durch sie beabsichtiget wird, zu vollenden. Die Theaterwelt, in welche er eintritt, und von der wir ihn, den größten Theil des Buchs hindurch, umgeben sehn, ist zwar allerdings, auf der einen Seite, das beste und sicherste Mittel, um ihn von seiner natürlichen Verlegenheit zu befreyen, seine Sprache und Stimme auszubilden und seinen äussern Anstand zu bessern, „so wie sie auf der andern das kräftigste ist, um ihn über seine eignen dichterischen und theatralischen Talente aufzuklären, und ihn von der hohen Idee, die er von der Bühne und dem Beruf des Schauspielers gefaßt hat, zurück zu bringen.“ Auch der, obwohl nur flüchtige Blick, den er in dem Schlosse des Grafen in die Welt thut, und die Erfahrungen in dem Reiche Cytherens kommen in Anschlag, und können nicht ohne Einfluß auf seinen Charakter und dessen Farbe seyn. Allein wenn diese Anstalten hinreichend und geschickt sind, den jungen excentrischen Mann zum Nachdenken über sich zu erwecken, von

seinen ausschweifenden Wünschen und Planen zurückzubringen, 1797.
und ihn mißtrauischer gegen sich und vorsichtiger gegen die Welt zu machen: so sind sie darum nicht hinlänglich, das Unendliche, auf welches, wie der Dichter mehrmals sagt, sein Streben gerichtet ist, in ihm zu entwickeln, und einen vollendeten Mann aus ihm zu schaffen. Man vergleiche von der Seite die Befriedigung, die uns die Lesung Agathons gewährt, mit dem Eindrucke, den wir nach der Lesung der Lehrjahre von Wilhelm Meister empfinden. Dort ist alles gelöst und entschieden, und selbst der kleinste Zweifel an einem möglichen Rückfall gehoben, hier alles noch so unbestimmt, zweifelhaft, unsicher. Man kann sich's nicht verbergen, daß Meister nicht nur unter den Männern, mit denen er sich zusammen findet, eine sehr untergeordnete Rolle spielt, wenig Selbstständigkeit zeigt, und wo er aus eignem Antrieb und ohne Leitung handelt, gewöhnlich irrt; sondern man empfindet auch zugleich lebhaft, daß er selbst gegen die vortreffliche Natalie im Schatten steht, mehr von ihr zu erwarten, als ihr zu geben hat, und mehr dem guten Glücke und dem Geist der Liebe, als seinen Verdiensten ihre Hand verdankt. Man kann sich durchaus nicht des Wunsches erwehren, noch ein wenig tiefer in sein Innres einzublicken, die Wirkungen der Umstände, deren wichtigen Einfluß auf ihn wir den Worten des Dichters glauben, an ihm selbst deutlicher wahrzunehmen, und der Vollendung seiner Bildung und ihrer Vorzüglichkeit gewisser zu werden. Eine glückliche Erfindung in Bezug auf die Stimmung seines Charakters ist allerdings das neue Verhältniß, in welches er durch die Entdeckung, daß Felix sein Sohn sey, gesetzt wird. Offenbar trägt dieß nicht wenig dazu bey, ihn von dem Ideale immer mehr ab- und näher zur Wirklichkeit hinzuziehn, ihn durch den Gedanken der Pflicht auf eine festere Bestimmung zu leiten, ihn für das Glück der Häuslichkeit mehr zu gewinnen, und dem ganzen System seiner Kenntnisse und Erwartungen mehr Festigkeit und Einheit zu geben. Aber auch hier kann man sich nicht verhehlen, daß die zufällige Erfahrung jung, und die auf sie gegründeten Einschlüsse und bey dem Leser erregten Hoffnungen unsicher und unverbürgt sind.

Ein eigenthümlicher Gedanke ist die Maschinerie des Gedichts, der Orden der unsichtbaren Obern, die eigentlich für Meisters Erziehung Sorge tragen, und aus dem Verborgnen auf seine Schicksale und Handlungen wirken. Gewiß werden alle Leser

1797. eben so sehr, als Meister, überrascht werden, wenn sie in dem vierten Theile plötzlich auf diesen unerwarteten Aufschluß stoßen: aber schwerlich dürfte der Aufschluß alle befriedigen. Wir wenigstens müssen gestehn, daß wir mit dem Gange der Begebenheiten, so lange wir ihn noch für die Folge des Zufalls und der Zufälligkeit hielten, weit zufriedener waren, als nachdem wir ihn für das Werk einer klugen Veranstaltung und bestimmten Absicht erkannten. Es kann seyn, daß die Mitglieder geheimer Gesellschaften in der wirklichen Welt zu denen, die sie ihrer Liebe und ihrer Bemühungen werth achten, durch keine bestimmtern Gründe hingezogen werden, als Jarno, Lothario und der Abbe zu Meister; es kann seyn, daß sie in der Art und Weise, wie sie auf ihre Erwählten wirken, nicht planmäßiger verfahren, als die genannten; es kann endlich seyn, daß ihre Zöglinge noch weit mehr Gefahr laufen, ein Spiel des Zufalls zu werden, und den Faden aus dem Labyrinthe, in dem sie herum irren, zu verlieren, als Meister läuft. Aber der Zufall der wirklichen Welt soll sich nicht in die Darstellung des Dichters mischen. Das Werk der Kunst soll als ein freyes Spiel der Einbildungskraft erscheinen; allein unter den Begebenheiten selbst ein innerer und nothwendiger Zusammenhang Statt finden, und kein ungelöstes Warum den Leser in seinem Genusse stören. Daß dieß in dem gegenwärtigen Werke der Fall sey, bezweifeln wir. Die Gesellschaft wählt Meister zum Ziel ihrer Versuche, ohne daß man irgend eine besondre Veranlassung, ein näheres Band, das sie an ihn knüpfte, entdecken kann. Sie hat ihn, wie man am Schlusse erfährt, unaufhörlich beobachtet und geleitet, und doch ist in den Begebenheiten nichts, was nicht der Zufall und der ganz gewöhnliche Lauf der Dinge eben so gut hätte veranstalten und herzuführen können. Sie rühmt sich ausdrücklich, das Werkzeug seiner Ausbildung gewesen zu seyn, und doch glauben wir einzusehn, daß diese, auch ohne sie, und in der nämlichen Vollkommenheit gelingen konnte. Man sage nicht, diese allen Augen verborgene Ursache, die ganz, wie Natur und Zufall, aussehe, und doch nichts anders sey, als das Werk der Kunst und der Absicht, sey eben der höchste Triumph des Dichters. Sie würde es seyn, wenn wir ihrer wirklich bedürften, wenn sie uns über wichtige Räthsel, wohin wir jedoch die Erscheinung des Geistes im Hamlet nicht rechnen möchten, aufklärte, wenn sie dem Ganzen Haltung gäbe.

So aber ist ihre Wirkung nicht eine glückliche Lösung, sondern ein unerwarteter Aufschluß, der für das Wunderbare und Unerwartliche, das in ihm liegt, und durch das Ueberraschende, das ihn begleitet, nicht füglich entschädigen kann. 1797.

Aehnliche Empfindungen haben uns nicht bloß bey der Scene im Thurme, sondern überhaupt bey der Lesung der größern Hälfte des vierten Theils angewandelt, in welcher, unsers Bedünkens, der Zufall eine bedeutendere Rolle spielt, als ihm der große Dichter gewöhnlich einräumt. Das Zusammentreffen aller in der Geschichte verflochtenen Personen an einem Orte würde, auch auf dem natürlichsten Wege bewirkt, etwas befremdlich erscheinen; aber es wird noch weit befremdender dadurch, daß mehrere derselben, wie durch den Schlag einer Zauberruthe, einen sogar aus fremden Landen, auf das Theater gebracht werden. Doch der ganze vierte Theil scheint uns mehr angelegt als vollendet. Nicht genug, daß die Begebenheiten einander drücken und drängen, die Unfälle mit den Entdeckungen um die Wette in Reih und Glied zu treten eilen, und die Herzen auf eine unglaublich schnelle Weise aus- und eingetauscht werden, die heftigliebende Lydia sichs gefallen läßt, vom Lothario zu Jarno überzugehen, ohne daß man dieß neue Bündniß von der einen oder der andern Seite begreiflich findet, und Nataliens Leidenschaft für Meister sich in einer Stärke zeigt, die weder ihrem ruhigen Temperamente, noch den vorhergehenden Umständen gemäß ist: so kommt uns auch der ganze Ton und die Manier des Erzählers plötzlich verändert vor. Nur in einigen vortrefflichen Schilderungen und Darstellungen, und in der glücklichen Benutzung mehrerer kleiner Umstände, die der Leser für zu unbedeutend hält, als daß er einigen Gebrauch für die Folge von ihnen erwartet, erkennen wir den Dichter, der alle Saiten, die auf das menschliche Herz wirken, zu spielen, und auch das Kleinste für seinen Zweck zu nutzen weiß. In den übrigen Theilen der Erzählung glauben wir jenen fleissigen Pinsel und jene sorgfältigen Zeichnungen nicht wahrzunehmen, die wir in den früheren Theilen entdecken, wie wir denn überhaupt den zweyten und dritten Band des Werkes für die bey weitem vorzüglichern halten.

„Wahrer Verstand und wahres Gefühl, sagt der Dichter in einer merkwürdigen Stelle seines Buches, sind nicht so selten, als man glaubt, nur muß der Künstler niemals einen unbedingten

1797. Beyfall für das, was er hervorbringt, verlangen, denn eben der unbedingte ist am wenigsten werth, und den bedingten wollen die Herrn nicht gerne. Ich weiß wohl, im Leben wie in der Kunst muß man mit sich zu Rathe gehen, wenn man etwas thun und hervorbringen soll; wenn es aber gethan und vollendet ist: so darf man mit Aufmerksamkeit nur viele hören, und man kann sich mit einiger Uebung aus diesen vielen Stimmen gar bald ein ganzes Urtheil zusammensetzen, denn diejenigen, die uns diese Mühe ersparen könnten, halten sich meist stille genug." Wir wissen nicht, ob der Vf. der Lehrjahre auch unsre Stimme einiger Aufmerksamkeit werth achten wird; aber wir glauben wenigstens in seinem Ausspruche eine stillschweigende Erlaubniß zu finden, ihm auch unsre Empfindungen mittheilen zu dürfen. Im Vertrauen auf eben diese Aeusserung geben wir ihm unter mehrern Bemerkungen, die sich uns bey der Lesung seines Romans dargeboten haben, noch eine zur Prüfung hin.

Wir verkennen weder die liebenswürdige Schwäche in Marianens, noch den leidenschaftlichen Ungestüm in Aureliens, noch das fröhliche Leben und den üppigen Muthwillen in Philinens Charakter. Auch des Standes, dem sie angehören, und der größern Freyheit der Sitten, die in ihm herrscht, sind wir eingedenk, und lassen beyde gerne als Entschuldigungen gelten. Aber sollte darinn, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, auch die Oeffentlichkeit, mit der dieser Libertinismus der Sitten Schau getragen und behandelt wird, seine Rechtfertigung finden, und diese mit den Empfindungen, die das Ganze erweckt und erwecken soll, nicht in einigem Widerspruch stehen? Sollte insbesondere die Willfährigkeit und Gleichgültigkeit im Punkte der Liebe, die nicht bloß unter den Schauspielerinnen, sondern (man erinnere sich der Scenen auf dem Schlosse des Grafens und des Lebens der vermeintlichen Mutter Theresens) unter den meisten Weibern dieses Romans herkömmlich zu seyn scheint, nicht in ihrer Allgemeinheit beleidigen, und gegen das übrige sittliche Costum desselben verstoßen? Sollte es endlich im Charakter der so zart fühlenden Natalie seyn, die Vaterschaft Meisters als gar nicht vorhanden zu betrachten, und dieser Umstand keines Winkes von Seiten des Dichters verdient haben? Wir entscheiden nicht; wir theilen bloß dem Künstler unsre Bemerkungen mit, und überlassen es ihm, sie zu prüfen.

Aber was ist es denn, das dem Dichter, ungeachtet so 1797.
mancher, und, wie wir glauben, nicht ungegründeter Erinnerungen, die sich gegen die Oekonomie des Werks erheben lassen, gleichwohl einen gegründeten Anspruch auf die Dankbarkeit des Lesers erwirbt; und selbigen zu einem wiederholten Genusse einladet? Hauptsächlich, wenn wir uns nicht irren, die seltne Wahrheit, mit der einzelne Auftritte des menschlichen Lebens hier aufgefaßt und geschildert werden, die Innigkeit der Empfindung, die von je her alle fühlende Herzen an die Darstellung Göthes gefesselt hat, die Menge von glücklichen Wahrnehmungen und Bemerkungen, die durch das ganze Buch zerstreut sind, und, sie mögen sich auf die Kunst oder auf das Leben beziehn, den Weg zu dem Verstande des denkenden Mannes gewiß nicht verfehlen werden, endlich die schöne natürliche Sprache, durch welche alles, was der Verfasser erzählt, malet, zergliedert, uns in höhern und reizendern Farben erscheint. Wer ruft nicht, wenn er von den Wirkungen des Marionettenspiels auf Meister liest, alle die Eindrücke wieder in sich hervor, die der erste Anblick der theatralischen Feenwelt auf ihn machte, und fühlt sie gleichsam in ihrer ganzen Stärke zum zweyten Male? Wer glaubt nicht bey der Schilderung von Marianens Zimmer sich plötzlich in die wirkliche Welt versetzt, und alle Erfahrungen ähnlicher Art in diesem treuen Spiegel von neuem vor sich vorüberwandeln zu sehn? Wer, wenn ihm jemals Neigung oder Zufall zu der Gesellschaft der Stillen im Lande Zutritt verschaffte, (und gewiß unter den mancherley Bekanntschaften, die man in dem menschlichen Leben machen kann, ist die Bekanntschaft mit dieser Gattung von Menschen oft weder die unbedeutendste noch unbelehrendste,) wird nicht in den Bekenntnissen der schönen Seele die richtigen Blicke des Beobachters bewundern und ihn mit Vergnügen in diesem Irrgarten begleiten? Wessen Herz schlägt nicht schneller, wenn er in den Briefen Marianens jene zarten Ergiessungen einer zerrissenen weiblichen Seele, in denen man den Verfasser von Werthers Leiden so ganz wieder findet, in sich aufnimmt? Oder wer kehrt ungerührt von den einfachen, aber eben darum nur um desto herzlichern Liedern des alten Harfners, wer von der Leichenbestattung Mignons ohne jenen heiligen Ernst zurück, zu dem die Jünglinge ermuntern, wenn sie singen: „Wohl verwahrt ist nun der Schatz! das schöne Gebild der Vergangenheit! hier im Mar-

1797. mor ruht es unverzehrt, auch in euren Herzen lebt es, wirkt es fort. Schreitet, schreitet ins Leben zurück! nehmt den heiligen Ernst mit hinaus, denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.“ Gewiß, und wenn diese beyden mystischen Wesen auch noch weniger Zusammenhang mit dem Ganzen, und noch weniger Einfluß auf Meistern hätten, als dieß wirklich der Fall ist, wer möchte sie missen, oder der ästhetischen Einheit auch nur das geringste von der Vollkommenheit der psychologischen Darstellung zum Opfer bringen?

Auf den Werth der eingeschalteten Bemerkungen über die theatralische Kunst im allgemeinen, und über Hamlet insbesondre werden wir hoffentlich Leser von Kenntnissen und Geschmack nicht aufmerksam zu machen brauchen. Sie verrathen, das ist genug gesagt, den Vertrauten Shakespears und den Eingeweihten in die Geheimnisse Melpomenens. Aber das ist vielleicht nicht unnöthig zu erinnern, daß diese Bemerkungen mit ungemeiner Klugheit vertheilt, mit vieler Geschicklichkeit, obgleich mehrmals abgebrochen, immer wieder von neuem angeknüpft, und mit nicht geringerer Kunst in das Gewand einer lichten Unterhaltung gekleidet sind. Nur so durfte der Dichter hoffen, seine Leser nicht nur nicht zu ermüden, sondern auch den gefälligen und anspruchlosen Ton, den er durchgehends zu erhalten gewußt hat, nicht zu zerstören. Vortrefflich tritt insbesondere das Bild, das im zweyten Theil (S. 202) von Hamlets Charakter entworfen wird, in dieser Reihe scenischer Beobachtungen hervor. Es wäre gewiß keine unverdienstliche Arbeit, es mit dem Bilde, das einer unserer trefflichsten Philosophen, H. Garve, in dem zweyten Theile seiner Versuche von eben diesem Charakter geliefert hat, zusammenzuhalten, und die Urtheile des Dichters mit dem Urtheile der Weltweisen zu vergleichen. Aber freilich würde eine solche Vergleichung nicht den Stoff zu einer Anzeige, sondern zu einer Abhandlung enthalten.

Sollen wir unsern Lesern noch besonders so viele auf Leben und Handeln sich beziehende Bemerkungen, sollen wir ihnen Gedanken empfehlen, wie folgende? „So angenehm uns der Anblick eines wohlgestalteten Menschen ist: so angenehm ist uns eine ganze Einrichtung, aus der uns die Gegenwart eines verständigen, vernünftigen Wesens fühlbar wird. Schon in ein reinliches Haus zu kommen, ist eine Freude, wenn es auch sonst geschmacklos gebauet und verziert ist; denn es zeigt uns die

Gegenwart wenigstens von Einer Seite gebildeter Menschen. 1797.
Wie doppelt angenehm ist es uns also, wenn aus einer menschlichen Wohnung uns der Geist einer höhern, obgleich auch nur sinnlichen Kultur entgegen spricht!" „Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darinn denkt; aber hie und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten." „Die Menschen, die das ganze Jahr weltlich sind, bilden sich ein, sie müßten zur Zeit der Noth geistlich seyn, sie sehen alles Gute und Sittliche wie eine Arzney an, die man mit Widerwillen zu sich nimmt, wenn man sich schlecht befindet, sie sehen in einem Geistlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht geschwind genug aus dem Hause los werden kann; ich aber gestehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch nur Diät ist, wenn ich sie zur Lebensregel mache, wenn ich sie das ganze Jahr nicht ausser Augen lasse." Nein, wir denken, die bessern Leser werden diese und ähnliche Stellen auch ohne uns finden, liebgewinnen, und als ein schätzbares Eigenthum in ihrem Gedächtnisse aufbewahren.

Wir haben dem Werke eines geachteten und Achtung verdienenden Dichters keinen unbedingten Beyfall geschenkt, wir haben sogar mehreres daran getadelt; aber wir fürchten nicht, daß er, seine eigenen früher schon angezogenen Aeusserungen vergessend, uns darum in die Classe derer setzen werde, von denen es Th. 3. S. 172 heißt: „Das Publikum hat eine eigene Art, gegen öffentliche Menschen von anerkannten Verdiensten zu verfahren; es fängt nach und nach an gleichgültig gegen sie zu werden, und begünstigt viel geringere, aber neu erscheinende Talente; es macht an jene übertriebene Forderungen, und läßt sich von diesen alles gefallen." So gewöhnlich dergleichen erhöhete Forderungen sein mögen: so sind wir uns wenigstens bewußt, daß uns deren keine bey unsrer Beurtheilung geleitet hat, und wenn wir uns einiges an dem Plan und der Ausführung des Werks auszustellen erlaubten, doch das Edelste desselben, der lebendige Geist, der darinn wohnt, und die Kraft, die es erfüllet, nicht von uns verkannt worden sind. Ta.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1797, 31. Band, 1. Stück, pag. 207—217.



1798.

1798. **Taschenbuch für 1798. Hermann und Dorothea, von J. W. Göthe. Berlin bei Vieweg dem älteren. Ohne den Kalender 174 S. in 12. mit Kupf. kost. 1 Rthlr. 2 gr.**

Derjenige unter unsern Dichtern, dem nur sehr wenige den Vorrang streitig machen können, und der, was das Bewunderns-würdigste ist, mit gleichem Erfolge die verschiedensten Zweige der Dichtkunst bearbeitet, schenket uns hier ein episches Gedicht, dem nur der an die verwürzten Gerichte unserer abentheuerlichen Mode-schriftsteller gewöhnte Gaumen keinen Geschmack abgewinnen, das aber auf unverdorbene und veredelte Gemüther unwiderstehlich wirken wird, so wie es die Forderungen der strengsten Kritik fast bis auf alle Kleinigkeiten befriedigt. Sollte wohl eine andere Nation zwei Gedichte haben, die so ganz von griechischem, von homerischem Geiste belebt sind, als dieses und Vossens Luise? Wiewohl die letztere kein eigentliches episches Gedicht ist, so haben beide doch die größte Aehnlichkeit durch Geist und Darstellung. Wir überlassen es dem Leser, die Schönheiten des Göthischen Gedichtes selbst zu genießen, zumal da bald nach der Erscheinung desselben ein einsichtsvoller, obgleich etwas zu enthusiastischer Kunst-richter in der allgemeinen Litteraturzeitung sich sehr damit be-schäftigt hat, und schränken uns auf wenige Erinnerungen ein. Der Versbau, so schön er im Ganzen ist, erreicht doch nicht

durchgehends den Voßischen; denn G. hat sich selbst einige Verstöße gegen die Quantität erlaubt. So fängt z. B. S. 8. ein Vers an: 1798.

Der Apotheker; — da doch der kurz und die erste Silbe von Apoth. lang ist, wie sie auch kurz vorher Seite 7. richtig gebraucht ist:

— — — — — — es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm;

so auch S. 10:

Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck.

Freilich ist hier ebenfalls der vorhergehende Artikel die zweite Sylbe eines Spondeus, also lang gebraucht; allein etwas fällt doch immer die zweite gegen die erste Sylbe, und dazu kommt noch, daß theils wir im Teutschen aus Mangel an hinlänglichen reinen Spondeen Trochäen statt ihrer müssen mitunterlaufen lassen, theils daß, da bei uns nicht jede Silbe für sich eine bestimmte Quantität hat, sondern die meisten durch ihre Stellung erst in Anschauung der letztern bestimmt werden, in sehr vielen Fällen, besonders was die einsilbigen Wörter betrifft, nur, so zu sagen, eine relative Länge und Kürze statt hat, und also eine und dieselbe Sylbe bald für eine kurze, bald für eine lange, die jedoch gegen eine andere lange kürzer ist, kann gebraucht werden. — S. 15 heißt es: Doch unbeweglich — da doch die Quantität diese ist: Doch unbeweglich. S. 34 ist ein siebenfüßiger Vers eingeschlichen:

Ungerecht | bleiben die | Männer | und die | Zeiten der | Liebe ver-|gehen,

der noch dazu durch den Mangel an Cäsur unangenehm ist; allein er hat seinen Ursprung wahrscheinlich in einem Schreibfehler; denn man darf nur das und wegstreichen, so ist es ein guter Hexameter. S. 49. Die Apotheke. — Eine Wendung brauchte der Dichter

1798. Vossen nach, deren wir doch auch erwähnen wollen; er setzt nämlich das Adjectiv mit dem Artikel hinter das Hauptwort, zu welchem es gehört, z. B.

S. 4. Leider das überrheinische Land, das schöne, verlassend.
S. 17. — — wenn das Fest, das lang' erwünschte, gefeiert wird. —
S. 34. Aus der Nachbarschaft her, aus jenem Hause, dem grünen.
S. 49. Seht nur das Haus an da drüben, das neue!

In den angeführten und manchen anderen Stellen scheint uns diese Wendung sehr erlaubt und von guter Wirkung. Allein da können wir sie nicht billigen, wo der Begriff des Beiwortes gar nicht hervorgehoben werden soll, oder wo der bloße Begriff des Hauptwortes nicht genug Bedeutung hat, um erst allein voraufgeschickt zu werden; und dahin scheinen unter manchen andern folgende Stellen zu gehören:

S. 89. Die ihr das Kinn umgibt, das runde.
S. 101. — Der Sieger — — —
— schonet den Mann, den besiegten.

Ganz verwerflich aber ist diese Wendung in Stellen, wie S. 11:

Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehne —

wo der bestimmte Artikel zu dem ein H. nicht paßt; und S. 114:

Armuth selbst macht stolz, die unverdiente —

welches auszudrücken scheint, daß jede Armuth unverdient sey. — Ueberhaupt sollten wohl Abweichungen von dem gewöhnlichen Ausdrucke nur in solchen Fällen gewählt werden, wo wirklich dadurch etwas erreicht wird, was durch jenen nicht erreicht werden kann. Am allerwenigsten sollte man sich Versetzungen erlauben, die den Sinn entstellen, wie manche sonst vortreffliche Dichter in unseren Tagen nicht selten thun. Dz.

Neueste Critische Nachrichten, Greifswald, 1798, 10. Februar.

Blüthenstaub. 1798.

Derjenige wird nie als Darsteller etwas vorzügliches leisten, der nichts weiter darstellen mag, als seine Erfahrungen, seine Lieblingsgegenstände, der es nicht über sich gewinnen kann, auch einen ganz fremden, ihm ganz uninteressanten Gegenstand, mit Fleiß zu studiren und mit Muße darzustellen. Der Darsteller muß alles darstellen können und wollen. Dadurch entsteht der große Styl der Darstellung, den man mit Recht an Goethe so sehr bewundert.

Eine merkwürdige Eigenheit Goethe's bemerkt man in seinen Verknüpfungen kleiner, unbedeutender Vorfälle mit wichtigern Begebenheiten. Er scheint keine andre Absicht dabey zu hegen, als die Einbildungskraft auf eine poetische Weise mit einem mysteriösen Spiel zu beschäftigen. Auch hier ist der sonderbare Genius der Natur auf die Spur gekommen, und hat ihr einen artigen Kunstgriff abgemerkt. Das gewöhnliche Leben ist voll ähnlicher Zufälle. Sie machen ein Spiel aus, das wie alles Spiel auf Ueberraschung und Täuschung hinausläuft.

Wie wünschenswerth ist es nicht, Zeitgenoß eines wahrhaft großen Mannes zu seyn! Die jetzige Majorität der kultivirten Deutschen ist dieser Meynung nicht. Sie ist fein genug, um alles Große wegzuleugnen, und befolgt das Planirungssystem. Wenn das Kopernikanische System nur nicht so fest stünde, so würde es ihnen sehr bequem seyn, Sonne und Gestirn wieder zu Irrwischen und die Erde zum Universum zu machen. Daher wird Goethe, der jetzt der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden ist, so gemein als möglich behandelt und schnöde angesehen, wenn er die Erwartungen des gewöhnlichen Zeitvertreibs nicht befriedigt, und sie einen Augenblick in Verlegenheit gegen sich selbst setzt. Ein interessantes Symptom dieser direkten Schwäche der Seele ist die Aufnahme, welche Herrmann und Dorothea im Allgemeinen gefunden hat.

August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel, Athenaeum, Berlin, 1798, 1. Band, 1. Stück, pag. 77, 78, 103.

1798.

Fragmente.

Manche haben es in Herrmann und Dorothea als einen großen Mangel an Delikatesse getadelt, daß der Jüngling seiner Geliebten, einer verarmten Bäurin, verstellter Weise den Vorschlag thut, als Magd in das Haus seiner guten Eltern zu kommen. Diese Kritiker mögen übel mit ihrem Gesinde umgehen.

Wenn man sich nicht durch Künstlernamen und gelehrte Anspielungen blenden läßt, so findet man bey alten und neuen Dichtern den Sinn für bildende Kunst seltner als man erwarten sollte. Pindar kann vor allen der plastische unter den Dichtern heißen, und der zarte Styl der alten Vasengemählde erinnert an seine Dorische Weichheit und süße Pracht. Properteus, der in acht Zeilen eben so viel Künstler charakterisiren konnte, ist eine Ausnahme unter den Römern. Dante zeigt durch seine Behandlung des Sichtbaren große Mahleranlagen, doch hat er mehr Bestimmtheit der Zeichnung als Perspektive. Es fehlte ihm an Gegenständen, diesen Sinn zu üben: denn die neuere Kunst war damals in ihrer Kindheit, die alte lag noch im Grabe. Aber was brauchte der von Mahlern zu lernen, von dem Michel Angelo lernen konnte? Im Ariost trifft man auf starke Spuren, daß er im blühendsten Zeitalter der Mahlerey lebte, sein Geschmack daran hat ihn bey Schilderung der Schönheit manchmal über die Gränzen der Poesie fortgerissen. Bey Goethen ist dieß nie der Fall. Er macht die bildenden Künste manchmal zum Gegenstande seiner Dichtungen, außerdem ist ihre Erwähnung darin niemals angebracht, oder herbey gezogen. Die Fülle des ruhigen Besitzers drängt sich nicht an den Tag, sie verheimlicht sich auch nicht. Alle solche Stellen hinweggenommen, würde doch die Kunstliebe und Einsicht des Dichters, in der Gruppirung seiner Figuren, in der einfachen Großheit seiner Umrisse unverkennbar seyn.

Die Französische Revoluzion, Fichte's Wissenschaftslehre, und Goethe's Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieser Zusammenstellung Anstoß nimmt, wem keine Re-

voluzion wichtig scheinen kann, die nicht laut und materiell ist, 1798.
der hat sich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geschichte der Menschheit erhoben. Selbst in unsern dürftigen Kulturgeschichten, die meistens einer mit fortlaufendem Kommentar begleiteten Variantensammlung, wozu der kassische Text verlohren ging, gleichen, spielt manches kleine Buch, von dem die lärmende Menge zu seiner Zeit nicht viel Notiz nahm, eine größere Rolle, als alles, was diese trieb.

Dante's prophetisches Gedicht ist das einzige System der transcendentalen Poesie, immer noch das höchste seiner Art. Shakspeare's Universalität ist wie der Mittelpunkt der romantischen Kunst. Goethe's rein poetische Poesie ist die vollständigste Poesie der Poesie. Das ist der große Dreyklang der modernen Poesie, der innerste und allerheiligste Kreis unter allen engern und weitern Sphären der kritischen Auswahl der Klassiker der neuern Dichtkunst.

Noch ehe Hermann und Dorothea erschien, verglich man es mit Vossens Luise; die Erscheinung hätte der Vergleichung ein Ende machen sollen; allein sie wird jenem Gedicht immer noch richtig als Empfehlungsschreiben an das Publikum mit auf den Weg gegeben. Bey der Nachwelt wird es Luisen empfehlen, daß sie Dorotheen zur Taufe gehalten hat.

Wie die Novelle in jedem Punkt ihres Seyns und ihres Werdens neu und frappant seyn muß, so sollte vielleicht das poetische Mährchen und vorzüglich die Romanze unendlich bizarr seyn; denn sie will nicht bloß die Fantasie interessiren, sondern auch den Geist bezaubern und das Gemüth reizen; und das Wesen des Bizarren scheint eben in gewissen willkührlichen und seltsamen Verknüpfungen und Verwechslungen des Denkens, Dichtens und Handelns zu bestehn. Es giebt eine Bizarrerie der Begeisterung, die sich mit der höchsten Bildung und Freyheit verträgt, und das Tragische nicht bloß verstärkt, sondern verschönert und gleichsam vergöttlicht; wie in Goethe's Braut von

1798. Korinth, die Epoche in der Geschichte der Poesie macht. Das Rührende darin ist zerreißend und doch verführerisch lockend. Einige Stellen könnte man fast bürlesk nennen, und eben in diesen erscheint das Schreckliche zermalmend groß.

August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel, Athenaeum, Berlin, 1798, 1. Band, 2. Stück, pag. 4, 51, 56, 68, 71, 139.

Über Goethes Meister.

Ohne Anmaßung und ohne Geräusch, wie die Bildung eines strebenden Geistes sich still entfaltet, und wie die werdende Welt aus seinem Innern leise emporsteigt, beginnt die klare Geschichte. Was hier vorgeht und was hier gesprochen wird, ist nicht außerordentlich, und die Gestalten, welche zuerst hervortreten, sind weder groß noch wunderbar: eine kluge Alte, die überall den Vortheil bedenkt und für den reicheren Liebhaber das Wort führt; ein Mädchen die sich aus den Verstrickungen der gefährlichen Führerin nur losreißen kann, um sich dem Geliebten heftig hinzugeben; ein reiner Jüngling, der das schöne Feuer seiner ersten Liebe einer Schauspielerin weiht. Indessen steht alles gegenwärtig vor unsern Augen da, lockt und spricht uns an. Die Umrisse sind allgemein und leicht, aber sie sind genau, scharf und sicher. Der kleinste Zug ist bedeutsam, jeder Strich ist ein leiser Wink und alles ist durch helle und lebhafte Gegensätze gehoben. Hier ist nichts, was die Leidenschaft heftig entzünden, oder die Theilnahme sogleich gewaltsam mit sich fortreißen könnte. Aber die beweglichen Gemählde haften wie von selbst in dem Gemüthe, welches eben zum ruhigen Genuß heiter gestimmt war. So bleibt auch wohl eine Landschaft von einfachem und unscheinbaren Reiz, der eine seltsam schöne Beleuchtung oder eine wunderbare Stimmung unsers Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und Einzigkeit lieh, sonderbar hell und unauslöschlich in der Erinnerung. Der Geist fühlt sich durch die heitre Erzählung überall gelinde berührt, leise und vielfach angeregt. Ohne sie ganz zu kennen, hält er diese Menschen dennoch schon für Bekannte, ehe er noch recht weiß, oder sich fragen kann, wie er mit ihnen bekannt geworden sey. Es geht ihm damit wie der Schauspieler-

gesellschaft auf ihrer lustigen Wasserfahrt mit dem Fremden. Er 1798
glaubt, er müßte sie schon gesehen haben, weil sie aussehn wie Menschen und nicht wie Hinz oder Kunz. Dieß Aussehn verdanken sie nicht eben ihrer Natur und ihrer Bildung: denn nur bey einem oder dem andern nähert sich diese auf verschiedne Weise und in verschiednem Maß der Allgemeinheit. Die Art der Darstellung ist es, wodurch auch das beschränkteste zugleich ein ganz eignes selbständiges Wesen für sich, und dennoch nur eine andre Seite, eine neue Veränderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen einigen menschlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu seyn scheint. Das ist eben das Große, worin jeder Gebildete nur sich selbst wiederzufinden glaubt, während er weit über sich selbst erhoben wird; was nur so ist, als müßte es so seyn, und doch weit mehr als man fodern darf.

Mit wohlwollendem Lächeln folgt der heitre Leser Wilhelms gefühlvollen Erinnerungen an die Puppenspiele, welche den neugierigen Knaben mehr beseeligten als alles andre Naschwerk, als er noch jedes Schauspiel und Bilder aller Art, wie sie ihm vorkamen, mit demselben reinen Durste in sich sog, mit welchem der Neugebohrne die süße Nahrung aus der Brust der liebkosenden Mutter empfängt. Sein Glaube macht ihm die gutmüthigen Kindergeschichten von jener Zeit, wo er immer alles zu sehen begehrte, was ihm neu war, und was er gesehn hatte, nun auch gleich zu machen oder nachzumachen versuchte oder strebte, wichtig, ja heilig, seine Liebe mahlt sie mit den reizendsten Farben aus, und seine Hoffnung leiht ihnen die schmeichelhafteste Bedeutung. Eben diese schönen Eigenschaften bilden das Gewebe seines Lieblingsgedankens, von der Bühne herab die Menschen zu erheben, aufzuklären und zu veredeln, und der Schöpfer eines neuen schöneren Zeitalters der vaterländischen Bühne zu werden, für die seine kindliche Neigung, erhöht durch die Jugend und verdoppelt durch die Liebe, in helle Flammen emporschlägt. Wenn die Theilnahme an diesen Gefühlen und Wünschen nicht frey von Besorgniß seyn kann, so ist es dagegen nicht wenig anziehend und ergötzlich, wie Wilhelm auf einer kleinen Reise, auf welche ihn die Väter zum ersten Versuch senden, einem Abentheuer von der Art, die sich ernsthaft anläßt und drollig entwickelt, begegnet, in welchem er den Widerschein seines eignen Unternehmens, freylich nicht auf die vortheilhafteste Weise abgebildet, erblickt, ohne daß ihn dieß

1798. seiner Schwärmerey untreu machen könnte. Unvermerkt ist indeß die Erzählung lebhafter und leidenschaftlicher geworden, und in der warmen Nacht, wo Wilhelm, sich einer ewigen Verbindung mit seiner Mariane so nahe wähnend, liebevoll um ihre Wohnung schwärmt, steigt die heiße Sehnsucht, die sich in sich selbst zu verlieren, im Genuß ihrer eignen Töne zu lindern und zu erquicken scheint, aufs äußerste, bis die Gluth durch die traurige Gewißheit und Norbergs niedrigen Brief plötzlich gelöscht, und die ganze schöne Gedankenwelt des liebenden Jünglings mit einem Streich vernichtet wird.

Mit diesem so harten Mißlaut schließt das erste Buch, dessen Ende einer geistigen Musik gleicht, wo die verschiedensten Stimmen, wie eben so viele einladende Anklänge aus der neuen Welt, deren Wunder sich vor uns entfalten sollen, rasch und heftig wechseln; und der schneidende Abstich kann die erst weniger, dann mehr als man erwartete, gereizte Spannung mit einem Zusatz von Ungeduld heilsam würzen, ohne doch je den ruhigsten Genuß des Gegenwärtigen zu stören, oder auch die feinsten Züge der Nebenausbildung, die leisesten Winke der Wahrnehmung zu entziehen, die jeden Blick, jede Miene des durch das Werk sichtbaren Dichtergeistes zu verstehen wünscht.

Damit aber nicht bloß das Gefühl in ein leeres Unendliches hinausstrebe, sondern auch das Auge nach einem großen Gesichtspunkte die Entfernung sinnlich berechnen, und die weite Aussicht einigermaßen umgränzen könne, steht der Fremde da, der mit so vielem Rechte der Fremde heißt. Allein und unbegreiflich, wie eine Erscheinung aus einer andern edleren Welt, die von der Wirklichkeit, welche Wilhelmen umgiebt, so verschieden seyn mag, wie von der Möglichkeit, die er sich träumt, dient er zum Maßstab der Höhe, zu welcher das Werk noch steigen soll; eine Höhe, auf der vielleicht die Kunst eine Wissenschaft und das Leben eine Kunst seyn wird.

Der reife Verstand dieses gebildeten Mannes ist wie durch eine große Kluft von der blühenden Einbildung des liebenden Jünglings geschieden. Aber auch von Wilhelms Serenate zu Norbergs Brief ist der Uebergang nicht milde, und der Kontrast zwischen seiner Poesie und Marianens prosaischer ja niedriger Umgebung ist stark genug. Als vorbereitender Theil des ganzen Werks ist das erste Buch eine Reihe von veränderten Stellungen

und mahlerischen Gegensätzen in deren jedem Wilhelms Karakter 1798.
von einer andern merkwürdigen Seite, in einem neuen helleren Lichte gezeigt wird; und die kleineren deutlich geschiednen Massen und Kapitel bilden mehr oder weniger jede für sich ein mahlerisches Ganzes. Auch gewinnt er schon jetzt das ganze Wohlwollen des Lesers, dem er, ,wie sich selbst, wo er geht und steht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabensten Gesinnungen vorsagt. Sein ganzes Thun und Wesen besteht fast im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir voraussehn, daß er erst spät oder nie als Mann handeln wird, so verspricht doch seine gränzenlose Bildsamkeit, daß Männer und Frauen sich seine Erziehung zum Geschäft und zum Vergnügen machen und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen, die leise und vielseitige Empfänglichkeit, welche seinem Geiste einen so hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem schönen Bilde entfalten werden. Lernen muß er überall können, und auch an prüfenden Versuchungen wird es ihm nie fehlen. Wenn ihm nun das günstige Schicksal oder ein erfahrner Freund von großem Ueberblick günstig beysteht und ihn durch Warnungen und Verheißungen nach dem Ziele lenkt, so müssen seine Lehrjahre glücklich endigen.

Das zweyte Buch beginnt damit, die Resultate des ersten musikalisch zu wiederholen, sie in wenige Punkte zusammenzudrängen und gleichsam auf die äußerste Spitze zu treiben. Zuerst wird die langsame aber völlige Vernichtung von Wilhelms Poesie seiner Kinderträume und seiner ersten Liebe mit schonender Allgemeinheit der Darstellung betrachtet. Dann wird der Geist, der mit Wilhelmen in diese Tiefe gesunken, und mit ihm gleichsam unthätig geworden war, von neuem belebt und mächtig geweckt, sich aus der Leere herauszureißen, durch die leidenschaftlichste Erinnerung an Marianen, und durch des Jünglings begeistertes Lob der Poesie, welches die Wirklichkeit seines ursprünglichen Traums von Poesie durch seine Schönheit bewährt, und uns in die ahndungsvollste Vergangenheit der alten Herren und der noch unschuldigen Dichterwelt versetzt.

Nun folgt sein Eintritt in die Welt, der weder abgemessen noch brausend ist, sondern gelinde und leise wie das freye Lustwandeln eines, der zwischen Schwermuth und Erwartung getheilt, von schmerzlichsüßen Erinnerungen zu noch ahndungsvolleren

1798. dürfte eine systematische Ordnung in dem Vortrage dieser poetischen Physik der Poesie finden; nicht eben das todte Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder Naturgeschichte und Bildungslehre. Wie nämlich Wilhelm in diesem Abschnitt seiner Lehrjahre mit den ersten und nothdürftigsten Anfangsgründen der Lebenskunst beschäftigt ist: so werden hier auch die einfachsten Ideen über die schöne Kunst, die ursprünglichen Fakta, und die rohesten Versuche, kurz die Elemente der Poesie vorgetragen: die Puppenspiele, diese Kinderjahre des gemeinen poetischen Instinkts, wie er allen gefühlvollen Menschen auch ohne besondres Talent eigen ist; die Bemerkungen über die Art, wie der Schüler Versuche machen und beurtheilen soll, und über die Eindrücke, welche der Bergmann und die Seiltänzer erregen; die Dichtung über das goldne Zeitalter der jugendlichen Poesie, die Künste der Gaukler, die improvisirte Komödie auf der Wasserfahrt. Aber nicht bloß auf die Darstellungen des Schauspielers und was dem ähnlich ist, beschränkt sich diese Naturgeschichte des Schönen; in Mignons und des Alten romantischen Gesängen offenbart sich die Poesie auch als die natürliche Sprache und Musik schöner Seelen. Bey dieser Absicht mußte die Schauspielerwelt die Umgebung und der Grund des Ganzen werden, weil eben diese Kunst nicht bloß die vielseitigste, sondern auch die geselligste aller Künste ist, und weil sich hier vorzüglich Poesie und Leben, Zeitalter und Welt berühren, während die einsame Werkstätte des bildenden Künstlers weniger Stoff darbietet, und die Dichter nur in ihrem Innern als Dichter leben, und keinen abgesonderten Künstlerstand mehr bilden.

Obgleich es also den Anschein haben möchte, als sey das Ganze eben so sehr eine historische Philosophie der Kunst, als ein Kunstwerk oder Gedicht, und als sey alles, was der Dichter mit solcher Liebe ausführt, als wäre es sein letzter Zweck, am Ende doch nur Mittel: so ist doch auch alles Poesie, reine hohe Poesie. Alles ist so gedacht und so gesagt, wie von einem der zugleich ein göttlicher Dichter und ein vollendeter Künstler wäre; und selbst der feinste Zug der Nebenausbildung scheint für sich zu existiren und sich eines eignen selbständigen Daseyns zu erfreuen. Sogar gegen die Gesetze einer kleinlichen unächten Wahrscheinlichkeit. Was fehlt Werners und Wilhelms Lobe des Handels und der Dichtkunst, als das Metrum, um von Jedermann für erhabne

Poesie anerkannt zu werden? Ueberall werden uns goldne Früchte in silbernen Schalen gereicht. Diese wunderbare Prosa ist Prosa und doch Poesie. Ihre Fülle ist zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielsagend und ihre hohe und zarte Ausbildung ist ohne eigensinnige Strenge. Wie die Grundfäden dieses Styls im Ganzen aus der gebildeten Sprache des gesellschaftlichen Lebens genommen sind, so gefällt er sich auch in seltsamen Gleichnissen, welche eine eigenthümliche Merkwürdigkeit aus diesem oder jenem oekonomischen Gewerbe, und was sonst von den öffentlichen Gemeinplätzen der Poesie am entlegensten scheint, dem Höchsten und Zartesten ähnlich zu bilden streben. 1798.

Man lasse sich also dadurch, daß der Dichter selbst die Personen und die Begebenheiten so leicht und so launig zu nehmen, den Helden fast nie ohne Ironie zu erwähnen, und auf sein Meisterwerk selbst von der Höhe seines Geistes herabzulächeln scheint, nicht täuschen, als sey es ihm nicht der heiligste Ernst. Man darf es nur auf die höchsten Begriffe beziehn und es nicht bloß so nehmen, wie es gewöhnlich auf dem Standpunkt des gesellschaftlichen Lebens genommen wird: als einen Roman, wo Personen und Begebenheiten der letzte Endzweck sind. Denn dieses schlechthin neue und einzige Buch, welches man nur aus sich selbst verstehen lernen kann, nach einem aus Gewohnheit und Glauben, aus zufälligen Erfahrungen und willkührlichen Forderungen zusammengesetzten und entstandnen Gattungsbegriff beurtheilen; das ist, als wenn ein Kind Mond und Gestirne mit der Hand greifen und in sein Schächtelchen packen will.

Eben so sehr regt sich das Gefühl gegen eine schulgerechte Kunstbeurtheilung des göttlichen Gewächses. Wer möchte ein Gastmahl des feinsten und ausgesuchtesten Witzes mit allen Förmlichkeiten und in aller üblichen Umständlichkeit recensiren? Eine sogenannte Recension des Meister würde uns immer erscheinen, wie der junge Mann, der mit dem Buche unter dem Arm in den Wald spazieren kommt, und den Philine mit dem Kukuk vertreibt.

Vielleicht soll man es also zugleich beurtheilen und nicht beurtheilen; welches keine leichte Aufgabe zu seyn scheint. Glücklicherweise ist es eben eins von den Büchern, welche sich selbst beurtheilen, und den Kunstrichter sonach aller Mühe überheben. Ja es beurtheilt sich nicht nur selbst, es stellt sich auch selbst dar. Eine bloße Darstellung des Eindrucks würde daher, wenn sie

1798. auch keins der schlechtesten Gedichte von der beschreibenden Gattung seyn sollte, außer dem, daß sie überflüssig seyn würde, sehr den Kürzern ziehen müssen; nicht bloß gegen den Dichter, sondern sogar gegen den Gedanken des Lesers, der Sinn für das Höchste hat, der anbeten kann, und ohne Kunst und Wissenschaft gleich weiß, was er anbeten soll, denn das Rechte trifft wie ein Blitz.

Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zusammenhang täuscht dieser Roman eben so oft als er sie erfüllt. Wer aber ächten systematischen Instinkt, Sinn für das Universum, jene Vorempfindung der ganzen Welt hat, die Wilhelmen so interessant macht, fühlt gleichsam überall die Persönlichkeit und lebendige Individualität des Werks, und je tiefer er forscht, je mehr innere Beziehungen und Verwandtschaften, je mehr geistigen Zusammenhang entdeckt er in demselben. Hat irgend ein Buch einen Genius, so ist es dieses. Hätte sich dieser auch im Ganzen wie im Einzelnen selbst karakterisiren können, so dürfte niemand weiter sagen, was eigentlich daran sey, und wie man es nehmen solle. Hier bleibt noch eine kleine Ergänzung möglich, und einige Erklärung kann nicht unnütz oder überflüßig scheinen, da trotz jenes Gefühls der Anfang und der Schluß des Werkes fast allgemein seltsam und unbefriedigend, und eins und das andre in der Mitte überflüßig und unzusammenhängend gefunden wird, und da selbst der, welcher das Göttliche der gebildeten Willkühr zu unterscheiden und zu ehren weiß, beym ersten und beym letzten Lesen etwas Isolirtes fühlt, als ob bey der schönsten und innigsten Übereinstimmung und Einheit nur eben die letzte Verknüpfung der Gedanken und der Gefühle fehlte. Mancher, dem man den Sinn nicht absprechen kann, wird sich in Vieles lange nicht finden können: denn bey fortschreitenden Naturen erweitern, schärfen und bilden sich Begriff und Sinn gegenseitig.

Ueber die Organisazion des Werks muß der verschiedne Karakter den einzelnen Massen viel Licht geben können. Doch darf sich die Beobachtung und Zergliederung, um von den Theilen zum Ganzen gesetzmäßig fortzuschreiten, eben nicht ins Unendlichkleine verlieren. Sie muß vielmehr als wären es schlechthin einfache Theile bey jenen größern Massen stehen bleiben, deren Selbständigkeit sich auch durch ihre freye Behandlung, Gestaltung und Verwandlung dessen, was sie von den vorhergehenden überkamen, bewährt, und deren innre absichtslose Gleichartigkeit und

ursprüngliche Einheit der Dichter selbst durch das absichtliche 1798. Bestreben, sie durch sehr verschiedenartige doch immer poetische Mittel zu einem in sich vollendeten Ganzen zu runden, anerkannt hat. Durch jene Fortbildung ist der Zusammenhang, durch diese Einfassung ist die Verschiedenheit der einzelnen Massen gesichert und bestätigt; und so wird jeder nothwendige Theil des einen und untheilbaren Romans ein System für sich. Die Mittel der Verknüpfung und der Fortschreitung sind ungefähr überall dieselben. Auch im zweyten Bande locken Jarno und die Erscheinung der Amazone, wie der Fremde und Mignon im ersten Bande, unsre Erwartung und unser Interesse in die dunkle Ferne, und deuten auf eine noch nicht sichtbare Höhe der Bildung; auch hier öffnet sich mit jedem Buch eine neue Scene und eine neue Welt; auch hier kommen die alten Gestalten verjüngt wieder; auch hier enthält jedes Buch die Keime des künftigen und verarbeitet den reinen Ertrag des vorigen mit lebendiger Kraft in sein eigenthümliches Wesen, und das dritte Buch, welches sich durch das frischeste und fröhlichste Kolorit auszeichnet, erhält durch Mignons Dahin und durch Wilhelms und der Gräfin ersten Kuß, eine schöne Einfassung wie von den höchsten Blüthen der noch keimenden und der schon reifen Jugendfülle. Wo so unendlich viel zu bemerken ist, wäre es unzweckmäßig, irgend etwas bemerken zu wollen, was schon dagewesen ist, oder mit wenigen Veränderungen immer ähnlich wiederkommt. Nur was ganz neu und eigen ist, bedarf der Erläuterungen, die aber keinesweges alles allen hell und klar machen sollen: sie dürften vielmehr eben dann vortrefflich genannt zu werden verdienen, wenn sie dem, der den Meister ganz versteht, durchaus bekannt, und dem, der ihn gar nicht versteht, so gemein und leer, wie das, was sie erläutern wollen, selbst vorkämen; dem hingegen, welcher das Werk halb versteht, auch nur halb verständlich wären, ihn über einiges aufklärten, über anders aber vielleicht noch tiefer verwirrten, damit aus der Unruhe und dem Zweifeln die Erkenntniß hervorgehe, oder damit das Subjekt wenigstens seiner Halbheit, so viel das möglich ist, inne werde. Der zweyte Band insonderheit bedarf der Erläuterungen am wenigsten: er ist der reichste, aber der reizendste; er ist voll Verstand aber doch sehr verständlich.

In dem Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunst ist dieser Band für Wilhelmen der höhere Grad der Versuchungen,

1798. und die Zeit der Verirrungen und lehrreichen, aber kostbaren Erfahrungen. Freylich laufen seine Vorsätze und seine Handlungen vor wie nach in parallellen Linien neben einander her, ohne sich je zu stören oder zu berühren. Indessen hat er doch endlich das gewonnen, daß er sich aus der Gemeinheit, die auch den edelsten Naturen ursprünglich anhängt oder sie durch Zufall umgiebt, mehr und mehr erhoben, oder sich doch aus ihr zu erheben ernstlich bemüht hat. Nachdem Wilhelms unendlicher Bildungstrieb zuerst bloß in seinem eignen Innern gewebt und gelebt hatte, bis zur Selbstvernichtung seiner ersten Liebe und seiner ersten Künstlerhoffnung, und sich dann weit genug in die Welt gewagt hatte, war es natürlich, daß er nun vor allen Dingen in die Höhe strebte, sollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne seyn, daß das Edle und Vornehme sein vorzüglichstes Augenmerk ward, sollte es auch nur die Represeutazion eines nicht sehr gebildeten Adels seyn. Anders konnte der Erfolg dieses seinem Ursprunge nach achtungswürdigen Strebens nicht wohl ausfallen, da Wilhelm noch so unschuldig und so neu war. Daher mußte das dritte Buch eine starke Annäherung zur Komödie erhalten; um so mehr, da es darauf angelegt war, Wilhelms Unbekanntschaft mit der Welt und den Gegensatz zwischen dem Zauber des Schauspiels und der Niedrigkeit des gewöhnlichen Schauspielerlebens in das hellste Licht zu setzen. In den vorigen Massen waren nur einzelne Züge entschieden komisch, etwa ein paar Gestalten zum Vorgrunde oder eine unbestimmte Ferne. Hier ist das Ganze, die Scene und Handlung selbst komisch. Ja man möchte es eine komische Welt nennen, da des Lustigen darin in der That unendlich viel ist, und da die Adlichen und die Komödianten zwey abgesonderte Corps bilden, deren keines dem andern den Preis der Lächerlichkeit abtreten darf, und die auf das drolligste gegen einander manövriren. Die Bestandtheile dieses Komischen sind keinesweges vorzüglich fein und zart oder edel. Manches ist vielmehr von der Art, worüber jeder gemeiniglich von Herzen zu lachen pflegt, wie der Kontrast zwischen den schönsten Erwartungen und einer schlechten Bewirthung. Der Kontrast zwischen der Hoffnung und dem Erfolg, der Einbildung und der Wirklichkeit spielt hier überhaupt eine große Rolle: die Rechte der Realität werden mit unbarmherziger Strenge durchgesetzt und der Pedant bekommt sogar Prügel, weil er doch

auch ein Idealist ist. Aus wahrer Affenliebe begrüßt ihn sein College, der Graf, mit gnädigen Blicken über die ungeheure Kluft der Verschiedenheit des Standes; der Baron darf an geistiger Albernheit und die Baronesse an sittlicher Gemeinheit niemanden weichen; die Gräfin selbst ist höchstens eine reizende Veranlassung zu der schönsten Rechtfertigung des Putzes; und diese Adlichen sind den Stand abgerechnet den Schauspielern nur darin vorzuziehen, daß sie gründlicher gemein sind. Aber diese Menschen, die man lieber Figuren als Menschen nennen dürfte, sind mit leichter Hand und mit zartem Pinsel so hingedruckt, wie man sich die zierlichsten Caricaturen der edelsten Mahlerey denken möchte. Es ist bis zum Durchsichtigen gebildete Albernheit. Diese Frische der Farben, dies kindlich Bunte, diese Liebe zum Putz und Schmuck, dieser geistreiche Leichtsinn und flüchtige Muthwillen haben etwas was man Aether der Fröhlichkeit nennen möchte, und was zu zart und zu fein ist, als daß der Buchstabe seinen Eindruck nachbilden und wiedergeben könnte. Nur dem, der Vorlesen kann, und sie vollkommen versteht, muß es überlassen bleiben, die Ironie, die über dem ganzen Werke schwebt, hier aber vorzüglich laut wird, denen die den Sinn dafür haben, ganz fühlbar zu machen. Dieser sich selbst belächelnde Schein von Würde und Bedeutsamkeit in dem periodischen Styl, diese scheinbaren Nachlässigkeiten, und Tautologien, welche die Bedingungen so vollenden, daß sie mit dem Bedingten wieder eins werden, und wie es die Gelegenheit giebt, Alles oder nichts zu sagen oder sagen zu wollen scheinen, dieses höchst Prosaische mitten in der poetischen Stimmung des dargestellten oder komödirten Subjekts, der absichtliche Anhauch von poetischer Pedanterie bey sehr prosaischen Veranlassungen; sie beruhen oft auf einem einzigen Wort, ja auf einem Akzent. 1798.

Vielleicht ist keine Masse des Werks so frey und unabhängig vom Ganzen als eben das dritte Buch. Doch ist nicht alles darin Spiel und nur auf den augenblicklichen Genuß gerichtet. Jarno giebt Wilhelmen und dem Leser eine mächtige Glaubensbestätigung an eine würdige große Realität und ernstere Thätigkeit in der Welt und in dem Werke. Sein schlichter trockner Verstand ist das vollkommne Gegentheil von Aureliens spitzfindiger Empfindsamkeit, die ihr halb natürlich ist und halb erzwungen. Sie ist durch und durch Schauspielerin, auch von

1798. Karakter; sie kann nichts und mag nichts als darstellen und aufführen, am liebsten sich selbst, und sie trägt alles zur Schau, auch ihre Weiblichkeit und ihre Liebe. Beyde haben nur Verstand: denn auch Aurelien giebt der Dichter ein großes Maß von Scharfsinn; aber es fehlt ihr so ganz an Urtheil und Gefühl des Schicklichen wie Jarno'n an Einbildungskraft. Es sind sehr ausgezeichnete aber fast beschränkte durchaus nicht große Menschen; und daß das Buch selbst auf jene Beschränktheit so bestimmt hindeutet, beweist, wie wenig es so bloße Lobrede auf den Verstand sey, als es wohl anfänglich scheinen könnte. Beyde sind sich so vollkommen entgegengesetzt, wie die tiefe innige Mariane und die leichte allgemeine Philine; und beyde treten gleich diesen stärker hervor als nöthig wäre, um die dargestellte Kunstlehre mit Beyspielen und die Verwicklung des Ganzen mit Personen zu versorgen. Es sind Hauptfiguren, die jede in ihrer Masse gleichsam den Ton angeben. Sie bezahlen ihre Stelle dadurch, daß sie Wilhelms Geist auch bilden wollen, und sich seine gesammte Erziehung vorzüglich angelegen seyn lassen. Wenn gleich der Zögling trotz des redlichen Beystandes so vieler Erzieher in seiner persönlichen und sittlichen Ausbildung wenig mehr gewonnen zu haben scheint als die äußre Gewandtheit, die er sich durch den mannichfaltigeren Umgang und durch die Uebungen im Tanzen und Fechten erworben zu haben glaubt: so macht er doch dem Anscheine nach in der Kunst große Fortschritte, und zwar mehr durch die natürliche Entfaltung seines Geistes als auf fremde Veranlassung. Er lernt nun auch eigentliche Virtuosen kennen, und die künstlerischen Gespräche unter ihnen sind außerdem, daß sie ohne den schwerfälligen Prunk der sogenannten gedrängten Kürze, unendlich viel Geist, Sinn und Gehalt haben, auch noch wahre Gespräche; vielstimmig und in einander greifend, nicht bloß einseitige Scheingespräche. Serlo ist in gewissem Sinne ein allgemeingültiger Mensch, und selbst seine Jugendgeschichte ist wie sie seyn kann und seyn soll bey entschiedenem Talent und eben so entschiedenem Mangel an Sinn für das Höchste. Darin ist er Jarno'n gleich: beyde haben am Ende doch nur das Mechanische ihrer Kunst in der Gewalt. Von den ersten Wahrnehmungen und Elementen der Poesie, mit denen der erste Band Wilhelmen und den Leser beschäftigte, bis zu dem Punkt, wo der Mensch fähig wird, das Höchste und das Tiefste zu fassen, ist ein

unermeßlich weiter Zwischenraum, und wenn der Übergang, der 1798.
immer ein Sprung seyn muß, wie billig durch ein großes Vorbild vermittelt werden sollte: durch welchen Dichter konnte dieß wohl schicklicher geschehen, als durch den, welcher vorzugsweise der Unendliche genannt zu werden verdient? Grade diese Seite des Shakespear wird von Wilhelmen zuerst aufgefaßt, und da es in dieser Kunstlehre weniger auf seine große Natur als auf seine tiefe Künstlichkeit und Absichtlichkeit ankam, so mußte die Wahl den Hamlet treffen, da wohl kein Stück zu so vielfachem und interessanten Streit, was die verborgne Absicht des Künstlers oder was zufälliger Mangel des Werks seyn möchte, Veranlassung geben kann, als eben dieses, welches auch in die theatralische Verwicklung und Umgebung des Romans am schönsten eingreift, und unter andern die Frage von der Möglichkeit, ein vollendetes Meisterwerk zu verändern oder unverändert auf der Bühne zu geben, gleichsam von selbst aufwirft. Durch seine retardirende Natur kann das Stück dem Roman, der sein Wesen eben darin setzt, bis zu Verwechselungen verwandt scheinen. Auch ist der Geist der Betrachtung und der Rückkehr in sich selbst, von dem es so voll ist, so sehr eine gemeinsame Eigenthümlichkeit aller sehr geistigen Poesie, daß dadurch selbst dieß fürchterliche Trauerspiel, welches zwischen Verbrechen und Wahnsinn schwankend, die sichtbare Erde als einen verwilderten Garten der lüsternen Sünde, und ihr gleichsam hohles Innres wie den Wohnsitz der Strafe und der Pein darstellt und auf den härtesten Begriffen von Ehre und Pflicht ruht, wenigstens in einer Eigenschaft sich den fröhlichen Lehrjahren eines jungen Künstlers aneignen kann.

Die in diesem und dem ersten Buche des nächsten Bandes zerstreute Ansicht des Hamlet ist nicht so wohl Kritik als hohe Poesie. Und was kann wohl anders entstehn als ein Gedicht, wenn ein Dichter als solcher ein Werk der Dichtkunst anschaut und darstellt? Dieß liegt nicht darin, daß sie über die Gränzen des sichtbaren Werkes mit Vermuthungen und Behauptungen hinausgeht. Das muß alle Kritik, weil jedes vortreffliche Werk, von welcher Art es auch sey, mehr weiß als es sagt, und mehr will als es weiß. Es liegt in der gänzlichen Verschiedenheit des Zweckes und des Verfahrens. Jene poetische Kritik will gar nicht wie eine bloße Inschrift nur sagen, was die Sache eigentich sey, wo sie in der Welt stehe und stehn solle: dazu bedarf

1798. es nur eines vollständigen ungetheilten Menschen, der das Werk so lange als nöthig ist zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit mache; wenn ein solcher mündliche oder schriftliche Mittheilung liebt, kann es ihm Vergnügen gewähren, eine Wahrnehmung, die im Grunde nur eine und untheilbar ist, weitläuftig zu entwickeln, und so entsteht eine eigentliche Karakteristik. Der Dichter und Künstler hingegen wird die Darstellung von Neuem darstellen, das schon Gebildete noch einmal bilden wollen; er wird das Werk ergänzen, verjüngern, neu gestalten. Er wird das Ganze nur in Glieder und Massen und Stücke theilen, wie in seine ursprünglichen Bestandtheile zerlegen, die in Beziehung auf das Werk todt sind, weil sie nicht mehr Einheiten derselben Art wie das Ganze enthalten, in Beziehung auf das Weltall aber allerdings lebendig und Glieder oder Massen desselben seyn könnten. Auf solche bezieht der gewöhnliche Kritiker den Gegenstand seiner Kunst, und muß daher seine lebendige Einheit unvermeidlich zerstören, ihn bald in seine Elemente zersetzen, bald selbst nur als ein Atom einer größeren Masse betrachten.

Im fünften Buche kommt es von der Theorie zu einer durchdachten und nach Grundsätzen verfahrenden Ausübung; und auch Serlo's und der andern Roheit und Eigennutz, Philinens Leichtsinn, Aureliens Ueberspannung, des Alten Schwermuth und Mignons Sehnsucht gehen in Handlung über. Daher die nicht seltene Annäherung zum Wahnsinn, die eine Lieblingsbeziehung und Ton dieses Theils scheinen dürfte. Mignon als Mänade ist ein göttlich lichter Punkt, deren es hier mehrere giebt. Aber im Ganzen scheint das Werk etwas von der Höhe des zweyten Bandes zu sinken. Es bereitet sich gleichsam schon vor, in die äußersten Tiefen des innern Menschen zu graben, und von da wieder eine noch größere und schlechthin große Höhe zu ersteigen, wo es bleiben kann. Überhaupt scheint es an einem Scheidepunkte zu stehn und in einer wichtigen Krise begriffen zu seyn. Die Verwicklung und Verwirrung steigt am höchsten, und auch die gespannte Erwartung über den endlichen Aufschluß so vieler interessanter Räthsel und schöner Wunder. Auch Wilhelms falsche Tendenz bildet sich zu Maximen: aber die seltsame Warnung warnt auch den Leser, ihn nicht zu leichtsinnig schon am Ziel oder auf dem rechten Wege dahin zu glauben. Kein Theil des Ganzen scheint so abhängig von diesem zu seyn, und nur als

Mittel gebraucht zu werden, wie das fünfte Buch. Es erlaubt 1798.
sich sogar bloß theoretische Nachträge und Ergänzungen, wie das Ideal eines Souffleurs, die Skizze der Liebhaber der Schauspielkunst, die Grundsätze über den Unterschied des Drama und des Romans.

Die Bekenntnisse der schönen Seele überraschen im Gegentheil durch ihre unbefangene Einzelnheit, scheinbare Beziehungslosigkeit auf das Ganze und in den früheren Theilen des Romans beispiellose Willkührlichkeit der Verflechtung mit dem Ganzen, oder vielmehr der Aufnahme in dasselbe. Genauer erwogen aber dürfte Wilhelm auch wohl vor seiner Verheirathung nicht ohne alle Verwandtschaft mit der Tante seyn, wie ihre Bekenntnisse mit dem ganzen Buch. Es sind doch auch Lehrjahre, in denen nichts gelernt wird, als zu existiren, nach seinen besondern Grundsätzen oder seiner unabänderlichen Natur zu leben; und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, sich für alles zu interessiren, interessant bleibt, so darf auch die Tante durch die Art, wie sie sich für sich selbst interessirt, Ansprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja sie lebt im Grunde auch theatralisch; nur mit dem Unterschiede, daß sie die sämmtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schlosse, wo alle agirten und Komödie mit sich spielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihr Innres die Bühne bildet, auf der sie Schauspieler und Zuschauer zugleich ist und auch noch die Intriguen in der Coulisse besorgt. Sie steht beständig vor dem Spiegel des Gewissens, und ist beschäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu schmücken. Überhaupt ist in ihr das äußerste Maß der Innerlichkeit erreicht, wie es doch auch geschehen mußte, da das Werk von Anfang an einen so entschiednen Hang offenbarte, das Innre und das Aeußre scharf zu trennen und entgegenzusetzen. Hier hat sich das Innre nur gleichsam selbst ausgehöhlt. Es ist der Gipfel der ausgebildeten Einseitigkeit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines großen Sinnes gegenübersteht. Der Onkel nämlich ruht im Hintergrunde dieses Gemählders, wie ein gewaltiges Gebäude der Lebenskunst im großen alten Styl, von edlen einfachen Verhältnissen, aus dem reinsten gediegensten Marmor. Es ist eine ganz neue Erscheinung in dieser Suite von Bildungsstücken. Bekenntnisse zu schreiben wäre wohl nicht seine Liebhaberey gewesen; und da er sein eigner Lehrer war, kann er keine Lehrjahre gehabt haben,

1798. wie Wilhelm. Aber mit männlicher Kraft hat er sich die umgebende Natur zu einer klassischen Welt gebildet, die sich um seinen selbständigen Geist wie um den Mittelpunkt bewegt.

Daß auch die Religion hier als angebohrne Liebhaberey dargestellt wird, die sich durch sich selbst freyen Spielraum schafft und stufenweise zur Kunst vollendet, stimmt vollkommen zu dem künstlerischen Geist des Ganzen und es wird dadurch, wie an dem auffallendsten Beyspiele gezeigt, daß er alles so behandeln und behandelt wissen möchte. Die Schonung des Oheims gegen die Tante ist die stärkste Versinnlichung der unglaublichen Toleranz jener großen Männer, in denen sich der Weltgeist des Werks am unmittelbarsten offenbart. Die Darstellung einer sich wie ins Unendliche immer wieder selbst anschauenden Natur war der schönste Beweis, den ein Künstler von der unergründlichen Tiefe seines Vermögens geben konnte. Selbst die fremden Gegenstände mahlte er in der Beleuchtung und Farbe und mit solchen Schlagschatten, wie sie sich in diesem alles in seinem eignen Wiederscheine schauenden Geiste abspiegeln und darstellen mußten. Doch konnte es nicht seine Absicht seyn, hier tiefer und voller darzustellen, als für den Zweck des Ganzen nöthig und gut wäre; und noch weniger konnte es seine Pflicht seyn, einer bestimmten Wirklichkeit zu gleichen. Überhaupt gleicher die Karaktere in diesem Roman zwar durch die Art der Darstellung dem Portrait, ihrem Wesen nach aber sind sie mehr oder minder allgemein und allegorisch. Eben daher sind sie ein unerschöpflicher Stoff und die vortrefflichste Beyspielsammlung für sittliche und gesellschaftliche Untersuchungen. Für diesen Zweck müßten Gespräche über die Karaktere im Meister sehr interessant seyn können, obgleich sie zum Verständniß des Werks selbst nur etwa episodisch mitwirken könnten: aber Gespräche müßten es seyn, um schon durch die Form alle Einseitigkeit zu verbannen. Denn wenn ein Einzelner nur aus dem Standpunkte seiner Eigenthümlichkeit über jede dieser Personen räsonnirte und ein moralisches Gutachten fällte, das wäre wohl die unfruchtbarste unter allen möglichen Arten, den Wilhelm Meister anzusehn; und man würde am Ende nicht mehr daraus lernen, als daß der Redner über diese Gegenstände so, wie es nun lautete, gesinnt sey

Mit dem vierten Bande scheint das Werk gleichsam mannbar und mündig geworden. Wir sehen nun klar, daß es nicht

bloß, was wir Theater oder Poesie nennen, sondern das große 1798.
Schauspiel der Menschheit selbst und die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben, umfassen soll. Wir sehen auch, daß diese Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künstler oder zum tüchtign Mann bilden wollen und bilden können, als Wilhelmen selbst. Nicht dieser oder jener Mensch sollte erzogen, sondern die Natur, die Bildung selbst sollte in mannichfachen Beyspielen dargestellt, und in einfache Grundsätze zusammengedrängt werden. Wie wir uns in den Bekenntnissen plötzlich aus der Poesie in das Gebiet der Moral versetzt wähnten, so stehn hier die gediegenen Resultate einer Philosophie vor uns, die sich auf den höhern Sinn und Geist gründet, und gleich sehr nach strenger Absonderung und nach erhabner Allgemeinheit aller menschlichen Kräfte und Künste strebt. Für Wilhelmen wird wohl endlich auch gesorgt: aber sie haben ihn fast mehr als billig oder höflich ist, zum besten; selbst der kleine Felix hilft ihn erziehen und beschämen, indem er ihm seine vielfache Unwissenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Krämpfen von Angst, Trotz und Reue verschwindet seine Selbständigkeit aus der Gesellschaft der Lebendigen. Er resignirt förmlich darauf, einen eignen Willen zu haben; und nun sind seine Lehrjahre wirklich vollendet, und Nathalie wird Supplement des Romans. Als die schönste Form der reinsten Weiblichkeit und Güte macht sie einen angenehmen Kontrast mit der etwas materiellen Therese. Nathalie verbreitet ihre wohlthätigen Wirkungen durch ihr bloßes Daseyn in der Gesellschaft: Therese bildet eine ähnliche Welt um sich her, wie der Oheim. Es sind Beyspiele und Veranlassungen zu der Theorie der Weiblichkeit die in jener großen Lebenskunstlehre nicht fehlen durfte. Sittliche Geselligkeit und häusliche Thätigkeit, beyde in romantisch schöner Gestalt, sind die beyden Urbilder, oder die beyden Hälften eines Urbildes, welche hier für diesen Theil der Menschheit aufgestellt werden.

Wie mögen sich die Leser dieses Romans beym Schluß desselben getäuscht fühlen, da aus allen diesen Erziehungsanstalten nichts herauskommt, als bescheidne Liebenswürdigkeit, da hinter allen diesen wunderbaren Zufällen, weissagenden Winken und geheimnißvollen Erscheinungen nichts steckt als die erhabenste Poesie, und da die letzten Fäden des Ganzen nur durch die Willkühr eines bis zur Vollendung gebildeten Geistes gelenkt werden! In der That erlaubt sich diese hier, wie es scheint mit gutem

1798. Bedacht, fast alles, und liebt die seltsamsten Verknüpfungen. Die Reden einer Barbara wirken mit der gigantischen Kraft und der würdigen Großheit der alten Tragödie; von dem interessantesten Menschen im ganzen Buch wird fast nichts ausführlich erwähnt, als sein Verhältniß mit einer Pächterstochter; gleich nach dem Untergang Marianens, die uns nicht als Mariane, sondern als das verlassene zerrissene Weib überhaupt interessirt, ergötzt uns der Anblick des Ducaten zählenden Laertes; und selbst die unbedeutendsten Nebengestalten wie der Wundarzt sind mit Absicht höchst wunderlich. Der eigentliche Mittelpunkt dieser Willkührlichkeit ist die geheime Gesellschaft des reinen Verstandes, die Wilhelmen und sich selbst zum besten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomisch wird. Dagegen ist aber der Zufall selbst hier ein gebildeter Mann, und da die Darstellung alles andere im Großen nimmt und giebt, warum sollte sie sich nicht auch der hergebrachten Lizenzen der Poesie im Großen bedienen? Es versteht sich von selbst, daß eine Behandlung dieser Art und dieses Geistes nicht alle Fäden lang und langsam ausspinnen wird. Indessen erinnert doch auch der erst eilende dann aber unerwartet zögernde Schluß des vierten Bandes, wie Wilhelms allegorischer Traum im Anfange desselben, an vieles von allem, was das Interessanteste und Bedeutendste im Ganzen ist. Unter andern sind der segnende Graf, die schwangre Philine vor dem Spiegel, als ein warnendes Beyspiel der komischen Nemesis und der sterbend geglaubte Knabe, welcher ein Butterbrodt verlangt, gleichsam die ganz burlesken Spitzen des Lustigen und Lächerlichen.

Wenn bescheidner Reiz den ersten Band dieses Romans, glänzende Schönheit den zweyten und tiefe Künstlichkeit und Absichtlichkeit den dritten unterscheidet; so ist Größe der eigentliche Karakter des letzten, und mit ihm des ganzen Werks. Selbst der Gliederbau ist erhabner, und Licht und Farben heller und höher; alles ist gediegen und hinreißend, und die Ueberraschungen drängen sich. Aber nicht bloß die Dimensionen sind erweitert, auch die Menschen sind von größerem Schlage. Lothario, der Abbé und der Oheim sind gewissermaßen jeder auf seine Weise, der Genius des Buchs selbst; die andern sind nur seine Geschöpfe. Darum treten sie auch wie der alte Meister neben seinem Gemählde bescheiden in den Hintergrund zurück, obgleich sie aus diesem Gesichtspunkt eigentlich die Hauptpersonen sind. Der Oheim

hat einen großen Sinn; der Abbé hat einen großen Verstand, und schwebt über dem Ganzen wie der Geist Gottes. Dafür daß er gern das Schicksal spielt, muß er auch im Buch die Rolle des Schicksals übernehmen. Lothario ist ein großer Mensch: der Oheim hat noch etwas Schwerfälliges, Breites, der Abbé etwas Magres, aber Lothario ist vollendet, seine Erscheinung ist einfach, sein Geist ist immer im Fortschreiten, und er hat keinen Fehler als den Erbfehler aller Größe, die Fähigkeit auch zerstören zu können. Er ist die himmelanstrebende Kuppel, jene sind die gewaltigen Pilaster, auf denen sie ruht. Diese architektonischen Naturen umfassen, tragen und erhalten das Ganze. Die andern, welche nach dem Maß von Ausführlichkeit der Darstellung die wichtigsten scheinen können, sind nur die kleinen Bilder und Verzierungen im Tempel. Sie interessiren den Geist unendlich, und es läßt sich auch gut darüber sprechen, ob man sie achten oder lieben soll und kann, aber für das Gemüth selbst bleiben es Marionetten, allegorisches Spielwerk. Nicht so Mignon, Sperata und Augustino, die heilige Familie der Naturpoesie, welche dem Ganzen romantischen Zauber und Musik geben, und im Uebermaß ihrer eignen Seelengluth zu Grunde gehn. Es ist als wollte dieser Schmerz unser Gemüth aus allen seinen Fugen reißen: aber dieser Schmerz hat die Gestalt, den Ton einer klagenden Gottheit und seine Stimme rauscht auf den Wogen der Melodie daher wie die Andacht würdiger Chöre. 1798.

Es ist als sey alles vorhergehende nur ein geistreiches interessantes Spiel gewesen, und als würde es nun Ernst. Der vierte Band ist eigentlich das Werk selbst; die vorigen Theile sind nur Vorbereitung. Hier öffnet sich der Vorhang des Allerheiligsten, und wir befinden uns plötzlich auf einer Höhe, wo alles göttlich und gelassen und rein ist, und von der Mignons Exequien so wichtig und so bedeutend erscheinen, als ihr nothwendiger Untergang. *)

August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel, Athenaeum, Berlin 1798, 1. Band, 2. Stück, pag. 147—178.

---

*) Verfasser: Friedrich Schlegel.

1798. # Ueber Geist und Buchstab in der Philosophie.

Dritter Brief.

— Diese innere Stimmung des Künstlers ist der Geist seines Products; und die zufälligen Gestalten, in denen er sie ausdrückt, sind die Körper oder der Buchstabe desselben.

Hier ist es, wo das Bedürfniß der mechanischen Kunst eintritt.

Wer die Dinge einer gewissen Stimmung gemäß bearbeiten will, der muß es überhaupt verstehen, sie zu bearbeiten, und sie mit Leichtigkeit zu bearbeiten, so daß kein Widerstand sichtbar sey, und daß die todte Masse unter seinen Händen von selbst Bildung und Organisation angenommen zu haben scheine. So bald die Materie widerstrebt, und es der Anstrengung bedarf, sie zu besiegen, ist die ästhetische Stimmung abgebrochen, und es bleibt uns andern nichts übrig, als der Anblick des Arbeiters, der seinen Zweck zu erreichen strebt; ein nicht unwürdiger Anblick, den wir aber nur hier nicht haben wollten. Man hat diese Leichtigkeit der mechanischen Kunst sehr oft mit dem Geiste selbst verwechselt; und sie ist allerdings die ausschließende Bedingung seiner Aeußerung, und jeder, der an das Werk geht, muß sie schon erworben haben; aber sie ist nicht der Geist selbst. Durch sie allein wird nichts hervorgebracht, als ein leeres Geklimper; ein Spiel, das auch nichts weiter ist, denn Spiel; das nicht zu Ideen erhebt, und höchstens einen Muthwillen, und eine verschwendete Kraft ausdrückt, der man in der Stille eine bessere Anwendung wünscht. Zwar wird der leichteste und muthwilligste Pinselstrich des wahren Genie einen Anstrich von Ideen haben; aber der bloße Mechaniker wird durch seine höchste Kunst nie etwas anders hervorbringen, als ein mechanisches Werk, über dessen Bau man höchstens sich wundern wird.

So ist in den letzten MeisterWerken des begünstigten Lieblings der Natur unter unsrer Nation, — im Tasso, in der Iphigenie, und in den leichtesten Pinselstrichen desselben Künstlers seitdem, — es ist in ihnen, sage ich nicht die so einfache Erzählung, nicht die ohne allen Schwulst so sanft hingleitende Sprache, durch welche der gebildete Leser so mächtig angezogen wird. Es ist nicht der Buchstabe, sondern der Geist. Mit der gleichen Einfachheit der Fabel, der gleichen Leichtigkeit, dem gleichen Adel

der Sprache ist es möglich, ein sehr schaales, sehr geschmackloses, 1798.
sehr unkräftiges Werk zu verfertigen. Die Stimmung ist es, welche in diesen Werken herrscht; diese edelste Blüthe der Humanität, welche durch die Natur nur einmal unter dem griechischen Himmel hervorgetrieben und durch eins ihrer Wunder im Norden wiederholt wurde. Es schmiegt sich an unsre Seele das lebendige Bild jener geendigten Cultur, die den Angriffen des Schicksals nicht mehr mit gewaltsamen Anstrengungen und Renkungen entgegen geht, und die eher alles, als die reine Ebenheit ihres Charakters und die leichte Grazie in den Bewegungen ihres Gemüths, verliert; jenes Beruhens in sich selbst und auf sich selbst, das es nicht mehr bedarf, durch Anstrengung seine Kraft aufzuregen und gegen den Widerstand anzustemmen, sondern das auf seiner eignen natürlichen Last sicher steht; jener Unbefangenheit des Geistes, welche die Dinge, auch bei ihrem gewaltsamsten Andringen auf uns, dennoch keiner andern Schätzung würdigt, als der, die ihnen gebührt, daß sie Gegenstände unsrer Betrachtung sind, und welche auch dann noch den gefälligen Formen derselben ein ästhetisches Vergnügen, den Verzerrungen derselben ein leichtes Lächeln, wie Grazien lächeln, abzugewinnen vermag; jener Vollendung der Menschheit, die sich von der SinnenWelt nicht losgerissen, sondern abgelöst fühlt, und die mit gleicher Leichtigkeit derselben ohne Mißvergnügen entbehren, oder ihrer mit Freude auf ihre Weise genießen kann. Wir finden uns mit Vergnügen in eine Welt versetzt, in der allein eine solche Stimmung möglich ist, unter eine Gesellschaft, deren Mitglieder alle gerecht, und wohlwollend sind, und deren Trennungen nicht durch bösen Willen verursacht, sondern selbst nur Stürme des widrigen Schicksals sind; — (denn Ungerechtigkeiten freier Wesen können uns nie gleichgültig seyn, und werden immer ernste Mißbilligung, keinesweges aber das leichte Lächeln erregen, wie die Verstoße der vernunftlosen Natur.) Wir entdecken mit befriedigter Selbstliebe unter dem Einflusse des Künstlers eine Fassung in uns, die wir im Laufe des Lebens gewöhnlich nicht behalten; wir fühlen uns höher gehoben, und veredelt, und innige Liebe ist der Lohn des Dichters, der uns so sanft schmeichelt, um uns zu bessern.

Jeder hat den feinsten Sinn für diejenige Art der Ausbildung, der er zunächst bedürfte, und mag in der Stunde der

1798. Täuschung am liebsten das an sich finden, wovon eine leise Ahnung ihm sagt, daß es auf der nächsten Stufe der Cultur liege, die er zu ersteigen hat. Ein beträchtlicher Theil unsres Publicum ist noch nicht so weit, daß ihm nichts mehr als die Grazie in seinen Bewegungen, die Leichtigkeit und Ungezwungenheit in seiner Kraftäußerung abgehe. Vielen fehlt es an der Kraft selbst. Für diese sind Darstellungen, wie die, von welchen wir redeten, unschmackhaft; sie verwechseln die durch die Fülle der Kraft gehaltne Kraft, die sie nicht kennen, mit der Kraftlosigkeit, die sie nur zu wohl kennen. Diese mögen im Bilde lieber die rohe aber kraftvolle Sitte unsrer UrAhnen sich angetäuscht sehen — eine Art, die so vorzüglich ist, als jede andre, wenn sie mit Geist behandelt wird — oder vergnügen sich wohl auch an den wunderlichen Renkungen in unsern gewöhnlichen RitterRomanen, und an hochtönenden und vermessenen Reden.

Dem Dichter, von dem ich rede, war es gegeben, zwei verschiedene Epochen der menschlichen Cultur mit allen ihren Abstufungen auszumessen. Er nahm sein Zeitalter bei der letztern Stufe auf, um es bei der erstern niederzusetzen. Aber seyn Genius überflog, wie es seyn musste, den langsamen Gang desselben. Er bildete wie jeder wahre Künstler soll, sein Publikum selbst, arbeitete für die NachWelt, und wenn unser Geschlecht höher steigt, so ist es nicht ohne sein Zuthun. —*)

Johann Gottlieb Fichte und Friedrich Imanuel Niethammer, Philosophisches Journal einer Gesellschaft Teutscher Gelehrten, Jena und Leipzig, 1798, 9. Band, 4. Heft, pag. 296–300.

Herrmann und Dorothea von J. W. von Göthe. Berlin, 1798, bey Friedrich Vieweg dem ältern. 12. 174.

Jedermann kennt das Gedicht, über das wir unsere Bemerkungen mittheilen wollen. Wenn der berühmte Name seines Verfassers auch nicht schon allein die Aufmerksamkeit des Publikums auf dasselbe gerichtet hätte, so würde doch die zierliche Form, unter der es demselben angeboten wurde, hinlänglich zu seiner Empfehlung gewirkt haben. Es ist also von allen Freunden

*) Verfasser: Johann Gottlieb Fichte.

neuer Lectüre begierig gelesen worden. Die einen haben es eben so sehr erhoben, als es die andern herabgesetzt haben, und das eine war wie das andere zum voraus zu erwarten. Eine ruhige Aufnahme schienen die Umstände nicht zu verstatten. Wir glauben für unsere Person, daß es eben so wenig ohne Einschränkung gerühmt, als ohne Einschränkung getadelt, oder für unbedeutend erklärt werden könne. Doch scheint uns dasjenige in demselben, was auf Beyfall Anspruch macht, bey Weitem das Zahlreichere und Wichtigere; das Tadelnswerthe hingegen minder bedeutend zu seyn. 1798.

Diese kleine Composition, diese kurze Geschichte eines halben Tages, die sich auf eine ganz einfache Weise verschlingt und läßt, macht eine Gattung von Gedicht aus, welche gleichsam die Gränze des epischen und mimischen Gedichtes ist. Wenn jenes die Menschen, so weit es kann, von der Beschränkung bürgerlicher Verhältnisse befreyt, und die Handlung in eine ideale Welt zu spielen sucht, um die freye Bewegung der Empfindungen und Leidenschaften so wenig als möglich zu stören; so webt und lebt hingegen das letztere in der naiven Darstellung jener beschränkenden Verhältnisse selbst. In Herrmann und Dorothea ist weder das eine noch das andere ausschließend geschehn. Die Welt, in welcher sich die Handlung entfaltet, ist die wirkliche und gegenwärtige Welt. Recht absichtlich sind die Begebenheiten, durch die Erwähnung der Zeitumstände, als eine Geschichte unserer Tage vor die Augen des Lesers gerückt; recht absichtlich sind die handelnden Personen aus einer niedrigern Classe genommen, und die Fesseln ihrer Verhältnisse nur durch den Umstand ihres Reichthums ein wenig erweitert und erleichtert worden.

Hier hat nun der Dichter, wie es uns scheint, mit großer Kunst und der ihm eigenthümlichen Geisteskraft, das nicht leichte Problem gelößt, mit täuschender Wahrheit so viel ideale Schönheit, und mit willkührlicher Beschränkung so viel Freyheit zu paaren, als nur immer möglich war. Die Handlung selbst entwickelt sich mit voller Freyheit. Alles, was zu ihrer Möglichkeit vorausgesetzt wird, gehört in die Classe der gewöhnlichsten Zufälligkeiten des menschlichen Lebens; aber die Hauptmomente der Handlung gehen von selbst und durch eine innere Nothwendigkeit aus der Verbindung jener wahrscheinlichen Voraussetzungen mit den Charaktern der handelnden Personen hervor. Es ist zwar ein Zufall, daß Herrmann, durch die sorgfältigen Anstalten seiner

1798. Mutter verspätet, gerade auf Dorotheen trift; aber es ist ganz und gar kein Zufall, daß er gerade dieses Mädchen lieb gewinnt, dessen ganzes Wesen, nicht zufolge einer unbegreiflichen Sympathie, an welche uns die Romanenschreiber so oft zu glauben nöthigen wollen, sondern durch die Kraft der prononzirtesten Eigenschaften seinem Wesen und Charakter auf das vollkommenste zusagt. Es ist ferner gar kein Zufall, daß seine Mutter diese Liebe begünstigt: daß sein Vater einwilligt; daß er noch denselben Tag um sie freyt und sich am Abend mit ihr verlobt. Auch das Mißverständniß zwischen Herrmann und seiner Geliebten, welches einen Hauptknoten der Handlung schürzt, ist kein Zufall, so wenig als die Auflösung desselben; sondern das eine entspringt wie das andere nothwendigerweise aus den Charaktern der handelnden Personen und ihrer Verbindung untereinander. Diese Nothwendigkeit aber in der Entwickelung und Vereinigung der verschiedenen Momente einer Handlung ist es, welche ihr den schönen Schein einer vollkommenen Freyheit verschaft und die gesetzmäßige Kunst unter der Hülle einer frey wirkenden Natur verbirgt.

Die Charaktere der handelnden Personen hat der Dichter mit so viel Schönheit ausgestattet, als die Bedingungen der Handlung erlaubten. Zunächst mußten sie freylich so gewählt werden, daß die Handlung überhaupt möglich würde; aber unter allen Personen ist doch nicht eine, welcher — einige flüchtige Züge abgerechnet — nicht so viel sittliche Schönheit zugetheilt wäre, als jene Bedingung vertrug. Wir müssen uns wohl bey diesem Punkte ein wenig verweilen, da er ganz vorzüglich ein Gegenstand des Zweifels gewesen ist.

(Folgt Zergliederung des Gedichtes.)

— Wenn uns nun in diesem Gedicht der das Ganze durchströmende männliche Geist, die sittliche Schönheit der Charaktere und die alles beherrschende Mäßigung, der größten Lobsprüche werth scheint, so können uns doch diese Vorzüge nicht gegen die Mängel verblenden, durch welche die Ansprüche desselben auf den Ruhm eines vollendeten Kunstwerkes noch bis jetzt zurückgewiesen werden. Einer derselben ist ein Mangel von Verhältniß in den einzelnen Parthien zum Ganzen. Die Beschreibung des Ganges der Mutter durch den Garten und das Feld im vierten Gesange hat, bey dem vollen Verdienste einer großen Anschaulichkeit, diesen

Fehler einer unverhältnißmäßigen Ausdehnung, die bey einer 1798.
Composition von so geringem Umfange nicht unbemerkt bleiben kann. Das nemliche gilt von der Rede des Apothekers im dritten Gesang, welche mit der Handlung nicht in der mindesten Verbindung steht; so wie von einem großen Theile der Rede des Hausvaters, womit derselbe Gesang eröfnet wird. Die geistreiche, poetisch-schöne und historisch-wahre Schilderung der Wirkungen, welche den Anfang und Fortgang der französischen Revolution in den Rheingegenden hervorbrachte (S. 97—100), gehört ebenfalls unter die Zahl der unverhältnißmäßigen Abschweifungen, welche noch nebenbey den Fehler hat, als Antwort auf eine Frage aufgestellt zu seyn, die dadurch ganz und gar nicht beantwortet wird.

In Rücksicht auf den Ausdruck der handelnden Personen ist hin und wieder ein Mangel an Einheit fühlbar, welcher vorzüglich aus der Einmischung homerischer Redensarten entspringt. Ueberhaupt ist im Ganzen eine etwas unerwartete Nachahmung der Vossischen Sprache überall sichtbar. Auch Göthe erlaubt es sich das Beywort dem Hauptworte nachzusetzen, welches wir bey bedeutungsvolleren Beywörtern nicht tadeln möchten; denn immer giebt diese Stellung des Adjectivs, die Idee einer größern Wichtigkeit und Bedeutsamkeit; aber bey mäßigen Beywörter muß diese Freyheit noch immer bestritten werden. Von dieser Art ist S. 8. „Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg". S. 26. „Brachte die Schinken hervor, die schweren". u. a. m. Ganz fehlerhaft heißt es aber S. 11. „Die ein Haus nur verbirgt, das wohl versehene", wogegen sich die Grammatik geradezu auflehnt. — Eben so wie Voß hat sich Göthe erlaubt, dem Verse zu liebe, den Genetiv durch mehrere Worte von dem was ihn regiert zu trennen; eine Freyheit von welcher unsre Leser in den angeführten Stellen mehrere Beyspiele bemerkt haben werden. Mit Mäßigung und in Fällen gebraucht, wo keine Dunkelheit und Zweydeutigkeit entstehen kann, dürfte sie vielleicht ohne Gefahr zu den Bereicherungen der poetischen Sprache gerechnet werden können.

Aber zwey Mängel sind es vorzüglich, welche diesem Gedichte zur Last fallen, Vernachlässigung des Ausdrucks und eine oft rauhe, oft kraftlose Versifikation. — Jener ist bisweilen platt, oft verworren und dunkel. Gleich im Anfang ist es ziemlich platt, wenn es (S. 4.) heißt:

1798. Sehr gut nimmt das Kutschchen sich aus, das neue; bequemlich
Säßen viere darin, und auf dem Bocke der Kutscher.

oder in der Rede Herrmanns S. 36:

Endlich hatt ich im Sinn, mich auch zu putzen wie jene
Handelsbübchen, die stets am Sonntag drüben sich zeigen
Und um die halbseiden im Sommer das Läppchen herumhängt.

oder in demselben Gesange in der Rede des Alten S. 40:

Aber denke nur nicht, Du wollest ein bäurisches Mädchen
Je mir bringen ins Haus, als Schwiegertochter, die Trulle.

Dunkel und schielend ist die Sprache sehr oft in den spruchreichen Reden, die sich fast insgesammt mehr durch die Reichhaltigkeit des Stoffes, als Schönheit, Richtigkeit und Genauigkeit der Diction auszeichnen. Die erste Rede des Apothekers S. 8 mag zur Probe dienen:

So sind die Menschen fürwahr! und einer ist doch wie der andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spatzirt nun hinaus, zu schauen der guten Vertriebnen
Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig.

Wie schielend ist der Gegensatz in dem letzten ausnehmend lahmen Verse! Zunächst steht für nächstens, und ist also auch soviel als künftig; so daß demnach das letztere Wort hier willkührlich zur Bezeichnung einer entferntern Zukunft gebraucht ist. Nicht besser gesagt, und noch weit schlechter versifizirt sind folgende Zeilen S. 11:

Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehene, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles ist nöthig und nützlich;
Nun zu sehen das alles — —

Hart und sogar scheinbar widersinnig ist S. 43 folgendes: 1798.

Schwerlich
Wird mich des herzlichsten Wunsches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sey, sondern ein Beßrer.

Gleich darauf heißt es fast räthselhaft:

Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Lust zu erhalten und zu erneuen,
Und zu verbessern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland.

(statt: in der Verbesserung seines Zustandes mit der Zeit fortzugehen und die Erfindungen des Auslandes zu benutzen.) Nichts weniger als klar ist S. 44 der Gedanke:

Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, wes Sinnes der Herr sey,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.

Man erräth, daß es heißen soll, man erkenne die Denkungsart eines Hausbesitzers aus dem Aeußern seiner Wohnung, wie man die Weisheit und gute Regierung einer Obrigkeit nach dem äußern Anblick einer Stadt beurtheile. Aber wes Sinnes bedeutet so viel als welcher Meynung, und wird auf einzelne Fälle, nicht auf einen fortdauernden Zustand bezogen. Was soll es heißen, wenn Herrmann S. 64 sagt:

Und ich verstehe recht gut die weltlichen Dinge zu sondern?

oder giebt es einen klaren Sinn, wenn er S. 65 sagt:

Der Einzelne schadet sich selber
Der sich hingibt, wenn sich nicht alle zum Ganzen bestreben.

Es ist falsch zu sagen, den Most in die Fässer versammeln. (S. 57.) — ein Unrecht erzeigen (S. 72.) — Das Mädchen ists, das Vertriebene, die du gewählt hast. — Ein Lieblingswort des Dichters ist fürwahr, welches er oft für zwar setzt. Welche Kraft es (S. 48.) in folgenden Versen haben könne, sehn wir fürwahr nicht:

Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Gelds hat,
Thätig und rührig zu seyn?

1798. Die zahlreichen Beyspiele, welche wir in anderer Absicht angeführt haben, erlauben uns, bey dem letzten Punkte, den wir berühren wollten, der Nachlässigkeit in der Versification, ganz kurz zu seyn. Bey allen Freyheiten, die sich der Verfasser in Rücksicht auf die Sprache erlaubt hat, ist es ihm doch nicht gelungen, seine Verse richtig und wohlklingend zu machen. Er erlaubt sich das Bindewort und die Artikel an das Ende des Verses zu setzen; ja er trennt sogar (S. 4.) das Zeitwort —

daß du milde den Sohn fort

Schicktest — —

Er erlaubt sich harte Elisionen, wie in folgendem Verse; welcher kaum über die Zunge geht (S. 100.) Das Verlohrne zu zu rächen und zu vertheidigen die Reste. — Sehr oft sind Worte kurz gebraucht, auf welche der Accent ganz entschieden fällt: (S. 43) Aber der | Vater | fuhr in der | Art fort. (S. 8.) So sind die Menschen; statt So sind die Menschen. Oft fängt der Vers mit einer entschieden kurzen Sylbe an; eine Freyheit, die dem Hexammetristen, nach dem Beyspiele der Griechen, vielleicht bisweilen, aber gewiß nicht so oft, als in diesem Gedichte, nachgesehn werden darf. Hemistichien wie folgende (S. 147.) Die unbehauen gelegt — (S. 164.) Die unerwartet der Freund, und ähnliche, zerstören das ganze Wesen des Hexameter.

Der schleppenden, der ohne Abschnitt, oder auf lauter einsylbigen Wörtern einherkriechenden Verse wollen wir hier nicht insbesondere Erwähnung thun. Aber das können wir nicht unbemerkt lassen, daß dem Dichter sogar ein siebenfüßiger Hexameter — man erlaube uns diese contradictio in adjecto — entlaufen ist. S. 34.

Ungerecht | bleiben die | Männer | und die | Zeiten der |
Liebe ver | gehen.

Das Gedicht ist in neun Gesänge getheilt, deren jeder mit dem Nahmen einer Muse benennt ist. Sehr bescheiden dürfte man diese poetische Freyheit nicht finden, vornemlich wenn man sich jenes Epigramms auf die Geschichte Herodots erinnert, welches erzählt, daß Herodot die Musen bewirthet und von jeder eines seiner Bücher zum Zeichen der Dankbarkeit erhalten habe.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1798, 61. Band, 2. Stück, pag. 230—233 u. 260—267.



1799.

Tübingen, in der Cottaisch. Buchh.: Propyläen. Eine periodische Schrift; herausgegeben von Göthe. Ersten Bandes erstes Stück. 1798. 127 S. Gr. 8. 1799.

„Der Jüngling, sagt der Herausgeber, in der eben so geistvoll als anspruchlos geschriebenen Einleitung, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt mit einem lebhaften Streben bald in das innerste Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befinde. Eine solche Betrachtung hat unsern Titel veranlaßt. Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwischen dem Innern und Aeußern, zwischen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle seyn, auf der wir uns mit unsern Freunden gewöhnlich aufhalten werden. Will jemand noch besonders bey dem Worte Propyläen sich jener Gebäude erinnern, durch die man zur Athieniensischen Burg, zum Tempel der Minerva gelangte; so ist auch dies nicht gegen unsre Absicht, nur daß man uns nicht die Anmaßung zutraue, als gedächten wir ein solches Werk der Kunst und Pracht hier selbst aufzuführen. Unter dem Namen des Orts verstehe man das, was daselbst allenfalls hätte geschehen können, man erwarte Gespräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes gewesen wären. Werden nicht Denker, Gelehrte, Künstler angelockt, sich in ihren besten Stunden

1799. in jene Gegenden zu versetzen? unter einem Volke, wenigstens in der Einbildungskraft, zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bey dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stätiger Reihe entwickelt, die bey uns, nur als Stückwerk vorübergehend erscheint? Welche Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunstbildung? und in gewissen Fächern welche mehr, als die deutsche? So viel zur Entschuldigung des symbolischen Titels, wenn sie ja nöthig seyn sollte. Er stehe uns zur Erinnerung, daß wir uns so wenig als möglich vom classischen Boden entfernen; er erleichtere durch seine Kürze und Bedeutsamkeit die Nachfrage der Kunstfreunde, die wir durch gegenwärtiges Werk zu interessiren gedenken, das Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbundner Freunde über Natur und Kunst enthalten soll."

Es werden also in dieser periodischen Schrift bald in längern Abhandlungen, bald in kürzern Aufsätzen, bald in discursiver Form, bald in Gesprächen und Briefen, Bemerkungen und Räsonnements über die Natur, sofern sie Object für den Künstler ist, und über bildende sowohl als redende Künste mitgetheilt werden. Besonders wird sich auch Theorie und Kritik der Dichtkunst an diese Arbeit anschließen.

Der erste Aufsatz des ersten Stücks betrifft die Gruppe Laokoon. Nach einer kurzen Andeutung der Erfordernisse eines hohen Kunstwerks, wozu hier Organisation und Leben, Charakter, Ruhe oder Bewegung, Ideal, Anmuth und Schönheit gerechnet werden, wird gezeigt, daß Laokoon alle diese Bedingungen erfülle. Mit der lebendigen Beredsamkeit eines Kunstkenners, der selbst Künstler ist, wird hier die Geschlossenheit der Gruppe, der Moment der Handlung, die Intention der Hauptfigur, die Verhältnisse, Abstufungen und Gegensätze sämmtlicher Theile des ganzen Werks geschildert. „Der Zustand der drey Figuren ist mit der höchsten „Weisheit stufenweise dargestellt; der älteste Sohn ist nur an den „Extremitäten verstrickt, der zweyte öfters umwunden, besonders „ist ihm die Brust zusammengeschnürt, durch die Bewegung des „rechten Arms sucht er sich Luft zu machen, mit der linken drängt „er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß „sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe; sie ist im Begriff, „unter der Hand wegzuschlüpfen; keineswegs aber beißt sie.

„Der Vater hingegen will sich und die Kinder von diesen Um- 1798.
„strickungen mit Gewalt befreyen; er preßt die andere Schlange,
„und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte. Um die Stellung
„des Vaters sowohl im Ganzen als nach allen Theilen des
„Körpers zu erklären, scheint es am vortheilhaftesten das augen-
„blickliche Gefühl der Wunde als die Hauptursache der ganzen
„Bewegung anzugeben. Die Schlange hat nicht gebissen, sondern
„sie beißt, und zwar in den weichen Theil des Körpers, über
„und etwas unter der Hüfte. Die Stellung des restaurirten
„Kopfes der Schlange hat den eigentlichen Biß nie recht an-
„gegeben; glücklicherweise haben sich noch die Reste der beiden
„Kinnladen an dem hintern Theil der Statüe erhalten, wenn
„nur nicht diese höchst wichtigen Spuren bei der jetzigen traurigen
„Veränderung auch verloren gehen! Die Schlange bringt dem
„unglücklichen Manne eine Wunde an dem Theile bey, wo der
„Mensch gegen jeden Reiz sehr empfindlich ist, wo sogar ein
„geringer Kitzel jene Bewegung hervorbringt, welche wir hier
„durch die Wunde bewirkt sehen; der Körper flieht auf die ent-
„gegengesetzte Seite, der Leib zieht sich ein, die Schulter drängt
„sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach
„der berührten Seite; da sich nun noch in den Füßen, die ge-
„fesselt, und in den Armen, die ringend sind, der Ueberrest der
„vorhergehenden Situation oder Handlung zeigt; so entsteht eine
„Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und
„Leiden, von Anstrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner
„andern Bedingung möglich wäre. Man verliert sich in Erstaunen
„über die Weisheit der Künstler, wenn man versucht, den Biß
„an einer andern Stelle anzubringen; die ganze Geberde würde
„verändert seyn, und auf keine Weise ist sie schicklicher denklich.
„Es ist also dieses ein Hauptsatz: der Künstler hat uns eine
„sinnliche Wirkung dargestellt; er zeigt uns auch die sinnliche
„Ursache. Der Punct des Bisses, ich wiederhole es, bestimmt
„die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder, das Fliehen des
„Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorstreben der
„Brust, das Niederzucken der Achsel und des Hauptes, ja alle
„die Züge des Angesichtes seh' ich durch diesen augenblicklichen,
„schmerzlichen, unerwarteten Reiz entschieden. Fern aber sey es
„von mir, daß ich die Einheit der menschlichen Naturen trennen,
„daß ich den geistigen Kräften dieses herrlich gebildeten Mannes

1799. „ihr Mitwirken ableugnen, daß ich das Streben und Leiden „einer großen Natur verkennen sollte. Angst, Furcht und Schrecken „scheinen auch mir sich durch diese Adern zu bewegen, in dieser „Brust aufzusteigen, auf dieser Stirn sich zu furchen; gern gesteh' „ich daß mit dem sinnlichen auch das geistige Leiden hier auf „der höchsten Stufe dargestellt sey; nur trage man die Wirkung, „die das Kunstwerk auf uns macht, nicht zu lebhaft auf das „Werk selbst über, besonders sehe man keine Wirkung des Giftes „bey einem Körper, den erst im Augenblicke die Zähne der „Schlange ergreifen; man sehe keinen Todeskampf bey einem „herrlichen, strebenden, gesunden, kaum verwundeten Körper." — Wie begeistert fühlt man sich bey dieser herrlichen, durch den beygefügten, ob wohl fleißigen und zarten, Umriß der Gruppe, nur wenig unterstützten, Beschreibung, und wie leicht vergißt man darüber, daß der Andeutung der Grundbegriffe, von denen der Vf. S. 2. u. 3. ausgieng, noch etwas mehr logische Präcision zu wünschen wäre. Anziehend muß es auch für jeden Leser seyn, sie mit der Winkelmannschen Beschreibung zu vergleichen, der sich jeder leicht aus seiner Geschichte der Kunst erinnern wird; oder sich an die abweichenden Angaben des gewählten Moments von Lessing und andern Neuern zu erinnern, von denen sie der hier aufgestellten wohl der Vorzug zuerkennen dürften.

Der Vf. zieht aus dem bisherigen die für die bildende Kunst sehr wichtige Bemerkung, daß der höchste pathetische Ausdruck, den sie darstellen kann, auf dem Uebergange eines Zustandes in den andern schwebe. Mit eben dem so anschaulich darstellenden Meistergriffel, womit er den Charakter der Statüe Laokoons zeichnete, führt er nun auch das sinnvolle Verhältniß der drey Figuren gegen einander, und die glückliche Wahl des Gegenstandes im Ganzen aus. Alle drey Figuren äußern eine doppelte Handlung, und sind so höchst mannichfaltig beschäftigt. „Der jüngste Sohn will sich durch die Erhöhung des „rechten Arms Luft machen und drängt mit der linken Hand den „Kopf der Schlange zurück; er will sich das gegenwärtige Uebel „erleichtern, und das größere verhindern; der höchste Grad von „Thätigkeit, der ihm in seiner gefangenen Lage noch übrig bleibt. „Der Vater strebt sich von den Schlangen loszuwinden, und der „Körper flieht zugleich vor dem augenblicklichen Bisse. Der älteste „Sohn entsetzt sich vor der Bewegung des Vaters, und sucht sich

„von der leicht umwindenden Schlange zu befreyen.“ Da der Vf. voraussetzt, die Idee der Künstler sey gewesen, daß natürliche Schlangen einen Vater mit seinen Söhnen im Schlaf umwunden haben; so ist es nicht minder eine neue und scharfsichtige Bemerkung, daß es ihnen gelungen sey, gerade den Einen Moment des höchsten Interesse zu treffen, indem der eine Körper durch die Umwindung wehrlos gemacht, der andere zwar wehrhaft, aber verletzt ist, und dem dritten eine Hoffnung zur Flucht übrig bleibt. Eben so überraschend und doch überzeugend ist die Beweisführung, daß keiner der folgenden Momente, die die Künstler hätten wählen können, dem gewählten an Interesse beykomme. 1799.

II. Ueber die Gegenstände der bildenden Kunst. —

III. Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. Ein Gespräch. Interessant und schön geschrieben, aber keines Auszugs fähig.

IV. Ueber Etrurische Monumente. —

V. Rafaels Werke, besonders im Vatican. —

— Da der Herausgeber und seine Mitarbeiter, wie es scheint, bey dieser periodischen Schrift sich nicht von dem Zwange bestimmter Zeiten, in den die Stücke herauskommen müßten, werden fesseln lassen; so darf man hoffen, daß die folgenden an Mannichfaltigkeit und Interesse des Inhalts, und an innerer und äußerer Vollendung diesem schönen Anfange entsprechen werden, und so dürfte leicht der Kenner und Liebhaber am Ende sich tiefer in das Heiligthum der schönen Künste geführt finden, als er nach der bescheidenen Ankündigung des Titels, der ihm nur Unterhaltung in den Vorhöfen versprach, zu erwarten berechtigt war.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1799, 1. Januar.

Propyläen. Eine periodische Schrift, herausgegeben von **Goethe. Ersten Bandes Erstes Stück.** Tübingen, bey Cotta 1798. 8 Bogen und XXXVIII S. Einl. in gr. 8. (1 Rthl.)

Diese Zeitschrift ist einem Gegenstande gewidmet, der die freyste und liebevollste Pflege der geistreichsten Menschen eben so verlangt als verdient. Die bildenden Künste, womit sich die Propyläen zunächst beschäfftigen werden, gehören mit der Dichtkunst, die über ein kleines auch eine Stelle in denselben finden

1799. soll, zu den edelsten Früchten des schaffenden Geistes. Beyde treiben in ihrer Vollkommenheit nur aus den reinsten Blüthen der Humanität hervor, und wirken belebend, beglückend und bildend auf dieselbe zurück. Je mehr die Menschheit in selbstständiger Entwicklung ihrer Kräfte zum klaren Gefühle ihrer Würde sich erhebt, und, von dem Bewußtseyn ihrer Bestimmung beseelt, die Unendlichkeit mit ihren Bestrebungen umfaßt, desto wichtiger eröffnen sich Herz und Auge den Wundern der Kunst, und das Wohlgefallen an ihren Schöpfungen giebt eine Weihe, die den Menschen aus der Knechtschaft der gröbern Materie erlößt, und durch den geistigen Hauch Theilnehmung und Mittheilung, die sie einflößt, zu einer liberaleren und sittlicheren Form des Lebens veredelt. Man muß daher die bildende Kunst und die Dichtkunst, ausser den Wirkungen, die ihnen jedermann einräumt, zu den angemessensten und wohlthätigsten Mitteln der Erziehung des Menschengeschlechts zählen. Wem diese nicht gleichgültig ist, dem kann auch eine Unternehmung nicht gleichgültig seyn, die auf die Erweckung eines richtigen Kunstgefühls und auf Beförderung und Vervollkommnung ästhetischer Bildung durch Erleichterung ihrer Zueignung ausschliessend gerichtet ist. Zwey Forderungen sind es vorzüglich, die das bildungsbeflissene Publicum an Männer zu machen berechtigt ist, die sich zu Führern in den hehren Gefilden des Erhabenen und Schönen anbieten. Ihre Arbeiten müssen durch die reine Form der Humanität sich selbst als Kunstproducte bewähren, und mit dem unverfälschten Gepräge inniger Kunstliebe den Geist der Weihe verbinden, den nur eine uneingeschränkte Herrschaft über den Gegenstand ertheilen kann.

Das vor uns liegende erste Stück der Propyläen erweckt die günstige Hoffnung, daß die Verfasser diese Foderungen nicht unerfüllt lassen werden. Es ist wie die Geschichte des Tages lehrt, in der That eine seltene Erscheinung, daß schon der Titel eines Buches die humane Richtung ankündigt, womit kunstvertraute Freunde den Plan zu einem neuen Werke entwerfen. „Der Jüngling, sagen die Verf. in der Einleitung, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt, mit einem lebhaften Streben, bald in das innerste Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt, nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befinde. Eine solche Betrachtung hat unsern Titel veranlaßt, Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwischen dem Heiligen

und Gemeinen kann nur die Stelle seyn, auf der wir uns mit unsern Freunden gewöhnlich aufhalten werden." Man sieht hieraus und aus der ganzen mit genialischem Geiste geschriebenen Einleitung, daß die Propyläen zunächst den Zweck haben, Unterhaltungen in den Vorhöfen der schönen bildenden Künste über den Geist ihrer Darstellungen für Denker, Gelehrte und Künstler zu liefern. Die Herausgeber versprechen dabey ihre Bemühungen auf die bildende Kunst im ganzen Umfange theoretischer und technischer Hinsicht zu richten, und wo es die Sache erfodert, zugleich für die Veranschaulichung durch zweckmäßige Zeichnungen zu sorgen. Aber auch die Theorie und Kritik der Dichtkunst wird sie, nach ihrer ausdrücklichen Versicherung, bald beschäfftigen, „und, setzten sie S. XXXVI der Einl. hinzu, was uns Reisen, ja was uns die Begebenheiten des Tages anbieten, soll nicht ausgeschlossen seyn." Diese Begebenheiten des Tages würden uns erschreckt haben, wenn wir nicht durch die Discretion und gewissenhafte Beurtheilung der Verfasser gesichert zu seyn glaubten, daß darunter nicht etwa bloße politische Neuigkeiten oder Unterhaltungen teutscher Ausgewanderten, sondern nur solche Ereignisse gemeynt seyen, die auf das Schicksal der Kunstproducte und dadurch auf die Kunst selbst einen nähern Einfluß haben. „Man hat vielleicht, sagen sie hierüber, jetzt mehr als jemahls Italien als einen großen Kunstkörper zu betrachten, wie er vor kurzem noch bestand. Ist es möglich, davon eine Übersicht zu geben, so wird sich alsdann erst zeigen, was die Welt in diesem Augenblicke verliehrt, da so viele Theile von diesem grossen und alten Ganzen abgerissen wurden." Aus diesem allen mögen unsere Leser selbst urtheilen, wie neu und eigenthümlich der Plan dieser Zeitschrift sey, und welche Ausbeute sich davon für Kunst, Kunstbildung, Kunstkenntniß und Menschenveredelung erwarten lasse. Den Abhandlungen dieses Stückes geht auf 6 Seiten eine ausführliche und zweckmässige Darlegung des wesentlichen Inhalts voraus. Es sind dieses Mahl fünf Abhandlungen geliefert: 1) Über Laokoon; 2) Über die Gegenstände der bildenden Kunst; 3) Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke; 4) Über Etrurische Monumente, zwey Briefe; 5) Über Rafaels Werke besonders im Vatican; 2, 4, u. 5 werden in der Folge fortgesetzt werden. Keine dieser Abhandlungen sinkt 1799.

1799. zum Mittelmäßigen herab; und die erste und dritte sind Meisterstücke in ihrer Art. Die Abhandlung über den Laokoon, von welchem zugleich eine sehr schöne Zeichnung von Müller geliefert ist, hat den Zweck den innern und äußern Geist dieser unschätzbaren, aus dem Mutterlande der schönen Künste leider nun auch nach Frankreich fortgerissenen Gruppen, durch eine ästhetische Zergliederung zu enthüllen, um dadurch sowohl ausübenden Künstlern, als bloß beschauenden Kennern und Liebhabern die richtige Beurtheilung und das Wesen eines Kunstwerkes, über den geschlossenen Charakter desselben und über die Darstellung eines bestimmten Moments u. s. w. gemacht werden, sind höchst interessant, und zeugen eben so sehr von ästhetischem Scharfsinne als von Reichthum eindringender Kunsterfahrungen. Nur mit zwey Behauptungen dürften wenige philosophische Beurtheiler einverstanden seyn. „Ein ächtes Kunstwerk, sagt der ungenannte Verf., bleibt wie ein Naturwerk unendlich; es wird angeschaut, empfunden, es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt werden." Hier ist der Unterschied zwischen Kunst und Natur, zwischen theoretischen und Geschmacksurtheilen gänzlich übersehen. Alles, was als ein Materiales durch die Anschauung in Zeit und Raum begränzt und durch Begriffe bestimmt werden kann, ist endlich und wird im eigentlichsten und strengsten Sinne erkannt. Jedes Naturwerk ist daher ein endliches und läßt die vollkommenste Erkenntniß zu. Ein Kunstwerk hingegen ist unendlich, weil es freyes Formenspiel ist, nicht auf Begriffen, sondern auf Gefühlen beruht, folglich nicht durch Categorien, sondern lediglich durch formale Angemessenheit bestimmt wird. Dann, was S. 9 von der Stellung des Vaters in der Gruppe des Laokoon gesagt wird, ist im Ganzen scharf und fein gefaßt, aber es widerstreitet, unserer Überzeugung nach, dem Wesen und Geiste einer durch die Idee des Ganzen allein zu bestimmenden Kunstwerks, wenn der Verf. das augenblickliche Gefühl der Wunde vom Biß der Schlange als die Hauptursache der ganzen Bewegung angesehen wissen will, anstatt daß dieser Biß bloß ein wohlgewähltes Mittel ist, die aus einem innern Princip entspringende Stellung kräftig zu nüanziren. Wenn S. 2 von hohen Kunstwerken und hochorganisirten Naturen geredet wird; so hätten wir diesen Begriffen mehr Bestimmtheit gewünscht; damit es nicht der Willkühr eines jeden überlassen bliebe, dabey zu denken, was

r will. Aber völlig unrichtig ist es, wenn S. 3 das, was 1799.
für das Auge schön ist, durch Anmuth erklärt wird. Beyde sind wesentlich verschiedene Begriffe, indem dieser eine Beschaffenheit der Materie, jener der Form aussagt. — Die Sprache ist übrigens in allen diesen Abhandlungen angemessen, harmonisch und lebhaft. Einzelne kleine Flecken, wie z. B. für einem Uebel bewahren Einl. XXVII, sind wahrscheinlich Druckfehler. Es ist nicht angegeben, wie oft ein Stück erscheinen soll; wir sind indessen überzeugt, daß alle Leser den Wunsch mit uns theilen werden, bald die Fortsetzung zu erhalten.

Johann Georg Meusel, Litteratur-Zeitung, Erlangen, 1799, 9. Jan.

Tübingen bey Cotta. „Propyläen". Eine periodische Schrift, herausgegeben von Göthe. Ersten Bandes 1tes Stück. 1798. 8. S. 127. (Pr. 1 fl. 30 kr.)

— Wer je mit dem Pinsel oder Meißel in der Hand über Kunst nachdachte, muß sich von Tage zu Tage mehr überzeugt fühlen, daß sie bey weitem weniger, als ein gemeiner Wahn will, Sache der Phantasie, am wenigsten einer regellosen, sondern Sache des Studiums, Sache des Verstandes ist. Jene kann ihr Stoff und Form hinwerfen, aber nur durch tiefes Studium, durch besonnene Ueberlegung, welche die Hand bey jedem Zuge leitet, kann der Künstler seinem Werke dauernden Werth geben. Dieß Studium zu befördern, und den Künstler nicht sowohl in der Kunst als für die Kunst ausbilden zu helfen, ist ein desto verdienstvolleres Unternehmen, da nur auf diesem Wege Hoffnung ist, aus den Propyläen des Kunsttempels einst in das Heilige zu treten; wenn es nämlich großen Künstlern einst selbst, vermöge ihrer übrigen Ausbildung, möglich werden wird, das, was sie vortrefflich ausüben, andern vortrefflich zu lehren, eine Sache, die jetzt, was die bildenden Künste betrifft, mit wenigen Ausnahmen nur von Kunstkennern, nicht von Künstlern selbst erwartet werden darf. Glücklich, wenn diese Kenner in einem Fache der Kunst selbst Meister sind! — Inzwischen ist der bloße Kenner,

1799. andere Beschränkungen nicht zu erwähnen, immer der Natur der Sache nach leicht in Gefahr, auf Abwege zu gerathen, wo er dem Künstler wenig nützen wird, und die, mit wenigen Worten angedeutet zu haben, nicht überflüssig seyn wird. In Freuden empfangen, und mit Schmerzen geboren zu werden,. das ist das Loos jedes großen Kunstwerkes. Das heilige Feuer der Entzückung, in welchem der Embryo desselben schön und groß hingeworfen wird, kann nur Augenblicke dauern, es erlöscht unter der Arbeit, und muß erlöschen, um der Besonnenheit, der ruhigen, kalten, oft schmerzlichen und mühevollen Ueberlegung Platz zu machen. Dem Künstler wenn er sein Werk vollendet hat, ist dadurch der Genuß desselben größten Theils oder ganz verleidet; nur nach Jahren, wenn alle die während der Arbeit empfundenen Eindrücke verschwunden sind, und er sein Werk aus den Augen verloren hat, kann er ihn mehr oder weniger ganz wiedergenießen. Diese Kälte ist nicht allein zur Hervorbringung des Kunstwerkes, sondern auch zu seiner Zergliederung, zur Belehrung über dasselbe nothwendig: der Kenner kann sie aber nie in dem Grade theilen, und er verliert sich deßwegen, wo er untersuchen, zergliedern, darstellen, belehren sollte, so leicht in Declamationen, in nichts sagendes Lob, womit vielleicht dem Künstler, der sein Werk gelobt sieht, aber keinem andern gedient seyn kann. Ich sehe! ruft er, ich sehe! aber darüber sehen oft die, welche von ihm Unterricht erwarten, nichts. Ein anderer Weg führt gerade auf der entgegen gesetzten Seite in gewisse Tiefen der Speculation, die wir hier nur hindeuten, und die dem Künstler größten Theils eben so gleichgültig seyn dürfen. Beyde Abwege so viel, als möglich zu vermeiden, und dem Künstler wirklich nützliche und brauchbare Regeln und Fingerzeige zu geben, oder ihn, (denn es wäre Unrecht, immer nur Belehrung zu erwarten,) zu veranlassen, über beherzigenswerthe Gegenstände zu denken: das sind die Forderungen, welche der Theil des Publikums für den dieses Werk hauptsächlich bestimmt ist, welche der Künstler an die Verfasser eines solchen Werkes machen muß. Das mehr oder weniger muß man ihnen überlassen, und es läßt sich billiger Weise nicht fordern. — Nachdem wir auf diese Weise den Plan des Verfassers und die Forderungen der Kritik neben einander gestellt haben, wollen wir die einzelnen Aufsätze näher beleuchten.

I. Ueber Laokoon. So vortrefflich die eben erwähnten 1799
Abwege in einer der folgenden Abhandlungen über Rafaels Gemählde vermieden sind, so wenig kann dieß Rec. von der vorliegenden rühmen. Wenn man in Einem Kunstwerke alle die Forderungen befriedigt sehen will, welche die Kunst an Alle macht; so kann es nicht leicht ohne Widersprüche abgehen, und wer zu viel fordert, will eigentlich nichts. Es ist ein gewöhnlicher und verzeihlicher Fehler, den die dankbare Erinnerung an den Genuß des vortrefflichsten, was wir genossen, verursacht, dieses an die Stelle des absolut Höchsten zu setzen. Die Antiken gaben, und geben noch häufig zu ähnlichen Verirrungen Anlaß, und da in dem vorliegenden Werke ihrer noch häufig Erwähnung, vielleicht auf die Art, wie hier bey dem Laokoon geschehen dürfte; so glaubte Rec. am bequemsten seine Meinung über den jetzigen Werth und den Standpunct der Antike zum bessern Verständnisse seiner künftigen Urtheile bey dieser Gelegenheit ein für alle Mahle voranschicken zu dürfen. Nur wenige Antiken können, wie Laokoon, jetzt noch für uns als vollendete Kunstwerke in dem Umfange, als sie es ehedem waren, gelten. Ihr Sinn, und folglich ein wichtiger Theil ihres Wesen ist verraucht, und Gelehrsamkeit kann das nicht ersetzen, was dem Gefühle abgeht. Sie können für uns nichts mehr seyn als Bruchstücke, als Studien, an denen der Künstler sich üben, die ihm Modelle für das Einzelne, nie Muster für das Ganze seines Kunstwerkes seyn können, das im Sinne seiner Welt, seines Jahrhunderts, nicht im Sinne eines entschlummerten, gedacht und ausgesprochen werden muß. Was er hervorbringt, soll und darf seinem Wesen nach nicht Antike, es muß Kunstwerk unseres Jahrhunderts und für dasselbe seyn, zu unserem Gefühle reden, also unseren Sitten, unserer Denkungsart, unserem erweiterten Ideenkreise gemäß seyn. Der Kunstkenner, welcher sich durch Studium und gelehrte Kenntnisse auf Augenblicke in ein fremdes Jahrhundert, in andere Ideen und Geistesbedürfnisse hineindenken kann, darf nicht so ungerecht seyn, sich an die Stelle seines ganzen Zeitalters zu setzen, und die Kunst für sich allein und seinen erkünstelten Ideenkreis geschaffen glauben. Er sollte bedenken, daß sein Zeitalter, für dessen Bedürfnisse der Künstler arbeiten kann und soll, nicht in jenen beschränkten Ideenkreis zurücktreten kann und darf; daß das Jahrhundert sich nicht der Kunst, sondern die Kunst dem

1799. Jahrhunderte anschmiegen muß, und daß ein großer Theil seiner Entzückungen bey dem Worte Antike den Entzückungen der götterbezaubernden Sybille gleichen muß, bey dem der Zuschauer am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nothwendig sehr kalt dastehet. Wer das bisherige nur mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird sogleich fühlen, daß Rec. die mechanisch artistische Vortrefflichkeit der alten Kunstwerke, denen er alle mögliche Hochachtung zollet, keineswegs im Auge hatte, und wenn das ungemessene Lob der Alterthums-Enthusiasten nur diese träfe, alles Gesagte ohne Sinn seyn würde. Daß ihre Bewunderung sich aber weiter erstreckt, daß sie auch Sinn und Bedeutung derselben noch jetzt ehrwürdig und schön finden, dazu bedürfte es eigentlich keiner weiteren Belege, inzwischen findet sich sogleich S. 49 in der folgenden Abhandlung ein sehr auffallender, worin den Mythen oder der Symbolik der Alten, welche die Mutter ihrer Kunstwerke ist, eben die ungemessene Bewunderung zu Theile wird. „Der große Cyklus der zwölf obersten Gottheiten, heißt es daselbst, und die kleinern der Musen, der Grazien, Horen, Parzen, u. s. w. greifen alle, wie Räder eines Uhrwerkes, zum Zwecke eines vollendeten Ganzen in einander; sie umfassen, füllen und begränzen auch, wie es scheint, das ganze Gebiet der Kunst, im Charakteristischen, im idealisch Erhabenen, im Gefälligen, Reitzenden und Schönen.“ Daß ein Kunstliebhaber, der sich in den beschränkten Ideenkreis des Alterthumes zurückversetzt, und die Gegenwart vergessen hat, so etwas sagen kann, ist allenfalls begreiflich: daß er aber, wenn er zu sich selbst und den Begriffen des achtzehnten Jahrhunderts zurückkehrt, das wahr finden und glauben kann, daß die Symbolik der Alten noch jetzt für uns Sinn haben, und daß Kunstwerke, die sich auf diese Symbolik gründen, noch heute für uns bedeutend seyn können, ist eben so unbegreiflich. Was ist ein Jupiter für unsere Begriffe mehr als ein Ritter Blaubart im Mährchen? Er ist für nichts ein Symbol mehr, und es läßt sich ihm auf keiner Seite irgend eine ernsthafte Idee abgewinnen. So mit allen übrigen. Ein schöner nackender Jüngling, mit einer Geige oder Pistole in der Hand, wer in aller Welt würde den für einen Repräsentanten der Sonne oder der Dichtkunst ansehen? — Und macht die Leyer oder der Bogen einen Unterschied? — Unsere Kenntnisse von den Naturkräften, unsere Tugenden selbst haben sich ver-

ändert, und vertragen jene Symbole nicht mehr, wenn sie auch ja 1799.
mehr als Hieroglyphen gewesen wären, bey denen man übereingekommen war, dieses oder jenes zu denken. Ob unsere Kenntnisse durch größere Deutlichkeit den Symbolen entwachsen sind, und ob die Kunst nur auf dem Felde der Mythe, auf das man uns so gern zurückführen will, gedeihen könne, wären Fragen, die eine Untersuchung nicht allein verdienten, sondern die nothwendig erörtert und beantwortet werden müssen, wenn wir eine Kunst haben wollen, die freylich nie, wie bey den Griechen, National-Kunst werden kann. Dem steht schon außer vielen anderen Hindernissen die allgemeiner über die Völker verbreitete Cultur entgegen, die alles National-Interesse dem allgemeinen menschlichen Interesse wenigstens in den Köpfen des denkenden Theiles der jetzt lebenden Welt untergeordnet hat. Wird die Aufgabe dadurch verwickelter und schwerer, so wird auf der andern Seite die Lösung desto herrlicher und ruhmvoller seyn, und jeder Versuch dazu zehnfachen Dank verdienen.

So viel über diesen Gegenstand bey Gelegenheit eines der bewundertsten Kunstwerke des Alterthumes, an das der Verf. des gegenwärtigen Aufsatzes alles mögliche Lob verschwendet, vielleicht um desto gewisser zu seyn, das rechte nicht zu verfehlen. Er sieht alle Forderungen der Kunst an ihm befriedigt, und gehet so weit, daß er es für unmöglich hält, einen andern wichtigeren Moment und eine andere bessere Vertheilung der Rollen zu erfinden. Eine solche Verzweiflung an dem Genie aller künftigen Jahrhunderte zeigt wenigstens den guten Willen des Verfs., das Werk aus allen Kräften zu loben, und über das, was ihm unmöglich scheinet, ist freylich nicht mit ihm zu rechten. Aber Beweise wie der, daß das Werk auch ein anmuthiges Kunstwerk sey, oder Experimente wie das S. 8, wo man mit geschlossenen Augen vor die Gruppe treten, sie schnell öffnen und wieder verschließen soll, um die Gruppe bewegt zu sehen, hätte jeder Künstler und Kunstkenner dem Verf. gern erlassen. Mit diesem Experimente wird er jeden grellen gelben Pinselstrich zu dem täuschendsten Blitze umschaffen können. Zuletzt wird noch Virgil wegen seiner Episode vom Laokoon, ob sie gleich der Verf. abentheuerlich und ekelhaft nennt, so ziemlich gnädig entlassen. Bis jetzt glaubte alle Welt mit Horaz, daß das Ohr Darstellungen gewisser Art eher erträgt, als das Auge, und da

1799. der Verf. die Gruppe des Bildners sogar anmuthig findet; so wundert man sich desto mehr, daß der Dichter sein Ohr so sehr beleidigen konnte. —

J. B. Siebold, Neue Würzburger gelehrte Anzeigen, Würzburg, 1799, 27. Februar.

Deutsches Theater.

Claudine von Villa Bella. Singspiel in drei Aufzügen von Göthe, Musik von Reichardt.

Sehr selten wurde die Vorstellung eines Stückes mit so vieler Spannung und Sehnsucht erwartet als diese. Das Stück und seine Vortrefflichkeit, war bekannt und anerkannt, eben so war über die Schönheit der Musik nur eine einzige Stimme; und da auf diese Art der erste Dichter der Teutschen mit dem ersten Componisten Teutschlands vereint war; so erwarteten die zahlreichen Verehrer Göthes und Reichardts, von der mimischen Darstellung einen vorzüglich schönen Effekt, und das feinere und bessere Publikum Berlins war daher an diesem Tage im Theater versammmelt.

Das Stück und die Musik desselben sind bekannt, ja selbst auf dem hiesigen Theater dargestellt; dieser Umstand überhebt uns einer weitläuftigen Auseinandersetzung beider, welche doch nur darin bestehen könnte, daß man das Ganze charakterisirte, auf Einzelheiten aufmerksam machte, und so zu dem Resultat käme; Stück und Musik gehören zu dem Trefflichsten, was Teutschland in diesem Fache aufzuweisen hat — etwas, was die allgemeine Stimme längst anerkannt hat. —

Rambach und Feßler, Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, Berlin, 1799, März, pag. 240.

1799.

Mignon,

das wunderbare Kind in Wilhelm Meisters Lehrjahren [a]).

Aus der dunkeln Felsenhöle schimmert
Uns ein Flämmchen. Sind es Zauberstrahlen?
Ist's ein Irrlicht? Nein, die Flamme scheint
Darum nur so zauberhaft und schaurig,
Weil sie tief im Dunst der Höle brennt.
Es ist rein und heilig Opferfeuer
Auf dem Altar einer weltgescheuchten,
Jungen Eremiten-Seele! —

Stiller, tiefer, dunkler Geist voll Flammen,
Heil'ge, wilde Eremiten-Seele,
Wer versteht Dich, ach, und führt Dich liebend
Aus der Düsternheit in's helle Leben,
Daß Du selbst Dich kennest und verstehest;
Daß den Himmel, dem die Flamme brennt
Du in seiner Freundlichkeit erblickest,
Und die Sonn' und Sterne liebend sagen:
Deine Opfer sind mit Huld empfangen,
Und Du bist den guten Göttern lieb!
Oft umschwebten sie Dein heilig Feuer
Dir unsichtbar; sie verstanden Dich
Früher als Du selbst, — und jetzt erscheinen
In Gestalten sie, die Du geahnet,
Dich zu segnen mit dem schönsten Gute,
Mit der Gegenliebe des Geliebten! —

Oder sollst auch Du geopfert werden,
Stille, dunkle, heil'ge, wilde Jungfrau?
Sollst die unbekannten hohen Götter
Dann erst schaun in ihrer Freundlichkeit,
Wenn Du selbst aus Deiner eignen Flamme
Auf zu ihnen steigst? — — —

Ach, so gingen hinweg schon viele der schönen Gebilde
Deines Künstlers! Dort liegt Werther in einsamer Gruft,

1799. Margarethe verzweifelt, Mariens b) verschmachtende Seele
Hebet ein kühlender West, darauf zerbricht sie der Sturm!
Doch Du wärest vor Allen die heilige Märterin! Niemand
Klaget Dein Schicksal an, wenn die Natur Dich zerstöhrt! —

a) Die Verfasserin*) hatte den vierten Theil dieses Romans noch nicht gelesen.
b) In Clavigo.

Rambach und Feßler, Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, Berlin, 1799, October, pag. 293—294.

Englische Literatur.

Stella; translated from the German of Goethe, Author of the Sorrows of Werther. 1798. 8vo.

Clavidgo, a Tragedy, in five Acts, translated from the German of Goethe. 1798. 8vo.

Die Uebersetzungen dieser beyden Trauerspiele sind wohl gerathen. Der Uebersetzer des ersten Stücks stand, wie aus einer Note am Ende erhellt, in der Meinung, daß der sonderbare Ausgang den Deutschen, die an die Ehen zur linken Hand gewöhnt wären, wahrscheinlich weniger auffallend sey, als andern Nationen. So urtheilt man aus der Ferne!

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1799, 62. Band, 2. Stück, pag. 316.

Herrmann und Dorothea von J. W. von Göthe.

Auch unter dem Titel:

Taschenbuch für 1798. Berlin, bey Vieweg dem ältern. 174 Seiten. 12. 11 gl.

In einem berühmten kritischen Blatte ist dieß kleine Gedicht der Ilias an die Seite gesetzt, und als das Muster, von welchem die Theorie der epischen Dichtkunst abzuziehen sey, betrachtet

*) Marie Minoch, geb. Schmidt.

worden. Eine unserer neuesten Zeitschriften hat es, wir mögen selbst nicht sagen wie, und in welchem Tone behandelt, und es unwürdig gefunden, auch nur von ferne mit Vossens Luise verglichen zu werden. In einer unserer bekannten Bibliotheken erhält das Ganze ein gerechtes; aber mäßiges Lob, und einzelne Stellen erfahren einen bescheidenen Tadel. Einer eigenen, diesem Gedichte gewidmeten und bereits angekündigten Schrift von Hrn. von Humbold sehen wir noch entgegen. Unter solchen Umständen, die zum Theil deutlich verrathen, daß sich noch etwas anderes, als unbefangene Wahrheitsliebe, in die Beurtheilung des Götheschen Werkes eingemischt habe, und der eigentliche Zeitpunct für die Würdigung desselben noch nicht erschienen sey, hält der Rec. es für eben so unnütz als anmaßend, irgend ein Wort, das einem Urtheile ähnlich sehe, auf die Schale der Kritik zu legen, und begnügt sich bloß, den Eindruck, den es bey nochmaligem Lesen auf ihn gemacht hat, ohne allen Anspruch auf rechtliche Gültigkeit, anzuzeigen. 1799.

Er hat die Geschichte an sich, weder in ihrer Anlage, noch in ihrer Auflösung interressant; aber er hat die Wahl des Gegenstandes glücklich gefunden. Eine Begebenheit, die so genau mit den wichtigsten Ereignissen unserer Tage verbunden und gewissermaßen aus ihnen hergeleitet ist, erweckt durch sich schon Aufmerksamkeit, und sie wird sicher Theilnahme erregen, wenn ein philosophischer Dichter sie ausführt. In dieser Ausführung und Behandlung liegt auch wirklich, nach der Empfindung des Rec., ein großer Theil von dem eigenthümlichen Reize, der dieses Gedicht schmückt. Die wahren und ruhigen Ansichten und Würdigungen so mancher Gegenstände, die uns in diesen Zeiten näher vor das Auge gebracht worden sind, die reifen Beobachtungen über Leben und Lebensverhältnisse, die treffenden Vergleichungen zwischen Ehedem und Jetzt, die lebendigen Darstellungen so vieler merkwürdigen Scenen um und neben uns, — alles dieß macht, daß man das dünne lichte Gewebe der Fabel übersieht, und den Stoff über der Verzierung vergißt.

Ein andres Verdienst des Gedichts sind die Charakterzeichnungen, denen es bey dem beschränkten Umfange desselben, weder an Mannichfaltigkeit noch an Eigenthümlichkeit fehlt. Der Verf. versteht die nicht leichte Art, seinen Personen unaufhörlich Gelegenheit zur Entwickelung ihrer Denkungsart und Gesinnungen

1799. zu geben, und übt sie mit vielem Glücke aus. Fast das ganze Gedicht ist, wie die Ilias ein fortlaufender Dialog, und wie dort die Handlung größtentheils mit und durch ihn zu Stande kömmt, so vollendet er sie fortschreitend, auch hier. Der siebente und neunte Gesang zeichnen sich von der Seite vorzüglich aus.

Neues Vergnügen gewährt die Sprache. Auch sie strebt hinan zu der Einfalt der heroischen, und erreicht sie, in sofern es bey dem verschiedenen Genius beyder Sprachen, und den nicht minder von einander abweichenden Sitten unsers und des heroischen Zeitalters möglich ist. Ohne Mühe schmiegt sie sich allen Verhältnissen, Empfindungen und Affekten an, und erscheint überall als die folgsame Tochter des durch sie sich mittheilenden Genius.

Ob Luise oder Herrmann und Dorothea vorzüglicher sey, — wer mag es entscheiden, und wozu bedürfte es der Entscheidung? Der Rec. gesteht unverholen, daß die patriarchalische Einfalt, die sich in dem Vossischen Gedichte so mannigfaltig und schön offenbart, ihn mit stärkern Banden anzieht, als das bunte Leben des Göthischen; er bekennt frey, daß ihm die Charaktere in dem ersten noch völliger, runder und bestimmter ausgedrückt zu seyn scheinen, als die in dem letztern; er läugnet endlich nicht, daß das edler empfindende und höher gebildete Paar, dessen Liebe Voß schildert, ihn selbst mit mehr Liebe erfüllt hat, als Herrmann und Dorothea; aber er bescheidet sich gern, daß sein Geschmack einseitig sey, und ein andrer Gesichtspunct eine andre Schätzung erzeugen könne. Weniger Widerspruch dürfte vielleicht sein Urtheil über den metrischen Werth beyder Gedichte erfahren. Der göthische Hexameter dünkt ihn eine leichte, gefällige, oft nicht ganz richtige Melodie; der vossische dagegen eine reine, edle und mit dem Gegenstande selbst auf das Genaueste übereinkommende Harmonie. Ta.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1799, 64. Band, 1. Stück, pag. 29—31.



1800.

Über die Aufführung von Göthe's Iphigenie in Wien. 1800.

Wien, den 10ten Januar 1800.

Dienstag den 7ten Jan. 1800. sahen hier die Freunde der Kunst ein Schauspiel, desgleichen Wien seit den schönen Zeiten, wo eine Catharina Jaquet in der hohen Tragödie so unwiderstehlich hinriß, nicht mehr genossen hatte. Bey Gelegenheit der glücklichen Ankunft des Erzherzogs Palatin und seiner Gemahlin aus St. Petersburg wurde in dem K. K. Hofburg-Theater Göthe's Iphigenie auf Tauris aufgeführt. Dieß Stück war, wie man spricht, unter einer Menge vorgeschlagener altdeutscher Prunkstücke vom Kaiser selbst ausgewählt worden; der sämmtliche Cerklemäßige Adel wurde vom Kaiser auf den Abend zu diesem Schauspiele eingeladen. Auch den fremden Botschaftern und Ministern, den Ersteren des Militärstandes, den Honoratioren, den Dicasterien und Collegien des Handelsstandes u. s. w. wurde der freye Eintritt gegen die ihnen zugestellten Billete gestattet, so daß man also an der Bewunderung dieses Meisterstückes nur den gesittetsten und gebildetsten Theil des Publikums Theil nehmen lassen wollte. Der Schauplatz war geschmackvoll mit mehr als 500 Wachskerzen erleuchtet, und mit einer Menge Guirlanden verziert. Das Theater selbst war seiner ärgerlichsten und alle Täuschung stöhrenden Noth-Uebels — des Souffleur-Kastens, entladen, und das

1800. ganze mit grünem Tuch belegt. Der Vorhang rollte auf, und man sah ein lichtes Wäldchen; auf der Seite links im Hintergrunde Dianens Tempel, rechts eine Reihe Zypressen, durch deren einzelne Stämme sich eine Aussicht auf die Stadt Tauris und die dieselbe bespülende See darbot. Ich weiß nicht, von wem eigentlich die Anordnung der Decoration dießmal ausgieng; so viel ist gewiß, diese Verzierung von der sonst so geschickten Hand des verdienstvollen Architekten, des HofkammerMahlers Plazzer, schien nicht ganz so zweckmäßig zu seyn, als man wünschte. Wahrscheinlich hatte der Angeber dieser Sache sie ganz leicht behandelt, und seine Maaßregeln von der kurzen Vorschrift des Dichters genommen, die da lautet: Schauplatz: Hain vor Dianens Tempel. Hätte man aber nur den ersten Auftritt gelesen:

„Heraus in eurer Schatten enge Wipfel
„des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines"

und den 4ten Auftritt des 4ten Aufzuges, wo Pylades Iphigenien die Nachricht bringt:

„dein Bruder ist geheilt! Den Felsenboden
„des ungeweihten Ufers und den Sand
„betraten wir mit fröhlichen Gesprächen."

Hätte man nur einigen geographischen Bedacht auf Taurien, das wilde gebürgigte Scythien genommen, so hätte nothwendig diese einförmige lichte Gegend vermieden werden müssen. Es wäre lächerlich, behaupten zu wollen, daß auf Tauris gar keine freundliche Ebene zu finden sey; aber zu der Vorstellung von jenem Lande gesellt sich so gerne die Idee von Wildniß und steilen Gebürgen, wovon einigermaßen dann auch die Gegend um Dianens Tempel Spuren zeigen sollte. Ein anderer Zweifel drängt sich auf, ob es nicht ein Verstoß wider die Heiligkeit des Orts war, daß Thoas, von einer Schaar Krieger begleitet, der Priesterin seine Liebe erklärt; daß weiter im 5ten Aufzuge ein Theil der beiden Heere auf der Bühne erschien, ja Arkas sogar mit einem ganzen Trupp Soldaten die Priesterin aus ihrer Wohnung holte. Sollte man sich die Gegend des Tempels nicht

als ein geweihtes Heiligthum vorzustellen haben, das nebst dem 1800.
König und seinen Abgeordneten nur die zum Opfer bestimmten Fremdlinge betreten dürfen? Der Dichter selbst scheint diesem Verstosse begegnen zu wollen, indem er Orest *nach der Szene gekehrt* zu seinen Streitern sagen läßt:

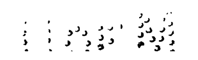
verdoppelt eure Kräfte! haltet sie
zurück! nur wenig Augenblicke rc.

und späterhin Arkas von dem Könige *fortgeschickt* wird, dem Volke Stillstand zu gebieten. — Nun zu den darstellenden Künstlern.

Mdme *Roose* ward trotz ihrer Jugend, die, — im Vorbeygehen sey es gesagt — mit dem Alter des Herrn *Lange*, ihres weit jüngern Bruders, in keinem Verhältnisse stand, die ehrenvolle Auszeichnung zu Theil, ihr entschiedenes Talent für das Drama in der so schwierigen Rolle der Iphigenie im vollen Glanze an den Tag zu legen. Es ist gegen den Zweck dieses Aufsatzes, alle einzelnen Schönheiten ihres Spieles zu entwickeln, und es soll dieß anderswo geschehen, wenn noch einige Vorstellungen dieses Stückes erfolgt seyn werden. — Aber unmöglich kann man bis dahin das tiefe Studium, womit die Künstlerin diesen Character ergriffen, und aus einander gesetzt, die Präcision im Vortrag und die herzlichen Töne, womit sie die Zuschauer bald mit tiefer Wehmuth erfüllte, bald bis ins Innerste erschütterte, unberührt lassen, und ihr das gebührende Lob über diese *vollendete* Darstellung ganz vorenthalten. Besonders groß zeigte sie sich in der Erzählung von Tantals Fall — von Atreus rächendem Gastmal; in dem Monolog im 4ten Auftritte des ersten Acts; dann als Pylades ihr Trojas Fall und das Schicksal ihrer Familie erzählt; unnachahmlich schön, als Orest sich als Bruder zu erkennen giebt; im 5ten Act 3ten Auftritt im Kampf und der Ueberlegung, ob sie dem König den Anschlag ihres Bruders entdecken soll:

„hat denn zur unerhörten That der Mann
allein das Recht? —"

und endlich im Abschied, den sie vom König nimmt. Man ist nicht im Stande die einzelnen Schönheiten des Dichters anzuzeigen, ohne das ganze Stück abzuschreiben; aber man ist eben



scandirte die Jamben mit einer auffallenden Schärfe, und warf 1800.
die Worte so scythisch unter einander, daß keine teutsche Seele sie verstehen konnte. Die Direction sollte auf einen so verdienten Veteran doch einige Rücksicht genommen haben, ihn auf diesem ungewohnten Felde ohne zurufenden Geleitsmann keiner Verirrung auszusetzen.

Wenn nun den Künstlern für die musterhafte Darstellung dieses vortreflichen Stücks alles Lob und die volle Achtung des Publikums gebührt, welche sie nach ihren Kräften zu unterhalten suchten; so hätte man glauben sollen, die auserlesenen, gesitteten und gebildeten Zuschauer würden dies sichtbar eifrige Bestreben der Darsteller mit ungetheilter Aufmerksamkeit und Theilnahme erwiedert haben. Aber man irrt sich. Der ganze gegenwärtige hohe Adel war in größter Gala. Zu Mittag hatten sie dem Hofe ihre prächtigen Equipagen, die kostbaren Gewänder, und den Reichthum an Juwelen gezeigt. Aber der Hof achtet bey seiner eignen edlen Einfachheit zu wenig des Flimmers. Dann schimmern die Steine bey Lichte auch ungleich stärker als bey Tage. Was war also natürlicher, als daß man das prächtig erleuchtete Theater zum zweiten Aushängegewölbe in Auerbachshofe auf der Leipziger Messe zu machen, und das Parterre mit der Präsentation der Familien-Geschmeide zu blenden, und so im Respecte zu halten suchte? Selbst das erhabene Beyspiel des durchlauchtigsten Kaiserpaares und der hohen Familie, welche der Vorstellung ungetheilte Aufmerksamkeit schenkten, war nicht vermögend der hier losbrechenden Ungezogenheit zu steuern. Besonders zeichneten sich die aus, welche nach dem 2. Acte, als sie ihre prächtigen Kleider und gemahlte Gesichter hinlänglich ausgestellt hatten, wieder nach Hause fuhren! — — Eine Buchhändler-Speculation muß hier nicht unerwähnt bleiben. Göthe's Iphigenie erfuhr im Auslande mehrere Auflagen; auch an hiesige Buchhändler verirrten sich einige Exemplare; aber keiner hatte den sonst kecken Muth es nachzudrucken, weil sie ihr Publicum wahrscheinlich zu genau kannten; allein bey gegenwärtiger Gelegenheit wurde denn doch in einer bewunderungswürdigen Geschwindigkeit ein Nachdruck fertig. Wie wenig davon an die Inhaber der Logen verkauft werden konnte, wird der davon jämmerlich getäuschte Nachdrucker kaum selbst eingestehen.

* * *

1800. ## Spätere Nachrichten von der Aufführung der Iphigenie in Wien.

Wien den 20ten Jan. 1800.

Von der ersten Vorstellung der Iphigenie auf dem kleinen Burgtheater sollte billig gar nicht die Rede seyn. Es war ein Hoffest, eine Prunkschaustellung. Der Saal funkelte von Kronleuchtern und Diamanten. Nur ein kleiner Theil des anwesenden Publikums sah und hörte etwas außer sich selbst; und da dieß zum Theil wirklich nicht die unterhaltenste Gesellschaft war, so ennuyirte man sich und ging.

Wegen einer Unpäßlichkeit der Mme. Roose, vordem Betty Koch, wurde die 2te Vorstellung bis gestern verschoben, die im größern Theater am Kärnther Thore gegeben wurde. Das Haus war ziemlich voll, die Logen ausgenommen. Man hat selten eine aufmerksamere Stille unter den Zuschauern bemerkt. Das Vorurtheil war gleichwohl nicht auf Iphigeniens Seite. Auch hatte der erste Versuch den Muth der besseren Schauspieler sehr niedergeschlagen. Ich war indeß Zeuge von der Wirkung, welche die einfache Schönheit dieses Meisterwerks in den Gemüthern einer sehr gemischten Menge hervorbrachte. Nie habe ich das Publikum in einer sanftern, in einer anmuthigern Stimmung gesehen. Der Beyfall war nicht stürmisch, aber allgemein. Nicht die Hände, das gerührte Herz gaben ihn. Am Spiele unserer Schauspieler ließe sich wohl Manches bekritteln. Ich glaube jedoch beynahe, daß es in solchen Dingen leichter sey, einigen Scharfsinn, als eine billige Denkart zu zeigen. Im Ganzen hat man doch volle Ursache zufrieden zu seyn. Die beyden letzten Acte giengen vortreflich. Bey dem verwilderten Zustande unserer Bühnen sollte man von dem Schauspieler kaum so viel Sinn für das Schöne und Edle, und so viel Fähigkeit erwarten, als hier unläugbar gezeigt wurde. Es heißt auch hier: possunt, quia posse videntur. Eine große Lehre für die Direction, daß man nicht sclavisch dem Ungeschmacke und den Pöbellaunen fröhnen dürfe. Gebt uns Werke des Genies, und wir werden Schauspieler haben! —

F. J. Bertuch und G. M. Kraus, Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1800, Februar, pag. 80—88.

Ueber das Weimarische Theater.

1800.

Der Stolz des französischen Kothurns, Mahomet, wurde in einer dem Publikum schon durch Proben bekannten jambischen Uebersetzung von Göthe den 30ten Januar am Geburtstag unserer allgemein geliebten regierenden Herzogin und dann in schneller Aufeinanderfolge noch zweimahl aufgeführt, und erhielt den ungetheilten Beyfall der Kenner in allem dem, was die Kunst des Uebersetzers, und die weise geleiteten Bestrebungen der darstellenden Künstler nur zu leisten vermochten. Fast alles wurde mit einem schönen Zusammenklange gespielt und gesprochen, und der Gewinn, der für die Erhebung und Veredlung unserer Bühne durch alle auf diese Vorstellung gewandte Kosten und Mühe nothwendig errungen werden muß, sollte die Direktionen aller nahmhaften Theater zu wiederholter Aufführung dieses Stückes bewegen. Hr. Vohs als Mahomet, Mlle. Jagemann als Palmire, Hr. Graff als Zopir blieben selbst hinter den schweresten Anforderungen nicht zurück. Besonders zollten selbst viele anwesenden Franzosen dem Spiel des Hr. Graff ihre Hochachtung, und erinnerten sich mit Freuden an ihren Auffrein in dieser Rolle. Ueberhaupt wurde bey allen diesen Rollen sichtbar, daß auch unsere Schauspieler das auszuüben anfangen, ohne welches keine Kunstdarstellung möglich ist; sie schufen sich ihre Rollen. Eine ganz andere Frage ist freylich die, ob wir uns mit den Eigenheiten der französischen Gebundenheit im Plane des Stücks selbst so leicht aussöhnen dürften. Die Unwahrscheinlichkeit, die aus der strengen Beobachtung der Einheiten für uns Nichtaristoteliker entspringen muß, würde sich indeß nach und nach wohl mindern. Freylich ist es arg, wie oft hier Mahomet zum Berge kommt! Aber man muß ja doch bey allen Kunstwerken etwas Gegebenes, Conventionelles annehmen; sonst sieht es mit der gepriesenen Täuschung überall sehr mißlich aus. Und so gewährte es dem Kenner auch einen Genuß, das Fremdartige, aber darum noch nicht Verwerfliche mit allem Aufwande der verschwisterten Künste sich vors Auge gebracht zu sehen. Mit feinem Sinne hatte der teutsche Meister die Schlußscene weggelassen, und ohne es auf ein hier sehr undankbares Verschönern anzulegen, doch überall leise nachgeholfen. — Die Erscheinung der Mlle. Caspers vom Frankfurter Theater auf dem Unsrigen

1800. erregt die angenehmste Erwartung in der Zukunft, da sie alle äußere und innere Mittel besitzt, mit liebenswürdigster Unschuld die zarteste Blüthe der Kunst zu brechen. —

F. J. Bertuch und G. M. Kraus, Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1800, Februar, pag. 88—89.

Das Bildniß von Göthe,
gemalt von F. Büry.

Sie wünschen von mir zu hören, welche Aufnahme das Porträt von Göthe, das bey Ihren Kunstfreunden dort einen so allgemeinen Enthusiasm erweckte, in Berlin finde; und zugleich verlangen Sie mein Privaturtheil darüber.

Bis jetzt hat es nur eine kleine Zahl von Bekannten gesehen, und ich getraue mich im Voraus kaum zu bestimmen, welchen Eindruck dies Bildniß auf die gebildete Klasse unseres Publikums bewirken werde. Meine Meinung theile ich Ihnen aber desto unverhaltener mit.

Daß das Gemälde kein gewöhnliches Porträt sey, sagt wohl der erste Anblick einem jeden: und daher möchte der gewöhnliche Maaßstab, mit dem man Porträtmahlereien zu beurtheilen pflegt, hiebei eben nicht recht passend seyn.

Welches ist denn, fragen Sie, der gewöhnliche Maaßstab?

Der gewöhnliche! — In Wahrheit, Ihre Frage macht mich verlegen. Sie haben Recht: nichts ist wohl so verschieden, als die Meinungen unserer Kunstästhetiker, „nach welchen Grundsätzen Bildnisse gemalt und beurtheilt werden sollen.“ Schwerlich möchten zwey zu treffen seyn, die hierüber genau dieselbe Meinung, und eine bestimmte Meinung hätten.

Der eine fordert die Wahrheit unbedingt; der andere will wegnehmen, hinzusetzen, kurz, so lange modificiren, bis nicht sowohl ein Bildniß, als ein gefälliges Gemälde auf der Leinwand erscheine; der dritte besteht auf der Heraushebung der Individuellheit des Karakters: Stellung, Beleuchtung, Farbe, Costum, und Faltenwurf — alles Beiwesen soll so gewählt seyn, daß dieser Karakter

dadurch desto anschaulicher hervortrete, und im Bilde gleichsam 1800.
deutlicher erscheine, als beim Anschauen der Person selbst.

Ich möchte keines dieser drei Systeme gern bestreiten.

(Folgen Betrachtungen über Malerei, Kunst, Kritik 2c.)

— Diese Einleitung, mein Freund, ist, wie ich merke, etwas lang geworden. Doch sei es! — Vielleicht habe ich mir dadurch den Weg gebahnt, mich mit Ihnen auf den Standpunkt zu stellen, aus welchem unser Porträt allein richtig beurtheilt werden möchte.

Alles befremdet in diesem Gemälde: das Gesicht des Mannes, der hohe Ernst, die Stellung, der Stuhl, die Kleidung, die Wahl der Farben, der Hintergrund, die Haltung.

Es ist so ungewöhnlich in unsern Tagen, ein Porträt auf diese Weise behandelt zu sehen, daß es gewiß nur wenige giebt, für welche der Anblick nicht etwas zurückstoßendes hätte.

Wie — dieses Göthe? und dies Bildniß ihm ähnlich? — so fragen gewiß die meisten, welche den Mann nur durch seine Schriften kennen, und in dieser Gestalt ihren Liebling aufsuchen. Aber auch die, welche ihn persönlich kennen, welche auch im Bilde jeden Zug seines Gesichts wieder finden, müssen sich betroffen fühlen. Sie haben seine Gestalt und sein Wesen nie mit dem Auge des genialischen Künstlers aufgefaßt, sie haben ihn sich wie im Bilde gedacht.

Der Mahler hat von dem Urbilde nichts, als den Karakter herausgehoben. Das Imposante der Stellung, das etwas veränderte Kostum, die Farbenwahl, die Auszierung des Stuhles mit den tragischen Masken, die Rolle Papier in der Linken sind Schöpfungen des Künstlers, um den Hauptkarakter zu accompagniren, und das Ganze zu einem Gemälde im höhern Styl umzubilden.

Nur Göthe der Dichter erscheint hier: — nicht der Jüngling, welcher im Werther so hinreißend schwärmt, sondern der besonnene ernste Künstler, welcher in der Iphigenie mit dem Euripides ringt, und in seinem Tasso die zarteste und zugleich reifste Blühte seines Geistes niedergelegt hat.

Aus diesem Standpunkte, mein Freund, möchte ich dieses Bild angesehen und beurtheilt wissen. Mit diesem Geiste trete vor das Gemälde, — blicke mit festem Auge in die hohen, ernsten Formen dieses Gesichts: und wenn das Ungewöhnliche

1800. dich, wie in der Gegenwart eines höhern Wesens, ergreift; so sage dir kühn: Das ist Göthe!

Selten hat mich ein Porträt, wie dieses, erfreut; und selten mir ein Gemälde unserer Tage die schöne Zeit der italienischen Kunst so lebhaft, wie dieses, zurückgerufen. Ich theile also den Enthusiasmus, den das Bild in Weimar erregte, mit ihnen gern. Der ernste und zugleich brillante Farbenton, welchen das weichliche Künstlerauge unserer Tage so selten waget, erhebt den Hauptkarakter ungemein; und trefflich sticht der Scharlachmantel gegen das blaue Unterkleid, und die dunkeln Fonds ab. — Die Figur tritt relief aus dem Grunde hervor. — Kräftig ist der Fleischton des Gesichtes, obwohl man ihn um eine Tinte weniger bräunlich wünschen möchte: und warum vermisse ich einen Grad mehr Leben im Auge, dem ausgezeichnetsten Theile des Urbildes?

Ueberaus meisterhaft sind die Hände sowohl im Lichten als im Schatten gemahlt; nur die Gelenke der Finger, besonders an der Rechten, dürften etwas weniger markirt sein. Auch scheint der rechte Arm nicht glücklich verkürzt, und für die Figur nicht verhältnißmäßig stark zu seyn. Der Mantel, der im Ganzen so glücklich geworfen, und so schön und harmonisch im Ton ist, hat einige zu wiederholte und tiefe Falten um den Unterleib, und der rechte Schenkel gegen das Knie hin zeichnet sich darunter etwas spitz.

Auch scheinet etwas in der Perspectiv der Stuhllehne versehen zu seyn, und es hat etwas unangenehmes für's Auge, die Schultern der Figur durch die Seiten der Lehne zu sehr eingeengt zu sehen.

Doch warum ängstlich Fehlern nachspüren, wo die Wesenheit und das Ganze des Werks so trefflich und harmonisch zu dem Gemüthe spricht?

— Ubi plura nitent in Carmine, non ego paucis
Ossendar maculis, quas aut incuria sudit,
Aut humana parum cavit natura. —

Rambach und Feßler, Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, Berlin, 1800, September, pag. 232—238.

Bemerkungen über Weimar. 1800.

(Ein Ungenannter berichtet über seine Reise durch Deutschland u. A. Folgendes:)

— Und so kommen wir dann von und zwischen den kleinen und vielfarbigen Buden der Kunst auf den großen und offenen Markt der Schriftstellerei an, oder, wie man es lieber höret, bei dem Parnasse von Weimar, der in Rücksicht seiner großen Bevölkerung in allen Schriftsteller-Gattungen und Deutschlands ersten Dichtern, die ihn bewohnen, wohl auch der deutsche Parnaß schlechthin genannt werden könnte. Die Schriftstellerei wüthet in dieser kleinen Stadt, gleich einer Seuche, die beide Geschlechter angesteckt hat, und Niemand verschonet, der Finger und Feder rühren kann. Man erblickt hier mit Erstaunen eine hohe volle Stufenleiter schreibender Wesen vom Gewürme bis zu den Göttern hinauf. — Ich setze diese befiederte Wesenleiter von oben herab her, und zwar nur zuerst die Namen, dann ihre schriftstellerischen und andern Qualitäten, soweit sie dem Leser noch unbekannt und interessant sein dürften, und soweit sie mir bekannt geworden. Man erwarte kein Gemälde en detail, sondern leichte, flüchtige, oft nur halbe Umrisse. Ich zeichne jene Personen auf diese Blätter hin, wie sie mir noch vor Kurzem in meinem eignen nahen, oder in fernen Verhältnisse zu ihnen, oder fremden Verhältnissen, zwischen denen ich sie erblicken konnte, standen oder saßen; wie ich sie, ihrem Geiste und Herzen nach, mit eigenen Augen, oder durch die Augen vernünftiger und unterrichteter Freunde kennen lernte. Viele Züge, besonders die ihres früheren Lebens, habe ich aus den Händen der letztern. Was ich unter Begünstigung dieser Umstände gesammelt, gebe ich hier treu wieder. Mehr kann ich nicht, und mehr verspreche ich nicht.

Die Namen der Weimar'schen Schriftsteller sind: Wieland, von Goethe, Herder, Richter, Böttiger, Bertuch, Falk, von Kotzebue, von Einsiedel, von Linkert, von Knebel, Jagemann, Maier, der Maler, Maier, der Geschichtsschreiber, Lüdtkemüller, Germing, Schmidt, Hunnius, von Seckendorf, Herder, der Sohn, Schall, Gädike, Vulpius. Aus dem schönen Geschlechte: Frau von Wohlzogen, Fräulein von Imhof, Frau von Berlepsch, Frau von Kalb.

Wieland, Hofrath. — Dieser mit Lorbern gekrönte Altvater der deutschen Musen, lebt seine letzten halzionischen Tage,

1800. entfernt von dem lästigen Zwange der großen Welt, auf einem ruhigen Landgute, Namens Oßmannstädt, in der Nähe von Weimar. Wer gönnt nicht dem Verdienstvollen, dessen Leben das Leben vieler Thätigen aufwiegt, die schöne Ruhe am heitern Abende seiner Tage? Hier, in Oßmannstädt theilt er nun seine friedlichen, aber noch immer fleißigen Stunden, zwischen der bukolischen und parnassischen Muse, auf deren letztern Altare wir bisher das Opfer des Greises noch immer in heller Jugendflamme lodern sahen.

— Von Goethe, Geheimer Rath, der Apoll des deutschen Parnasses, erstieg auch in seiner politischen Laufbahn, die er in Weimar betrat, eine glänzende Stufe. Der Fürst lernte den genievollen Jüngling, der damals bereits in dem Ruhme seines Werthers und des Götz von Berlichingen strahlte, auf seiner Reise in Frankfurt, Goethe's Geburtsstadt, kennen. Dieser hatte damals eine satirische Farce gegen Wielands Rezension der Alceste von Euripides geschrieben. Wieland antwortete dem Frankfurter Satiriker in demselben Tone. Der Herzog kannte das Verhältniß der beiden Dichter und fragte Goethe, ob er nichts an seinen guten Freund in Weimar zu bestellen habe, oder ob er nicht lieber selbst mit dahin wolle, um den Streit dort auszumachen! Goethe antwortete: wenn sie mich in Weimar zu etwas machen wollen, nehme ich den Vorschlag an. „Es soll geschehen." Aber Sie müssen mich zu etwas Rechten machen. „Auch das soll geschehen." Und so nahm der junge Dichter das fürstliche Anerbieten an. Die brausende Genies-Epoche, die mit Goethe's Ankunft in Weimar mit Stelzengehen, Pferderennen, Rauffen und anderen wilden Kraftäußerungen eines genialischen Muthwillens begann, und sich von da mit Stock- und Faustschlägen, wie ein Wirbelwind über ganz Deutschland verbreitete, ist bekannt und verrufen genug. Lessing verewigte diese stürmische Epoche durch jenen kräftigen und charakteristischen Denkspruch, da er damals sagte: „Wer mich ein Genie heißt, dem gebe ich eine Ohrfeige, daß er glauben soll, es wären ihrer zwei." Die Raserei des Geistes hatte einen so hohen Grad erreicht, daß Lenz, der arme, den sein Unstern nach Weimar mitten in den Wirbel hineinführte, bei dem Anblick eines in der Sonne liegenden Kuhfladens in die bekannten ekelhaften Worte ausbrach: „Welche Wonne ein Kuhfladen zu sein und in der Sonne zu liegen!" Es wurde auf

neugenialisch getobt, gelärmt und gestampft, daß der damals noch gut prosaische Boden von Weimar bebte und dampfte, und die schüchternen Nymphen in ihre Höhlen flohen. Es wurden Schauspiele gemacht, und auf Bergen, in Wäldern und in Thälern aufgeführt. Jeder Platz an und um Weimar wurde zur Bühne eingeweiht, und die Gegend zeigt noch jetzt allenthalben die Ruinen jener goldenen Zeit des Genies. Auch Wieland sollte in den wilden Tumult hineingerissen werden, aber dem Sanften graute vor den halsbrechenden Feten und Spielen. Dafür sah er sich selbst nach einigen Tagen auf der Bühne im lächerlichsten Costum. Der Gekränkte verließ nach geendigtem Stück den Boden von Weimar und eilte nach Erfurt zurück, von wo ihn am andern Tage die edle Fürstin selbst wieder zurückführte. 1800.

Doch bald entflohen die wilden Geister von der Seite des brausenden Jünglings und eine Würde und Männlichkeit trat an ihre Stelle, die Göthe um so achtungswürdiger machten. — Man sagt, dieser Genius habe damals und noch späterhin mit allmächtigem Zauber über das zweite Geschlecht gewaltet, aber keine könne sich rühmen, den Jüngling oder den Mann je in ihren Ketten gesehen zu haben. Noch jetzt behandelt er dieses Geschlecht mit jenem leichten Tone und der spielenden Artigkeit, womit man mit Kindern umzugehen pflegt, und noch jetzt hasset und liebt ihn jede um die Wette.

Inzwischen stieg dieser Günstling des Glücks von einer Stufe der Würde schnell zu der andern empor; er erschien jetzt an der Seite des Fürsten, über den er alles vermochte, als ein wohlthätiger Genius, und wenig treffliches geschah, was nicht des neuen Ministers Eingebung oder Werk gewesen wäre. Erst vor einigen Jahren legte der Verdienstvolle einen Theil der mit seiner Würde verbundenen gehäuften Geschäfte zu Gunsten seiner poetischen Muse ab.

Das Aeußere dieses großen Mannes macht einen starken Contrast mit dem Wielandschen. Dieses voll Sanftmuth, Bescheidenheit und Freundlichkeit, jenes voll Stolz und Trotz. Aber durch diese herbe Außenseite scheint eine Festigkeit und Erhabenheit des Charakters hindurch, denen bei näherer Kenntniß keiner seine Achtung versagen kann. Göthe hält ebenfalls wie Wieland im Allgemeinen wenig von den Menschen. Nur scheint, was in diesem Verdruß ist, in jenem zur entschiedenen Verachtung ge-

1800. worden zu sein, die sich durch nichts mehr in der einmal gefaßten üblen Meinung irre machen läßt. Der Mensch interessirt ihn, und zwar blos von der Seite, von welcher er ihn zur Poesie brauchen kann.

Der liebste Aufenthalt der Götheschen Muse ist Jena. Im dortigen Schlosse wohnt und arbeitet der Dichter wochenlang, vermuthlich, weil seinem Geiste dort die ungestörte Ruhe gegönnt ist, die ihm Weimar versagt. — Seine Iphigenie entstand in einem nahe an Weimar gelegenen Walde, der sich dem schaffenden, Einsamkeit suchenden Geist durch seine außerordentliche Stille empfahl. An der Waldklause, aus der Iphigenie hervorging, liest man noch folgende Verse:

„Ueber allen Wipfeln ist Ruh'!
In allen Zweigen hörst Du
keinen Hauch!
Die Vögel schlafen im Walde,
warte nur, balde
schläfst Du auch!"

Goethe erscheint körperlich in aller Fülle der Gesundheit und des Wohlseins, ein wahrer Epikureischer Gott bis an den Hals, auf dem ein platonischer Kopf sitzet. — Spötter sagen, er dichte am besten in der Speisekammer, so wie, nach seinem eigenen Geständnisse, im Schoße der Mädchen. — Mit Enthusiasmus interessirt sich Goethe für die bildende Kunst, wovon die „Propyläen" einen rühmlichen Beweis geben. Viele in Weimar lebende Künstler verdanken diesem Mäzenas ihre dortige Existenz und Geschäfte. Die italienischen Musen, die er mehrmalen auf ihrem eignen, reizenden Boden besuchte, haben sein Haus mit ihren schönsten Gaben ausgeschmückt. — Ueber seinem häuslichen Leben liegt ein Schleier. — Goethe's Geist ist äußerst lernbegierig und liebt und treibt, soviel er kann, alle Wissenschaften. Er hat sich selbst gebildet, wie alle wahrhaft großen Geister, durch Anschaun und Genuß des Schönen, und durch jenes ursprüngliche Bestreben, alles mit eignem Auge zu sehen und mit eignem Geiste zu prüfen — der Charakter des originellen und großen Schriftstellers in jeder Art.

Herder, Generalsuperintendent und Vicepräsident, genießt mit seiner edlen Familie die vorzügliche Gunst der Herzogin Amalie,

die diesen berühmten und liebenswürdigen Mann häufig in ihre Gesellschaft zieht. — Seine Predigten, die zur Verherrlichung der höchsten Feste des christlichen Jahres zu dienen scheinen, nehmen einen hohen poetischen Schwung, wodurch sie sich dem Sinn und Verstande des größern Theils gemeiner Zuhörer etwas entziehen. Der gebildete Theil unterhält sich gut dabei; der große Haufen aber steht da mit weitgeöffnetem Munde und Auge, wie vor einer glänzenden Lufterscheinung, die er anstaunt, ohne sie zu begreifen. Dazwischen fällt nun freilich auch ein goldner, verständlicher Spruch auf das Herz des Hörers herab, wie nach dem Aberglauben mancher Leute, aus dem Regenbogen ein goldnes Schlüsselchen jederzeit herabfallen soll. 1800.

(Folgt Charakteristik der übrigen oben erwähnten Schriftsteller und Schriftstellerinnen.)

— Und dies wären dann die Götter und Göttinnen des berühmten weimar'schen Parnasses, deren Anzahl noch jährlich durch neue Ankömmlinge anwächst. Man sollte glauben, dieser volkreiche Helikon ertöne von einem gemeinschaftlichen Concerte freundschaftlicher, liebender Stimmen und Melodien. Aber das ist nicht so. Keine Stimme singt in die Laute des Andern; Jeder singt nur in seine eigne, sitzt dort einsam in dem Schatten eines Baumes, kehret dem Andern den Rücken und weiß nichts von ihm. Mit andern Worten: so innig verwandt diese Geister sich größtentheils durch ein gleiches Streben, durch gleiche Kunstliebe sind, so ungesellig und getrennt leben sie doch untereinander, gleich Insulanern. Ein einziger, sehr vermischter Klub versammelt sich wöchentlich einmal in dem Hofjäger'schen Hause, wobei aber aus der gelehrten Republik gewöhnlich nur Hr. Bertuch und Hr. Böttiger allein erscheinen. Auch bei Goethe arbeitet sich von Zeit zu Zeit eine kleine Gesellschaft zusammen und höret Vorlesungen an, die die Mitglieder über verschiedene Gegenstände sich hier zu halten pflegen, so daß auch hier dem eigentlichen heitern Umgange nur wenig Zeit geweiht ist.

Die drei Matador's, Wieland, Goethe und Herder, erscheinen selten in ihrem glänzenden Kleeblatte vereint. Diese Großen scheinen sich, wie Elephanten, in der Nähe zu hindern und sich neben einander nur unbequem bewegen zu können. Ohne Zweifel sind hieran mehr ihre ganz heterogenen Naturen schuld, die sich wechselseitig mehr abstoßen als anziehen. Wenigstens scheint dies

1800. zwischen Wieland und Goethe der Fall zu sein. Kommen beide an einem dritten Orte zusammen, so sagen sie sich zum Erbauen der Zuschauer um die Wette Complimente, eilen aber die Unterredung abzukürzen. In der That empfinden beide Geister einen tiefen Respekt vor einander. Goethe ließ, besonders in seinen früheren Jahren kein Werk ohne „des Vaters" Censur drucken. Eine beinahe abergläubische Meinung hegt Wieland vor Goethe's Genie. Er kann, was er will! und wenn's ihm jetzt einfällt, etwas unaussprechlich Schönes zu machen, so setzet er sich hin und macht es eben! Dies ist der Ton in welchem er von Goethe spricht.

Harmonischer stehen Wieland und Herder einander gegenüber. Goethe's festes Wesen ist für Wielands sanften, humanen Geist zu anmaßend und trotzig. Herders weicherer Genius befreundete sich weit inniger mit dem Wieland'schen. Zwischen beiden großen Männern waltet daher auch äußerlich eine gewisse Freundschaft, und ihre Familien sehn sich oft in ihren Häusern. Wieland liebt Herders Schriften, und erbaut sich besonders gern an den Religions-Werken desselben, worin zum Theil heftig gegen den Kantianismus verfahren wird. — Goethe war der erste und blieb bisher der einzige in Weimar, der sich zugleich mit Schillern für die Fichte'sche Wissenschaftslehre erklärte. Auch scheint er mit dem jenaischen Dichter allein auf einem vertrauten Fuß zu leben; sonst geht er allein, wie der Löwe.

August Hennings, Der Genius der Zeit, Altona, 1800, September, pag. 526—528, 536—542 und 557—560.

Englische Literatur.

Romane und Schauspiele.

— Bei dem Mangel an eigenen neuen Stücken von Bedeutung griffen die Theater-Unternehmer nach Uebersetzungen ausländischer, besonders deutscher, und bald kam es dahin, daß unsere dramatischen Schriftsteller die englischen fast ganz von ihrer vaterländischen Bühne und von den Pulten der englischen Leserwelt verdrängten. Göthe und Schiller, Kotzebue und Iffland sind an der Tagesordnung. Von ersterm erschienen der Reihe nach englisch: Iphigenia in Tauris, L. Johnson

1793. 8. Stella etc. 8. L. Hookham 1798. 8. (2 sh.) 1800.
Clavidgo, Trag. in 5 A. L. Johnson 1798. 8 (2 sh. 6 d.) die letztern Uebersetzungen im Ganzen genommen untadelhaft; und Götz of Berlichingen with the iron Hand, an historical Drama of the 15 th Century, transl. from the German of Göthe, (by W. Scott) L. Cadell u. Davies 1799. 8. (3 sh. 6 d.)

Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jena, 1800, 1. Oktober.

Neunter Brief.

Am 28sten Oktober 1800.

— Den Anfang mache das

Taschenbuch für Damen, auf das Jahr 1801. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und anderen.

Voran steht ein hübsches, gut gezeichnetes und gestochenes Kupferchen, das den Besuch Collatins und der andern Römer bei Lukretia vorstellt.

— Der dritte (Aufsatz) ist ein Clubdialog von Göthen, vielleicht das Uninteressanteste, was je aus der Feder des großen Dichters gekommen ist: ein Du — coq — à l'ane, in welchem geringfügige Anekdötchen durch unbedeutende Reden verknüpft werden. Er hat nichts Bemerkenswerthes, als die Feinheit, mit welcher der Verfasser die Karikaturen, zu denen sein Aufsatz gehört, nicht erklärt.

Merkel, Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Literatur in Teutschland, Berlin, 1800, pag. 138 und 143.

Tübingen, in d. Cottaisch. Buchh: Propyläen. Eine periodische Schrift; herausgegeben von Göthe. Ersten Bandes Zweytes, Zweyten Bandes Erstes u. Zweytes, Dritten Bandes Erstes Stück. 1798. 99. 1800. gr. 8.

Ungeachtet man seit ein paar Decennien in Absicht auf die schönen Künste unter uns sehr viel guten Willen gezeigt, und es an mancherley Anstalten nicht hat fehlen lassen: so scheinen wir [illegible] weder in der Theorie noch in der Praxis sonderlich viel

1800. weiter gekommen zu seyn. Wenn auch die Schriften unserer Kunstkritiker das Wesen der Kunst tiefer ergründeten, als bisher bey den Meisten der Fall war: so ist doch zwischen ihnen und den ausübenden Künstlern eine so große Kluft befestigt, daß man sich vor dem Einflusse der Erstern auf die Letztern eben nicht viel versprechen kann. — Gewohnt, sich mehr von dunklen Empfindungen als von Ueberlegung und gründlicher Einsicht leiten zu lassen, verachten diese alles, was nur von weitem Theorien und Regeln ähnlich sieht, als Pedanterey und unnützen Schulkram. Zwischen beiden Partheyen steht das kunstliebende Publicum in der Mitte, und ungewiß, wem es folgen solle, wird es die Beute der Kunstkrämer und verschwendet für die bunte luftige und höchst unbedeutende Waare, die ihm unter allen Formen angeboten wird, mehr Geld, als zur Anschaffung der wichtigsten und größten Kunstwerke erfordert würde.

Wenn bey dieser Lage der Sachen Jemand es unternimmt, die Theorie tiefer zu begründen, durch eigne Muster zu zeigen, daß die Beurtheilung der Kunstwerke nicht blos in ästhetisch süßen, mystischen Declamationen bestehe, wenn er dabey versucht, sich auch dem ausübenden Künstler zu nähern, ihm in einer schönen, freundlichen und verständlichen Sprache die Wichtigkeit und den Ernst seiner Kunst näher ans Herz zu legen, wenn er dieß nicht blos mit Wort und Ermahnungen thut, sondern dem Künstler selbst durch vorgelegte Preisaufgaben zur Anwendung der gegebenen Lehre die Hand bietet; wenn er es durch mancherley zweckmäßig gewählte Mittel versucht, die Liebhaberey des großen Publikums von Frivolitäten hinweg auf bessere und edlere Gegenstände hinzulenken, wenn er selbst den Regenten zeigt, durch was für Mittel und auf welche Weise man für die Künste im Großen und Ganzen sorgen müsse: so hat ein solcher Mann unstreitig die gerechtesten Ansprüche auf die ermunternde Mitwirkung und den Dank seiner Zeitgenossen sowohl, als der Nachwelt.

(Folgt Besprechung der Abhandlung Ueber die Gegenstände der bildenden Kunst, u. s. w.)

Wir wenden uns nunmehr zu dem schönsten und rühmlichsten Theile dieses Werks, zu den Preisaufgaben.*) Es ist allerdings in Deutschland etwas Unerhörtes, wenn ein bloßer Privatmann,

*) Goethe hatte in den Propyläen bekanntlich ein Preisausschreiben für Maler erlassen.

ein Schriftsteller das thut, was eigentlich den Regenten oder ihren Akademieen obläge. Ein so uneigennütziger Eifer verdiente durch einen solchen Erfolg belohnt zu werden. Die Nachricht von den neun eingelaufenen Concurrenz-Stücken beweist nicht nur, daß es uns keineswegs an geschickten Künstlern fehlt: sondern, daß sie auch hier, wo es einzig auf Belehrung ankam, sich keineswegs zu vornehm dünken, von solchen Kritikern und Kunstfreunden Belehrung anzunehmen. 1800.

(Folgt Besprechung einiger der eingelaufenen Arbeiten.)

Rec. kann nicht von den Propyläen scheiden, ohne ihnen einen glücklichen Fortgang und weitere Ausbreitung zu wünschen. — Es geht uns, wenn wir ihm nur folgen wollen, mit diesem Werke ein neuer glücklicher Stern für die in Deutschland noch immer verwaisten Künste auf. Zu lange haben wir uns bald in scholastischen, bald in kindischen Irrthümern herumgetrieben. Es ist Zeit, daß wir endlich einmal zur Wahrheit gelangen, und mögen die Propyläen auch in diesem Sinne ihren Namen für uns nicht umsonst tragen.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena, 1800, 20. und 21. November.

Propyläen. Eine periodische Schrift, herausgegeben von Göthe. Tübingen 1798. Ersten Bandes erstes Stück. Einleitung und Inhalt. XLV. S. Text 127 S. Zweytes Stück 176 Text.

Es ist zwar nur eine periodische Schrift, die wir hier anzuzeigen haben; aber der Name des Herausgebers, und die überall hervorleuchtende Absicht und Hoffnung seiner Mitarbeiter, durch die darin gelieferten Aufsätze neues Licht über die Kunst zu verbreiten, giebt ihr einen Grad von Wichtigkeit, der zu einer ausführlicheren Prüfung berechtigt.

Dem Titel: „Propyläen" sieht man es an, daß selbst Männer, die einen berühmten Namen führen, einen auffallenden und prunkenden Aushängeschild nicht entbehren zu können glauben, um die Augen des Publikums auf ihre litterarischen Unternehmungen zu ziehen. Schwerlich wird man, ohne mit dem Inhalte der Schrift aus andern Quellen bekannt zu seyn, diesen aus ihrer Benennung errathen können: schwerlich wird man, wenn

1800. man den Inhalt weiß, die Beziehung, worin dieser mit dem Titel steht, natürlich finden. Vorhallen kann man sich im figürlichen Sinne zu jeder Wissenschaft denken, und diejenigen, welche zur athieniensischen Burg führten, hatten, soviel wir wissen, keine Bestimmung, welche in einem besonderen Verhältnisse mit einer Einleitung in die schönen Künste steht.

Auch hat der Herausgeber nöthig gefunden, uns in einer langen Einleitung von der wahren Absicht dieser periodischen Schrift zu unterrichten. Zuerst wird sie als eine Sammlung von Bemerkungen und Beobachtungen harmonisch verbundener Freunde über Natur und Kunst angekündigt. Dieser Zweck ist aber von so weitem Umfange, daß er einer näheren Bestimmung bedurfte. Der Herausgeber läßt sich dies angelegen seyn; aber die Weitschweifigkeit, mit der es geschieht, giebt nur die Ahnung eines nicht deutlich gerathnen Plans. Die Hauptabsicht geht wohl dahin, Lehren über alle Theile der bildenden (nachbildenden) Kunst, sowohl in theoretischer als praktischer Rücksicht, zu geben. „Doch soll dieß, (wir reden mit den Worten des Herausgebers,) nur der Punkt seyn, von dem wir auszugehen gedenken; wie weit wir uns verbreiten können und werden, muß sich erst nach und nach entwickeln. Theorie und Kritik der Dichtkunst wird uns hoffentlich bald beschäftigen; was uns das Leben überhaupt, was uns Reisen, ja! was uns die Begebenheiten des Tages anbieten, soll nicht ausgeschlossen seyn, u. s. w"

Nun freylich! wenn eine so gemischte Gesellschaft hier Platz finden sollte, so war es zweckmäßig, Vorhallen dazu zu wählen. In das Innere der heiligen Burg Athens durften ohnehin, wie man weiß, nicht alle Wesen eingelassen werden.

Wir dürfen die Einleitung noch sobald nicht verlassen. Sie ist in einer doppelten Rücksicht merkwürdig. Einmahl, weil Herr von Göthe bey der Anzeige der verschiedenen Theile der bildenden Kunst, über die hier Belehrungen versprochen werden, eine Art von allgemeiner Uebersicht derselben liefert, und uns gelegentlich seine Grundsätze darüber mittheilt; dann weil diese Einleitung ein auffallendes Probestück von demjenigen giebt, was Recensent die Manier dieses Schriftstellers nennen mögte, und was er sogleich weiter entwickeln wird.

Herr von Göthe besitzt nämlich eine ganz eigene Gabe, die alltäglichsten Dinge mit einem Anstriche von hoher Bedeutung

und eines aus dem tiefsten Gefühle und der reinsten Anschauung der Wahrheit entspringenden Scharfsinnes vorzutragen. Dieser Anstrich, verbunden mit dem Scheine der Ruhe, der Klarheit, der Simplicität im Style, giebt seinen Schriften auf den ersten Blick das Ansehn classischer Produkte, wie sie der Geist der Griechen in der Zeit des höchsten Flors ihrer Literatur vielleicht allein eingeben konnte. 1800.

Recensent, der sich das nil admirari zum Grundsatze gemacht hat, kann jedoch in dieser Einleitung, da, wo er dem Verfasser beypflichtet, nur eine Menge oberflächlicher, bekannter, und blos vermöge der Einkleidung neu scheinender Bemerkungen antreffen. In denjenigen, worin er dem Verfasser das Eigenthümliche nicht absprechen kann, scheinen ihm seine Bemerkungen größtentheils schielend zu seyn, und der Styl dürfte bey allem Schimmer von Leichtigkeit, Einfachheit und Klarheit dennoch, genau geprüft, von dem Vorwurfe des Schwerfälligen, Anmaaßenden, Geschrobenen nicht frey zu sprechen seyn.

Nichts ist bekannter, als der Vortheil, den die Ausbildung unsers Geistes aus der Mittheilung der Ideen im Gespräche und aus dem Briefwechsel vereinigter Freunde zieht. Auch das Nützliche der Aufsätze, bey denen Entwicklung oder Aufbewahrung unsrer eigenen bessern Ideen die einzige Absicht ist, wird Niemanden unbekannt seyn. Noch ganz kürzlich hat der verewigte Garve die Vortheile und Nachtheile beyder Arten von Übungen im dritten Theile seiner Versuche entwickelt und zusammengestellt. Demohngeachtet wird dieß hier als etwas vorhin Unerhörtes mit einem Aufwande von Worten vorgetragen, dem man die Sorge, das längst Bekannte von einer neuen Seite aufzufassen, deutlich anmerkt. Aber eben diese Sorge hat den Verfasser sichtlich zu Behauptungen geführt, bey denen schwerlich eine richtige Ansicht der Sache unterliegt.

Unter andern wird hier gesagt: „Das Gespräch ist vorübergehend, und indem die Resultate einer wechselseitigen Ausbildung unauslöschlich bleiben, geht die Erinnerung der Mittel verloren, durch welche man dazu gelangt ist. Ein Briefwechsel bewahrt schon besser die Stufen eines freundschaftlichen Fortschreitens, jeder Moment des Wachsthums ist fixirt, und wenn das Erreichte uns eine beruhigende Empfindung giebt, so ist ein Blick rückwärts auf das Werden belehrend,

1800. indem er uns zugleich ein künftiges unabläſſiges Fortſchreiten hoffen läßt."

Mag es doch immer ſeyn, daß wir bey der Belehrung, die wir aus dem Geſpräche ziehen, vergeſſen, wie? und wodurch? wir etwas gelernt haben: — obgleich Leſſings Recha anderer Meinung war; — iſt denn die chronologiſche Geſchichte der Bildung unſers Geiſtes das Wichtigere, oder iſt es der Gehalt dieſer Bildung ſelbſt? Rec. will nicht behaupten, daß durch die perſönliche Mittheilung die Entwicklung unſrer Geiſteskräfte mehr befördert werde, als durch den Briefwechſel: denn dies iſt nach Verſchiedenheit der Charaktere und der Zwecke, worauf wir losarbeiten, ſehr verſchieden; aber jene Rückſicht, die der Verfaſſer angiebt, kann doch den Vorzug des einen Weges vor dem andern nicht entſcheiden. — Nur beyläufig machen wir auf das Geſuchte in den Ausdrücken: „*das Bewahren der Stufen*, die *Reſultate der Ausbildung*, das *freundſchaftliche Fortſchreiten*, das *Erreichte*, das *Werden*" aufmerkſam.

In einer Schrift, die mit für den Künſtler beſtimmt iſt, ſollte unſrer Meinung nach die größte Sorge angewandt werden, Ausdrücke zu vermeiden, die ihm unverſtändlich ſeyn müſſen, und nur zu einem gefährlichen Mysticismus verführen können. Was ſoll er aber bei folgender Stelle denken: „Es iſt ſelten, daß ein Künſtler ſowohl in die Tiefe der Gegenſtände als in die Tiefe ſeines eigenen Gemüths zu dringen vermag, um in ſeinem Werke nicht blos etwas leicht und oberflächlich Würkendes, ſondern, wetteifernd mit der Natur, *etwas geiſtiſch Organiſches* hervorzubringen, und ſeinem Kunſtwerk einen ſolchen Gehalt, eine ſolche Form zu geben, wodurch er natürlich zugleich und *übernatürlich* erſcheine."

Weiterhin heißt es: „Die menſchliche Geſtalt kann nicht blos durch das Beſchauen ihrer Oberfläche begriffen werden; man muß ihr Innerſtes entblößen, ihre Theile ſondern, die Verbindungen derſelben merken, die Verſchiedenheit kennen, ſich von Würkungen und Gegenwürkungen unterrichten, das Verborgene, Ruhende, das *Fundament der Erſcheinung* ſich einprägen, wenn man dasjenige würklich ſchauen und nachahmen will, was ſich als ein ſchönes ungetrenntes Ganze in lebendigen Wellen vor unſern Augen bewegt." —

Der ehrliche Martin Preisler drückt dieß in ſeiner Anatomie der Mahler folgendermaßen aus:

„Es ist eine von allen Verständigen längst eingesehene Wahrheit, daß die anatomische Erkenntniß von denen Gebeinen und Muskeln des menschlichen Leibes einem Zeichner unentbehrlich sey. Ohne dieselbe geht er mit ungewissen Tritten: er übersieht, was er besonders vor Augen haben sollte, und hält sich wiederum mit Dingen auf, die nicht so viel Beobachtungen verdienen. Wer hingegen versteht, was die Knochen des Leibes für eine Gestalt an sich und für eine Verknüpfung mit andern haben: zu wie vielerley Wend- und Drehungen sie nach den mannichfaltigen Verrichtungen des Menschen aufgelegt sind: wer ferner erkennt, welche Muskeln zu einer möglichen Bewegung der Knochen erfordert werden, was sie dazu beytragen, und welche Veränderungen sich in ihnen selbst äußern müssen, wenn sie diese oder jene Bewegung verursachen sollen; der weiß auch um so leichter und besser, worauf er bey einer gewissen Stellung des Leibes seine Gedanken richten, was er insonderheit beobachten, und für Andre ausdrücken müsse, so anderst das Werk seiner Kunst mit der Natur übereinstimmen soll." 1800.

So weit Preisler! Wir fragen: was der Herr von Göthe Neues gesagt hat? Ob der Künstler den ersten oder diesen besser verstehen werde?

Das Nachfolgende fällt beynahe ins Lächerliche. „Der Mahler bedarf einiger Kenntnisse der Steine — um sie charakteristisch nachzuahmen!"

Soll dieser Grund das Studium des Mahlers leiten, so werden die Propyläen wohl thun, ihm auch Kenntnisse vom Schneider- und Weberhandwerke beyzubringen. Denn Stoff und Gewänder fallen doch häufiger nachzuahmen vor, als Steine.

S. XVI. wird uns eine Farbenlehre versprochen, „wodurch die Vermuthung bestätigt werden kann, daß die farbigen Naturwürkungen so gut als die magnetischen, elektrischen und andre, auf einem Wechselverhältniß, einer Polarität, oder wie man die Erscheinungen des Zwiefachen, ja Mehrfachen, in einer entschiedenen Einheit nennen mag, beruhen." Wenn wir an eine gewisse frühere Optik denken, so wird uns bey diesem Versprechen bange.

Stellen, wie die nachstehende, sind allen Regeln einer guten Schreibart, und besonders der belehrenden, zuwider, weil sie zugleich unrichtig gedacht und schwer zu verstehen sind.

1800. „Der Kreis der Regelmäßigkeit, Vollkommenheit, Bedeutsamkeit, und Vollendung wird gezogen, in welchem die Natur ihr Bestes gern niederlegt, wenn sie übrigens in ihrer großen Breite — (wie unedel!) — leicht in Häßlichkeit ausartet, und sich ins Gleichgültige verliert.“

Mögte doch der Herr von Göthe, und diejenigen, die so wie er über die Kunst in einem mystischen Tone schreiben, bedenken, wie sehr der größtentheils ungebildete, und vermöge seiner sitzenden Lebensart und mechanischen Arbeiten ohnehin zu Grübeleyen geneigte Künstler durch solche bedeutungsvoll klingende Aeußerungen aufgefordert wird, ihnen einen excentrischen Sinn beyzulegen, und in seinem geistigen Stolze auf Abwege zu gerathen! Freylich darf er die Natur nicht ohne Wahl nachahmen: freylich muß er nach den Gesetzen des Schönen arbeiten, die der Natur bey ihrer Verfahrungsart im Ganzen gewiß nicht fremd, und tief in dem Menschen gegründet sind; aber diese Regel wird ihm sehr zweckwidrig dargestellt, wenn man ihm sagt: er soll einen Kreis von Regelmäßigkeit ꝛc. ziehen, in den die Natur gern ihr Bestes, — ein höchst unbestimmter Begriff! — niederlegt, wenn sie gleich in ihrer großen Breite — wieder ein ebenso unbestimmter Begriff! — in Häßlichkeit ausartet, und sich in Gleichgültigkeit verliert. Diese Beschuldigung, die unser eingeschränkter Blick nie erweisen kann, und der eine Stimme in unserm Innersten widerspricht, kann höchstens dem Dichter verziehen werden, und ist der Achtung nicht angemessen, die wir jedem Menschen gegen die Natur einflößen mögten.

Die Behandlung wird in die geistige, sinnliche und mechanische eingetheilt. Wozu diese neuen Bezeichnungen längst bekannter Begriffe von Zusammensetzung, Anordnung und eigentlicher Behandlung (faire)? Klären sie irgend etwas auf? Verführt nicht vielmehr das Wort sinnliche Behandlung zu Mißverständnissen? Und ist eine Eintheilung, wobey bald auf den Zweck, bald auf die Mittel der Ausführung Rücksicht genommen wird, wohl logisch richtig?

Wir müssen hier aufhören, bey dieser Einleitung, wie Herr v. Göthe sich S. XXXII. ausdrückt „ins Einzelne des Einzelnen“ zu gehen, und wenden uns nun zu dem ersten Aufsatze.

Ueber Laokoon. „Wenn man von einem treflichen Kunstwerke sprechen will,“ heißt es, „so ist es fast nöthig, von der

ganzen Kunst zu reden, denn es enthält sie ganz, und Jeder 1800.
kann, so viel in seinen Kräften steht, auch das Allgemeine aus einem solchen besondern Falle entwickeln.“ — Ist eine solche Behauptung nicht übertrieben? Können wir aus einer Statue auch nur die Grundsätze der ganzen Bildhauerkunst, geschweige denn die der Mahlerey, entwickeln?

Nun werden die Bedingungen eines hohen Kunstwerks aufgezählt und erklärt: lebendige, hoch organisirte Naturen, Charaktere in Ruhe und Bewegung, Ideal, Anmuth, Schönheit. Wir gestehen gern, daß wir folgende Erklärungen ganz unverständlich finden:

„Anmuth: Der Gegenstand und die Art ihn vorzustellen, sind den sinnlichen Kunstgesetzen unterworfen, nemlich der Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenstellung ꝛc. wodurch er für das Auge schön, d. h. anmuthig wird.“

„Schönheit: Ferner ist er dem Gesetze der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Maaß entsteht, welchem der zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen gebildete Mensch Alles, sogar die Extreme zu unterwerfen weiß.“

Die Gruppe des Laokoon soll nun anmuthig seyn, „weil sie neben allen übrigen anerkannten Verdiensten zugleich ein Muster sey, von Symmetrie und Mannigfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegensätzen und Stufengängen, die sich zusammen theils sinnlich, theils geistig dem Beschauer darbieten, bey dem hohen Pathos der Vorstellung eine angenehme Empfindung erregen, und den Sturm der Leiden und Leidenschaft durch Anmuth und Schönheit mildern.“

Der Herr von Göthe glaubt, Manchem würde dieß paradox scheinen. Aber die Bemerkung, daß die Gruppe des Laokoon auf eine dem Auge wohlgefällige Art gestellt und angeordnet sey, haben, so viel uns bekannt ist, alle diejenigen gemacht, die vorher über den Laokoon geschrieben haben. Also liegt in der ganzen Aeußerung nichts Paradoxes, als die Bezeichnung dieses Wohlgefälligen durch Anmuth: ein Ausdruck, der gewöhnlich nur von einem zarten, sanften, sich einschmeichelnden Reize, nicht aber von dem ergötzenden gebraucht wird. Herr von Göthe muß doch fühlen, daß die Venus von Medices, der Hermaphrodit von Borghese, der Ganymed ꝛc. das Auge auf eine ganz andre Art anziehen, als der Laokoon. Ueber die so

1800. wichtigen Fragen: worin sich die Schönheit des Laokoon von der der genannten Statuen, oder gar von der eines Apollo unterscheide? ob er ein vortheilhafter Gegenstand für die Bildhauerkunst sey, in so fern sie der Schönheit nachstrebt? Ob es ihr nicht besser glücke, die Gestalt in Ruhe, als in heftiger Bewegung und Anstrengung darzustellen? Darüber hat sich der Verfasser gar nicht ausgelassen.

Nun die Erläuterung der Intention des Künstlers bey seinem Werke. In einer unsrer gelesensten Zeitungen ist sie mit der Bemerkung angezeigt: „daß ein ganz neuer Gesichtspunkt darin angegeben sey, woraus alle vorhergegangenen Raisonnements als falsch erschienen." Wir müssen also dieß Neue und vorhin Unerhörte aufsuchen!

Nach Herrn von Göthe ist der älteste Sohn nur an den Extremitäten verstrickt, der zweyte öfters umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt: durch die Bewegung des rechten Arms suchte er sich Luft zu machen, mit der linken (wahrscheinlich Hand,) drängt er sanft (!!!) den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen (?) Ring um die Brust ziehe: sie ist im Begriff, unter der Hand wegzuschlüpfen, keinesweges aber beißt sie. Der Vater hingegen will sich und die Kinder von diesen Umstrickungen mit Gewalt befreyen, er preßt die andre Schlange, und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte.

Diese Wunde ist nach Herrn von Göthe die Hauptursache der ganzen Bewegung. Die Stellung des restaurirten Kopfs der Schlange soll den eigentlichen Biß nie recht angegeben haben. Glücklicherweise haben sich noch die Reste der beyden Kinnladen an dem hintern Theile der Statue erhalten. Die Schlange bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an dem Theile bey, wo der Mensch gegen jeden Reiz sehr empfindlich ist. — Der Punkt des Bisses bestimmt also die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder: das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorstreben der Brust, &c. ja! alle Züge des Angesichts werden durch diesen schmerzlichen unerwarteten Reiz entschieden. — Es ist also ein Hauptsatz: der Künstler hat uns eine sinnliche Würkung dargestellt, er zeigt uns auch die sinnliche Ursache. Inzwischen läugnet Herr von Göthe nicht ab, daß Angst, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung, mitwürken. Nur soll man keinen Todeskampf hier sehen: Bey dieser Gelegenheit die Bemerkung.

— Der höchste pathetische Ausdruck, den die bildende Kunst dar- 1800.
stellen kann, schwebt auf dem Uebergange eines Zustandes zum andern. — Nun noch einen Blick auf die Verhältnisse, Abstufungen und Gegensätze sämmtlicher Theile des ganzen Werks. — Drey Menschen werden paralysirt ohne Verletzung. Die eine Schlange umschlingt nur, die andere verletzt. Ein starker Mann, aber schon über die Jahre der Energie hinaus, weniger fähig, Schmerz und Leiden zu ertragen: Mit ihm zwey Knaben, selbst der Maaße nach klein, gegen ihn gehalten: abermals zwey Naturen empfänglich für Schmerz. Der jüngere strebt ohnmächtig: er ist geängstigt, aber nicht verletzt. Der Vater strebt mächtig, aber unwürksam, reizt seine Gegner. Der älteste Sohn, am leichtesten verstrickt, fühlt weder Beklemmung noch Schmerz: erschrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung des Vaters, schreyt auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzustreifen sucht. Hier also noch ein Beobachter, Zeuge, und Theilnehmer bey der That, (späterhin wird gesagt, er habe noch Hoffnung zur Flucht) — und das Werk ist geschlossen. — — Wir bleiben hier vorerst stehen, und behaupten dreist, daß Alles, was in diesen Bemerkungen erwiesen werden kann, alt und bekannt ist, daß hingegen das Neue entweder offenbar falsch, oder nicht zu erweisen ist.

Rec. nimmt hier ein Buch zur Hand, dessen Mangelhaftigkeit vielleicht Niemanden mehr einleuchtet, als dem Verfasser selbst, der es in seinem 25sten Jahre unter sehr ungünstigen Lagen geschrieben hat, das aber vielleicht einer der unmittelbarsten Vorgänger dieses Aufsatzes in Rücksicht der Erläuterung des Laokoons ist: Ramdohrs Werk über Malerey und Bildhauerkunst in Rom. Man vergleiche dasjenige, was dort im ersten Theile S. 57 u. f. über diese Gruppe gesagt wird. Man wird finden, daß nach den dort befindlichen Bemerkungen die Stellung des Vaters durch den Biß zunächst motivirt wird: daß das innere Angstgefühl neben dem körperlichen Schmerze den Ausdruck bestimmt: daß der jüngste Sohn, als ganz umklemmt von der Schlange, als ermattet, zusammensinkend, oder gekrümmt vor Schmerz, und nur mit schwacher Hand den Kopf der Schlange abwehrend, der ältere hingegen zwar als umwunden, aber nicht als beklemmt, und nur von Schrecken und Angst leidend, dargestellt wird.

Worin liegen denn nun die neuen Bemerkungen des Herrn von Göthe? worin weicht er von seinem Vorgänger ab?

1800. Erstlich darin, daß die Schlange nicht ganz in diejenige Stelle einbeißt, worin die vorige eingebissen haben soll. Einmahl zugegeben, was Rec. nicht prüfen kann, da er die Statue nicht vor sich hat, wird die Bewegung des Körpers durch den gegenwärtigen Biß nicht hinlänglich motivirt? Ist die Stelle, wo Laokoon durch diesen Biß angegriffen wird, nicht gleichfalls höchst empfindlich für jeden Schmerz?

Zweytens. Nach Herrn von Göthe soll der Punkt des Bisses die einzige sinnliche Ursache der körperlichen Bewegung seyn. Herr von Ramdohr rechnet dahin zugleich die Abwehrung der Schlangen. Der Augenschein mag entscheiden! Suchte sich Laokoon nicht loszuwickeln, und die weiteren Umwickelungen abzuhalten, so würde die Stellung der ausgebreiteten Beine und des ausgereckten rechten Arms nicht motivirt seyn.

Drittens. Herr von Göthe läßt den jüngsten Sohn mit sanfter Hand den Kopf der Schlange zurückdrängen: Herr von Ramdohr mit schwacher Hand. Nach diesem fühlt er schon die Würkung des tödtlichen Bisses unter der Brust: nach Herrn von Göthe beißt die Schlange nicht, sondern sucht noch einen neuen Ring um die Brust zu ziehen. Wir lassen es der Beurtheilung unserer Leser über, ob sanft oder schwach hier der richtige Ausdruck in dem Verhältnisse der Handlung des Sohns gegen die Schlange ist. Aber ob die Schlange gebissen habe, oder nicht? das wird wohl der Herr v. Göthe so wenig wie Herr von Ramdohr beweisen können. Die Stellung des Kopfs der Schlange ist keineswegs zu ferneren Windungen hingerichtet: ihre Richtung scheint den verübten Biß zu bestätigen. Doch dieser Kopf ist aller Wahrscheinlichkeit nach mit sammt der Hand restaurirt.

Viertens soll nach Herrn von Göthe diesem jüngsten Sohne die Brust zusammengeschnürt seyn, und die Schlange noch einen Ring um die Brust ziehen wollen.

Diese Behauptung ist offenbar falsch: es verräth auch wenig Künstlersinn, eine solche Umschlingung, die eine Mißgestalt hervorgebracht haben würde, in die Intention des Künstlers zu legen. Die Brust ist frey: nur die Schulter und Arme sind verstrickt.

Fünftens soll der ältere Sohn nach Herrn v. Göthe noch Beobachter, Theilnehmer an den Leiden seines Vaters, Zeuge der Begebenheit seyn, und Hoffnung zur Flucht behalten. Herr von Ramdohr läßt ihn mehr von Schrecken und Angst, als von

würklichem Schmerz und Beklemmung leiden. Unserer Einsicht 1800.
nach gehört sehr viel dazu, daß ein Knabe, der bereits an einem Arme und einem Beine umwunden ist, noch Beobachter, Theilnehmer an dem Leiden seines Vaters und Zeuge der Begebenheit sey. Aber woran sieht denn Herr von Göthe das Alles? In den bildenden Künsten fließen alle zurückweichenden Affekte, sie mögen für uns selbst, oder für Andre empfunden werden, in einander, und die Bestrebung, sich zu retten, läßt sich von der Hoffnung, daß es gelingen werde, in dem stillstehenden Werke gewiß nicht unterscheiden.

Wir wollen aber einmahl annehmen, Herr v. Göthe habe in allen Punkten, worin er von seinem Vorgänger abweicht, den richtigern Blick gehabt; was wird durch die Verschiedenheit der Ansicht gewonnen? Beyde kommen darin überein: der Künstler hat einen höchst interessanten Moment einer Begebenheit gewählt, worin er die Verschiedenheit der Grade des Leidens, die Stufen des Alters und der Empfindungen, die davon abhängen, den deutlichsten, vollständigsten, abwechselndsten Ausdruck motivirte, und zugleich eine große Mannigfaltigkeit in Gestalten, Gebärden und Mienen darbot. Diese gemeinschaftliche Beobachtung giebt denn auch Beyden Veranlassung zu der Lehre für den Künstler, immer auf ähnliche Art die Süjets und die Momente seiner Darstellung zu wählen.

Inzwischen scheint es, der Herr von Göthe habe daran noch nicht genug. Er zieht noch eine andre Lehre aus seinen Bemerkungen. „Der höchste pathetische Ausdruck, den die Künste darstellen können, schwebt auf dem Uebergange eines Zustandes zum andern. Dieß zeigt besonders Laokoon, indem Streben und Leiden bey ihm in einem Augenblicke vereinigt sind."

Nach unsrer Ueberzeugung sind die nachbildenden Künste keines wahren Pathos fähig, der auf allmähliger Fortschreitung der Leidenschaft bis zu einem hohen Punkte, worin sie sich in ihrer größten Kraft äußert, beruhet. Ein stillstehendes Werk ist völlig ungeschickt uns mit sich fortzuschleifen, und uns in den Grad, ich will nicht sagen der Illusion, sondern der Selbstverwandlung zu versetzen, daß wir uns von der dargestellten Person nicht mehr trennen, und an ihrer Stelle zu stehen und zu leiden glauben. Aber gesetzt, die Ideen, die wir zu dem stillstehenden Werke hinzubringen, könnten diese Würkung hervorbringen; warum

1800. sollen Ugolino im Hungerthurme, warum der sterbende Fechter, Tochter oder Sohn der Niobe, nicht gleichen Anspruch darauf haben? Ist aber die Empfindung des Bisses der Schlange wohl ein recht bestimmter Uebergang von einem Zustande in den andern für die nachbildenden Künste? Ist sie nicht ein bloßer Fortsatz der vorigen Empfindungen? Können ängstliches Abwehren und vorausgesehener körperlicher Schmerz für sichtbare Contraste in dem stillstehenden Werke gehalten werden? Euridice, die im fröhlichen Fortschreiten von einer Schlange gebissen wird, würde ein schicklicheres Beyspiel seyn. Sie wird in dieser Absicht von dem V. angeführt; aber um ihr den Laokoon an die Seite zu stellen, müßte dieser in dem Momente dargestellt seyn, worin er von den ihn überfallenden Schlangen aus völliger Ruhe aufgeschreckt wird. Wir zweifeln aber, daß ein geschmackvoller Bildhauer so wenig dieß Sujet als die Euridice zur Ausführung wählen würde. Der Ausdruck eines solchen Uebergangs aus dem Frohsinn, oder aus der Ruhe, zum heftigsten Schmerze müßte zur Carricatur werden.

„Die bildende Kunst, heißt es ferner, wird, sobald sie einen pathetischen Gegenstand wählt, denjenigen ergreifen, der Schrecken erweckt, da hingegen die Poesie sich an solche hängt, die Furcht und Mitleiden erregen". — Wie leicht können Sätze dieser Art den jungen Künstler in die Irre führen? Geradezu dürfen wir behaupten, daß ein Werk der bildenden Künste, das Schrecken erweckt, eo ipso ein unzweckmäßiges Kunstwerk sey. So lange wir diese Würkung bey seinem Anblicke spüren, sind wir aller Empfindung des Schönen unfähig. Der Schrecken kann in den bildenden Künsten nur durch Ekel und Widerwillen hervorgebracht werden. Sonst bringt die Figur, im Leiden dargestellt, nur Staunen, und höchstens wehmüthiges Mitleiden hervor: und auch dieß nur mittelbar durch die Erinnerung, nicht durch den sinnlichen Eindruck.

Der Milo ist nicht darum ein schlechtes Süjet für die Bildhauerkunst, weil er in einem hülflosen Zustande dargestellt wird, denn darin befinden sich der sterbende Fechter und einige Söhne der Niobe gleichfalls, sondern weil er sich ohne Verzerrung der Gesichtszüge und Verdrehung der Glieder schwerlich darstellen läßt.

Am Ende des Aufsatzes erklärt Herr von Göthe die Darstellung der Begebenheit des Laokoon beym Virgil für ein rhetorisches Argument, die Thorheit der Trojaner zu entschuldigen,

welche das hölzerne Pferd in die Stadt brachten. Er bezweifelt, 1800.
ob das Süjet überhaupt ein poetischer Gegenstand sey? Es wäre uns lieb gewesen, diesen paradoxen Satz von dem Herrn von Göthe weiter ausgeführt zu sehen, da wir in Rücksicht seiner Paradoxe in der Kritik über die bildenden Künste nur mit dem Prinzen in der Emilia Galotti wünschen können: seine Kunst in andern Gegenständen zu bewundern.

Wunder nimmt es uns, daß Herr von Göthe sogar nichts von der Weisheit des eigentlichen Bildhauers gesagt hat, der sein Süjet so zu behandeln wußte, daß von der körperlichen Schönheit der Figuren in den랑ptttheilen nichts verloren ging. Noch mehr aber wundert es uns, daß er seinem Aufsatze einen Kupferstich von der Gruppe des Laokoons im Umrisse hat beyfügen lassen können, der auf eine unverschämte Art verzeichnet ist, und die nachtheiligsten Vermuthungen wider die praktischen Kenntnisse des Verfassers in dem Haupttheile der Kunst, in der Zeichnung, erwecken muß. —

Dritter Aufsatz.

Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. — Ein Gespräch.

Die Absicht dieses Gesprächs ist: zu lehren, daß ein Kunstwerk nicht wie ein Naturwerk beurtheilt werden dürfe. Der Satz ist an sich sehr richtig; aber so unbestimmt ausgedrückt, ist er immer gefährlich, besonders zu unsern Zeiten, wo man über dem Studium nach einigen Meisterwerken der Alten und Neuern die Natur nur zu sehr vernachlässigt. Die nächste Veranlassung zu diesem Gespräche war die Vertheilung der Dekoration eines Opern-Theaters, worin Zuschauer in die Logen eines amphitheatralischen Gebäudes gemalt waren, und diese wird der gute Geschmack nie gelten lassen.

Die Malerey bildet den Menschen mittelst eines stillstehenden Scheines nach, und wenn sie damit in eine Scene hervortritt, wo sich der wirkliche Mensch bewegt, so hat der Zuschauer Recht sich für geäfft zu halten. Sie bringt Tod zwischen Leben.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1800, 63. Band, 1. Stück, pag. 61—81 und 92—93.

1800.

Französische Literatur.

Hermann et Dorothée, en neuf chants, poëme allemand de Goethe, traduit par Bitaubé, membre de l'institut national de France etc. De l'inprimerie de Didot jeune, Paris, Treuttel et Wurtz, Strasbourg. 250 S. 18mo. Die Übersetzung dieses Gedichtes ist in die Hände eines geschickten und mit dem Geiste der deutschen Literatur nicht ganz unbekannten Mannes gefallen, der den deutschen Charakter desselben wenigstens nicht zu vertilgen gesucht hat. Ein Gedicht, wie dieses, in Prosa, wird zwar ein ewiger Widerspruch bleiben, den nur eine Nation zu ertragen vermag, dessen Poesie dem Gebiete der Prosa oft so nahe liegt, daß die Gränzen in einander fließen, und dessen lockere Versification mit allzuweniger Schwungkraft begabt ist, um den Geist in den Regionen der idealen Welt zu erhalten.

(Folgen Beispiele der Übersetzung.)

Die Bemerkungen, welche der Übersetzer in der Vorrede über dieses Gedicht macht, gehen nicht sehr tief. Er bemerkt, daß der Verf. selten in seinem eignen Nahmen spreche, daß das Gedicht, wie die Homerischen, größtentheils dramatisch sey; daß der Dichter noch mehr thue, als Horaz verlange, indem er nicht bloß den Leser in medias res, non secus ac notas, reiße, sondern die Exposition durch die handelnden Personen selbst machen lasse; daß er den Leser durch treue Schilderung der Sitten und Gebräuche in die Scene der Handlung versetze u. s. w. Besser als diese bloß von dem Äußern hergenommenen Bemerkungen, ist Folgendes: „Wenn man bloß nach der Einfachheit des Stils und der naiven Darstellung der Leidenschaften urtheilen wollte, so würde man dieses Gedicht für ein Überbleibsel aus dem entfernten Alterthum halten. Der Gegenstand ist höchst einfach, aber der Geist des Verfassers hat ihn fruchtbar und groß zu machen gewußt. — Die Naivität (ingénuité) der Charaktere Dorotheens, Hermanns und seiner Mutter rühren das Gemüth. Diese Naivität entspringt aus der Reinheit und Einfachheit ihrer Sitten, wovon man ein merkwürdiges Beyspiel in dem Geständniß findet, welches Dorothee in Gegenwart der Familie und Freunde Hermanns in einem Augenblick ablegt, wo eine lebhafte Rührung ihr Gemüth bewegt hat. — Der Dichter besitzt die Kunst, den Leser abwechselnd zu

rühren und zu belustigen, ohne daß das eine dem andern schade; 1800.
ja es finden sich in seinem Gedichte mehrere Stellen, welche beyde Wirkungen beynahe zu gleicher Zeit hervorbringen, wie z. B. die Erzählung des Apothekers im ersten Gesang, in welcher der pathetische Stoff durch den Charakter und den Ton des Redenden einen komischen Anstrich bekommt. Solche Stellen erregen, um mich eines homerischen Ausdrucks zu bedienen, ein mit Thränen vermischtes Lächeln."

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1800, 64. Band, 2. Stück, pag. 298, 303—304.

Propyläen. Eine periodische Schrift, herausgegeben von Göthe. Erster Band. Tübingen, bey Cotta. 1798. Zweyter Band. 1799. Jeder Band zwischen 20 und 22 Bogen. 3 Rthl. 8 gl.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Wir haben uns auf eine allgemeine Inhaltsanzeige eingeschränkt; aber hoffentlich wird sie hinreichen, um sowohl die Reichhaltigkeit als Tendenz eines Journals zu bezeichnen, das, wie wir wünschen, unter glücklichen Auspicien seinen Anfang genommen haben mag. Da es nicht blos das Theoretische, sondern auch das Praktische behandelt, und nicht bloß die Werke verstorbener, sondern auch die Versuche lebender Meister betrachtet, und den Grundsätzen, die es verbreitet, und den Kritiken, die es aufstellt, durch einen ebenso deutlichen als liberalen Vortrag, Eingang zu verschaffen sucht: so wäre es ein wahrer Verlust für die Kunst, wenn es nicht recht lange bestehen und die Wirkung hervorbringen sollte, auf die es berechnet ist.

So.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1800, 55. Band, 2. Stück, pag. 302—304.

1800. * * *

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen,
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen:
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollo's goldner Tag nicht mehr ergötzen.

Der lockt kein frisches Grün aus dürren Klötzen,
Man haut sie um, wo Feurung ist vonnöthen.
Einst wird die Nachwelt all die Unpoeten
Korrekt versteinert sehn zu ganzen Flötzen.

Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
Und, Todte selbst, begraben sie die Todten.

Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.*)

August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel, Athenaeum, Berlin, 1800, 3. Band, 2. Stück, pag. 343, 344.

---

*) Verfasser: August Wilhelm Schlegel.



1801.

Berlin, b. Unger: Göthe's neue Schriften. Dritter Band. 364 S. Vierter Band. 394 S. Fünfter Band. 371 S. Sechster Band. 507 S. 8. 1795 u. f. 1801.

Auch unter dem Titel:

Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman, herausgegeben von Göthe Erster bis vierter Band.

Ebendaselbst: Göthes neue Schriften. Siebenter Band. Mit Kupfern. 1800. 380 S. 8.

Bey einer Recension eines Werks, wie Wilhelm Meister, welche eben jetzt, weder früher noch später, erscheint, findet sich der Kritiker nothwendiger Weise in einiger Verlegenheit. Er hat den Beruf nicht mehr, es bey dem Publikum einzuführen, und doch ist er noch nicht da, wo er versuchen könnte, Organ einer spätern Nachwelt zu seyn; ihn stört in der Stimmung, welche zu einem solchen Versuch erfoderlich wäre, die mit seinen eigenen Gedanken über das Werk verwebte Kenntniß und Beurtheilung dessen, was seine Mitwelt davon denkt.

Ein Standpunkt wird ihm jedoch eben dadurch angewiesen, der seinen großen Werth hat. Er betrachtet an einem so ausgezeichneten Werke die Eindrücke, welche dasselbe seit seiner Erscheinung gemacht hat, und dieses lehrt ihn, welchen Gewinn Geschmack und Kunst bereits davon gezogen haben mögen, und

1801. aus der Fülle eines unendlichen Kunstreichthums hervorgebracht, von höchst mannichfaltigem Interesse durch ihren Ursprung aus der Wirklichkeit, die aber nicht wie Wirklichkeit selbst und in der That noch weniger wie unmittelbare Abbildung der Wirklichkeit, zu beurtheilen waren.

Die besten Romane haben auch die gebildeteren Leser an Porträtmalerey gewöhnt. Göthe hatte freylich seine Originale, wie Richardson, wie Fielding, wie jeder andere mit Recht bewunderte Romandichter; aber in dem Uebergang vom Anschauen zur Darstellung war die Menschenkenntniß, der Beobachtungsgeist und jede andere Eigenschaft, welche jene Schriftsteller auszeichnet, bey ihm der Phantasie, dem poetischen Genie untergeordnet. Wir sagen untergeordnet, denn daß Wilh. Meister einen Schatz der tiefsten Menschenkenntniß und der feinsten Beobachtung enthält, möchten wohl seine entschiedensten Gegner selbst nicht leugnen: nur vermissen diese die Stellung, die Mischung, die Beziehung, welche eine solche Menschenkenntniß und Beobachtungsgabe sonst im Roman zu haben pflegt, und die hier dem poetischen Werthe aufgeopfert sind.

Wo dagegen dieser Werth lebhaft empfunden wird, da füllt die unnachahmliche Darstellung jede Lücke in der Wahrscheinlichkeit des Romans aus, unterwirft unbedingt jeder Willkür des Verfassers, verhüllt jeden Fehler, und schafft sogar die Fehler zu eigenthümlichen Schönheiten um. Sie regt Ideen von Zusammenhang und Bedeutung auf, von denen nicht bestimmt werden kann, ob sie in das Werk hineingelegt, oder darin erkannt werden — gerade wie die Natur selbst, als Gegenstand des Gefühls und Verstands: sie, die volle, lebendige Natur, ist darum keineswegs todt und leer. Aber jene Behandlung des Wilh. Meisters verfällt auch in den Fehler, endlich bloß subjectiv zu seyn, und es hat hier mystischen Unfug, Commentatorsmisbräuche gegeben, die der Kunst nicht weniger schadeten, als ähnlicher Unfug und ähnliche Misbräuche der Religion geschadet haben, die, wie jene, nützlich durch historische Kritik widerlegt werden können.

Um über Wilh. Meisters Lehrjahre nicht in schwärmerische Verirrungen zu gerathen, braucht man nur eine Thatsache, die vielleicht nicht allgemein bekannt ist, in Betracht zu ziehen. Lange vor ihrer Erscheinung wußten viele Personen um das Daseyn eines Werks von Göthe, das diesen Titel führte, und seit

vielen Jahren, also von der Jugendzeit des Vfs. her, unvollendet 1801.
im Manuscript existire. Es bedarf keines hohen Grads von Kennerschaft, um zu urtheilen, daß jener Wilh. Meister sehr wesentliche Aenderungen erfahren haben muß, um die Form zu erhalten, unter welcher wir ihn jetzt besitzen. Ein sehr großer Vortheil für die Kritik wäre es, wenn man auch den alten Meister kennte, wie man den alten und den neuen Werther kennt. Allein das Factum giebt a priori einen hinlänglichen allgemeinen Aufschluß über die häufigen Vernachläßigungen der Handlung des Romans, über die auffallenden Ungleichheiten im Fortgang derselben, über die lockere Verbindung zwischen mehrern ihrer Theile, über die Fäden, welche der Dichter angeknüpft zu haben schien, und die er in der Folge liegen ließ. Dieß alles hat arge Steine des Anstoßes für die Gegner des Wilh. Meisters, und treffliche Steckenpferde für seine Enthusiasten gegeben; ohne Zweifel aber sind es lauter nothwendige Bedingungen, oder wenigstens natürliche Folgen, der Ueberarbeitung und Vollendung eines jugendlichen Werks im reifern Alter. Dem Geiste nach hat der Dichter hier die beiden äußersten Epochen seines Genius auf das Glücklichste an einander zu knüpfen gewußt; aber für das Materielle mußte er zuweilen sich behelfen, zuweilen spielte er, im leichten Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit, mit dem widerspenstigen Stoff.

Statt mit der Pedanterey zu rechten, welcher Jenes keinen Ersatz für dieses giebt, wird es ein fruchtbares Geschäft seyn, wenn wir dem Geheimniß jener geistigen Einheit, jener so vielumfassenden Vollkommenheit der Darstellung, welche Wilh. Meisters Lehrjahre in vielen Stücken neben, und in einigen über die vorzüglichsten Kunstwerke aller Zeitalter und Sprachen stellt, auf die Spur zu kommen suchen.

Der gewöhnliche Roman — wenigstens wollen wir der Kürze wegen, eine Gattung so nennen, in welcher sich dennoch sehr vorzügliche Talente hervorgethan haben — verträgt sich mit mehreren verschiedenen Formen, z. B. mit der epistolarischen, der autobiographischen, ja selbst der dialogischen, und diese Formen bewirken mehr oder weniger eine dramatische Lebendigkeit und Nähe der Gegenstände, aber ohne das Kunstmäßige, welches innerhalb der Gränzen des Drama's liegt. Man könnte die Romane in Briefen, oder in Autobiographien, erfundene Actenstücke, und ein vorzügliches Geschichtwerk eher als einen solchen Roman ein Werk

1801. der Kunst nennen. Aber für den Roman, als eine bestimmte poetische Gattung, paßt schlechterdings nur eine Form: die erzählende, und in dieser Form nur ein Ton: der Ton einer moralischen Person, in welcher die handelnden Personen existiren, und die außerhalb derselben existirt. Der Roman, in diesem Sinne, ist bürgerliche Epopee: er unterfängt sich nicht, gleich dem eigentlichen Heldengedicht, das Organ einer Muse zu borgen; aber die erzählende Person vertritt ihm die Stelle der Muse des Heldengedichts, und hat auch ihren Theil von Göttlichkeit.

Nun bietet uns Wilh. Meister Form und Ton des Romans in höchster Vollkommenheit dar, und zuverlässig liegt darin das Wesen jener Vollkommenheit der Darstellung. Die erzählende Person ist in jeder Zeile gleichsam unsichtbar sichtbar, mit unaufgedrungener Ueberlegenheit bey Charakteren von der Art des Helden der Geschichte, auf gleicher Höhe bey den vorzüglicheren Personen, wie Lothario, Natalie, und einigen anderen, durchaus identificirt bey schlechterdings interessirenden, wie die schöne Seele; nur bey tragischen, wie Mignon, ist es allenfalls, als ob jene Person verschwände, und bloß eine zauberische Erscheinung Schrecken oder Rührung hervorbrächte, die mit dem Schrecken und der Rührung, welche die getreuen Gemälde von Situationen und Verhältnissen der wirklichen Welt in gewöhnlichen Romanen erregen, nichts als den Namen gemein haben.

Wenn der Dichter in einigen Eingängen von Kapiteln, und bey andern Ruhepunkten, sich selbst vernehmen läßt: so erinnert er weit mehr an die berühmten Gesangseingänge des Ariosts als an Fieldings Eingangskapitel, und eben so zeugen auch seine häufigen Gleichnisse von dem epischen Ton, der ihm den Vortheil gewährt, das Lächerliche durch heroischkomischen Anstrich, nicht, wie in der Burleske geschieht, zu verstärken, sondern zu mildern und zu veredeln, und eine gänzliche Abwesenheit der moralischen Beziehung, welche der gewöhnliche Roman, wenn er nicht schlechterdings abentheuerlich ist, auf eine oder die andere Weise immer hat, zu bewirken, an deren Statt aber einen Geist von höherer Weisheit durchgängig lebendig zu erhalten, der weder diesen oder jenen handelnden Personen, noch dem Individuum des Verfassers eigen ist, sondern zu der poetischen Göttlichkeit der erzählenden Person gehört.

An dem Helden dieses Romans haben die unpoetischen Leser

und Kritiker viel Aergerniß genommen. Von den poetischen hingegen schlossen ihn einige, vielleicht durch eine psychologisch zu erklärende Verwechselung des Egoismus, ganz besonders in ihr Herz, und wollten ihm mehr Respect erwiesen wissen, als es jemals die Meynung des Dichters war. Nie wurde es Cervantes und Voltaire'n von den Lesern des Don Quichote's und des Candide's übelgenommen, daß jener ein Narr und dieser ein Pinsel ist; eben so wenig fanden sich bis jetzt Kunstverständige, welche zu behaupten unternommen hätten, daß Don Quichote im Ernst ein weiser Junker, und Candide ein besonders gescheiter Junge sey. Es wäre also unbegreiflich, wie der unnachahmliche Ton von milder Persiflage, mit welchem der Charakter des Wilh. Meisters durchaus behandelt ist, noch solche Mißverständnisse zulassen konnte, wenn nicht die mit dem Edeln und Zierlichen so leicht wie mit dem Komischen, und selbst mit dem Komischen edel und zierlich umgehende Fantasie des Dichters zu diesen verschiedenen Irrthümern Anlaß gegeben hätte. 1801.

Einem Neuling von regem Gefühl und Verstand begegnet mehr Interessantes als einem andern, und was ihm begegnet, sey es Edles im Umgang mit edeln Menschen, oder Gemeines im Verkehr mit gemeinen, hat mehr Interesse als wenn es einem andern begegnete! Jenes veredelt ihn, und er veredelt dieses; immer aber ist er fast mehr Gelegenheit als Held der Handlung.

Wie Wilh. Meister sich selbst betrachtet und darstellt, wenn er mit der Erzählung seiner ersten kindischen Versuche in der Schauspielkunst seine Geliebte einschläfert, so wird er überhaupt vom Dichter betrachtet und dargestellt. Gerade dieser so zu behandelnde Charakter war es, welcher als Hauptperson dieses Romans dessen hauptsächlichste Tendenz, wechselsweise die Kunst als Symbol des Lebens, und das Leben als Symbol der Kunst aufzustellen, am besten befördern mußte. Der Dichter scherzt mit ihm, und läßt seine vorzüglicheren Personen mit ihm scherzen; aber sowohl er als diese Personen sind ihm doch hold, und wenn Leser, die keinen Scherz verstehen, es ihm nicht auch sind: so ist dieß in der That nicht des Dichters Schuld. Die komischen Situationen, in denen er ihn erscheinen läßt, z. B. wenn er mit dem Fürsten ausführlich von Racine's Verdiensten zu sprechen beginnt, wenn er sich gerüstet hat, der Gräfin vorzulesen, setzen

1801. ihn nicht herab: es würde uns nicht verdrießen, sondern wir würden lächeln, wenn wir einen jungen Freund, wenn wir selbst einen Sohn, in solchen Situationen wüßten. Das bürgerlich Sündliche seines Herumschweifens verliert sich in dem poetischen Geist, in der auch über bürgerliche Verhältnisse leichthin schwebenden Ueberlegenheit der erzählenden Person, und wenn die Lebhaftigkeit des Interesses an dem, was ihm wiederfährt, an Personen, die sich in naher Berührung mit ihm befinden, die Aufmerksamkeit so fixirt, daß das wellenartige Spiel seiner Launen zuweilen einen unwohlthätigen Eindruck macht: so möchte dieses doch kaum dem Dichter zum Vorwurf gereichen können. Besonders trifft jener Fall mit Mignon ein: konnte aber die ursprünglich dem Tode geweihte Mignon den jungen Menschen, welcher leicht im Leben fortschreitet, mehr aufhalten, als sie es thut?

Im letzten Bande ist Wilh. Meister freylich mehr Held des Romans als in den vorigen, allein eben dieß ist nicht das Vorzüglichste an diesem Werke. Ob die Ordensgeschichten, und überhaupt der ganze Theil der Handlung, wo es auf die Entwickelung losgeht, ohngeachtet des vorzüglich reichen Aufwands von Lebensweisheit und feiner Beobachtung, der den ganzen vierten Band charakterisirt, ob unter anderm Lothario's Skrupel in der Geschichte mit Theresen, ob auch der Stillstand in der Mitte des dritten Bands, wo die Bekenntnisse der schönen Seele eingeschaltet sind, ohngeachtet des unbegreiflichen psychologischen Verdienstes dieser Episode — ob dieß alles zu den Räthseln gehört, zu denen wir oben einen allgemeinen historischen Aufschluß in der frühen Existenz und der spätern Erscheinung von Wilh. Meisters Lehrjahren zu finden glaubten, das läßt sich freylich überhaupt nicht geradezu entscheiden; und am wenigsten von dieser oder jener bestimmten Stelle, hat aber im Ganzen vielen Anschein.

Der Gang der ersten drittehalb Bände, von denen man annehmen kann, daß ihnen für die Anlage und die Ausführung noch am meisten von dem ersten Werke zurückgeblieben seyn mag, begünstigt diese Hypothese. Auch dort erscheint zwar zu Anfang Wilh. Meister ganz als Held des Romans. So wie aber nach dem unglücklichen Ausgang seiner ersten Liebe der Moment seiner Reise und ihrer zerstreuenden Wirkungen eingetreten ist: so breitet sich die Aussicht ins Unendliche aus; die Bühne füllt

sich nach und nach mit Personen, die man weniger um Wilh. 1801.
Meisters willen da glaubt, als Wilh. Meister um ihretwillen da zu seyn scheint. Jener Theil des Romans erscheint als eine Vorrichtung, um in der Hauptperson gleichsam einen Spiegel aufzustellen, in welchem sich das menschliche Leben besonders kunstreich spiegeln würde. Je weiter man fortliest, destomehr gewöhnt man sich, theils nicht abzusehn, wie das ein Ende nehmen werde, theils, ohngeachtet der Spannung, welche die Begebenheiten und die Schicksale erregen, nicht einmal, wie bey gewöhnlichen Romanen, nach einem Ende zu verlangen.

Freylich sind in diesem Bilde des Lebens, so wie wenigstens das Werk jetzt beschaffen ist, die Lehrjahre des jungen Menschen, der uns die Gelegenheit giebt es zu betrachten, enthalten, und jene Eindrücke sind eine Illusion, durch Zauberey der Kunst hervorgebracht. Wilh. Meisters Charakter ist ausdrücklich der eines Lehrlings. Jener Theil des Romans, der durch die ersten drittehalb Bände fortläuft, ist, während er jene Illusion erfreulich hervorbringt, daneben auch noch zur Vorbereitung einer endlichen Meisterschaft des Lehrlings ausnehmend schön angelegt; auch im vierten Bande paßt Werners Vergröberung, und der naive Eindruck, den die entgegengesetzte Revolution an seinem Freunde auf ihn macht, gehalten gegen diese beiden Figuren, wie sie im ersten Bande zusammen erschienen, sehr glücklich in diesen Gedanken des Werks — allein einer solchen Anlage, mit Beybehaltung auch jenes Zaubers, bis zur Entwicklung getreu zu bleiben, war eine Aufgabe, die vielleicht über die Möglichkeit der Kunst ging, oder zu deren vollkommnen Auflösung vielleicht eine andere, nicht in zwey entfernte Epochen zerfallende Geschichte des Werks gehört hätte, und der Dichter bedeckte mit den kostbarsten Schätzen seiner höchsten Bildung die Nichtüberwindung der Schwierigkeit.

Natürliche Magie ist es, was als Wirkung der Form und des Tons, und als Höchstes eines der höchsten Dichtergenies, durch die Situationen, die Charaktere dieses Romans, so allgemein, zu Hervorbringung so seltener Effecte, verbreitet ist, und eben diese natürliche Magie mag es seyn, was nicht in gleicher Vollkommenheit bis zu einer Romans-Entwickelung durchgeführt werden konnte. Wo es zum Ende der Geschichte geht, wird alles gewöhnlicher, und tritt in den engern Kreis der Wahrscheinlichkeit, ohne ihn zu erfüllen, und die Figuren, die wir

1801. lieber verschwinden sähen, sitzen oder stellen sich zur Schlußgruppe.

Wohl uns, daß wenigstens Mignon nicht mehr unter ihnen ist — sie, so ganz besonders das Werk jener natürlichen Magie, eine auf immer einzige Geburt des Genies, in welcher die schärfste Individualität und die reinste Phantasie zum unnachahmlichen Ganzen vereint sind: eine Erscheinung, und doch die bestimmteste Gestalt, die jemals gezeichnet ward. Hier ist in der That die furchtbare Grazie, welche die englische Kritik, um Worte verlegen, mit denen sie gewisse Eigenthümlichkeiten von Shakespear's Genie taufen möchte, zur Bezeichnung derselben weniger glücklich erfand. Eine zweyte Person entsprang neben Mignon im Geiste des Dichters aus demselben Element. Aber Mignon hat dem Harfner geschadet. Dieselbe Kühnheit konnte nicht zugleich zum zweytenmal gelingen: wir können mit dem verschwiegenen Andeuten der einsamen Stunden, welche Wilh. Meister und der Harfner mit einander zubringen, nicht wohl sympathisiren, und das Schreckliche dieses Menschen hat für uns nicht das Leben, das, so phantastisch es auch seyn möchte, uns doch Freude am Schauder, am Widerwillen selbst, empfinden ließe, das uns einen Schatten von jenem überschwenglichen Interesse gäbe, welches die so unendlich phantastische, und doch so innig an jede Faser des Herzens sich schließende Mignon einflößt.

Gewiß interessirt uns an Mignon auch das unglückliche Mädchen, aber in einem unverschuldeten Schicksal, das schon in der Knospe die Blüte der Mädchenhaftigkeit in und an ihr zerstörte, liegt eben ihr Unglück, und so mußten wir dieses Bild von der schönen Galerie weiblicher Figuren absondern, in welcher Göthe sein in diesem Fache, zu seiner und der Weiblichkeit wechselseitiger Ehre, in ganz besonderem Glanze erscheinendes Darstellungsgenie hier wieder an den Tag gelegt hat. Mariane ist liebenswürdig bloß durch Liebe, während von Aurelien das schöne Wort gesagt ist: „Ach sie war nicht liebenswürdig wenn ich sie liebte, und das ist das größte Unglück, was einem Weibe begegnen kann!“ Natalie und Therese sind einander so ungleich, und erschöpfen zusammen das Schönste und das Beste der weiblichen Natur. Auch Philine, ein fast so kühnes Wagstück als Mignon. Philine hat in ihrer Unart, in ihrer Frechheit, sogar Ausdruck des Geschlechts, und verletzt die Heiligkeit des Geschlechtes nicht,

weil insofern die Schuld Kenntniß und Unterscheidung des Uebels 1801.
voraussetzen würde, ihre niedrigere Natur wirklich Unschuld mit sich führt. Selbst Barbara hat ihren rührenden, poetischen, und vollkommen natürlichen Augenblick, und die Weisheit, die der Dichter in einigen Stellen ihrer Unterredung mit Meistern im vierten Band gelegt hat, gehört unter die nicht seltenen Züge dieses Romans, die es um der Moralität wie um der Kunst willen bedauern lassen, daß man in Wilh. Meisters Lehrjahren bey solcher Weisheit noch Moralität vermissen konnte.

Es ist ein tiefer und neuer Blick in die edle weibliche Natur, zu welchem ein minder großer Dichter schwerlich uninteressirt genug gewesen wäre, daß Göthe seine Natalie und seine Therese zu unpoetischen Wesen gemacht, einen Kaltsinn, fast einen Widerwillen gegen die Kunst in ihre Charaktere gelegt: durch das inwohnende Schickliche, Zierliche, Schöne wird ihnen das gemachte entbehrlich.

Eine nähere Zergliederung der Charaktere, der Ideen, der einzelnen Schönheiten dieses Werkes würde nicht mehr in unsern Gesichtspunkt passen. Eine Bemerkung noch, und wir glauben diesen erschöpft zu haben. Nicht Bündigkeit, nicht Energie, sondern ein lieblich nachlässiger Fluß der Rede gehörte im Ganzen zu der Form und dem Ton, welche den Wilh. Meister zu dem klassischen Werke stempelten, das wir an ihm besitzen. Nur selten hätte die liebliche Nachläßigkeit durch eine geringe Feile nicht verloren, wie B. 4, S. 339: „als das Kind mit blutigen Haaren, „mit der zärtlichsten Sorgfalt für mein Leben besorgt war, „dessen frühzeitigen Tod wir nun beweinen."

Noch seltener sind die Stellen an denen ein gesunder Geschmack, ohne ekel zu seyn, sich stoßen könnte, wie an dem Vergleich B. 1. S. 147: „Wilhelm entfernte sich von seinem Freunde „verdrießlich und erschüttert, wie einer, dem ein unge„schickter Zahnarzt einen schadhaft festsitzenden Zahn „gefaßt, und vergebens daran geruckt hat."

Welche Mikrologie wäre kleingeistisch genug, um bey so kleinen, so wenigen leicht wegzublasenden Flecken eines großen Gemäldes zu verweilen, wovon schon eine einzige Figur wie folgende durch Zeichnung und Colorit alle Aufmerksamkeit abziehn müßte. Es ist Mignons Situation am Ende des ersten Bandes, eine der lebendigsten, rührendsten, und originellesten Schilderungen, die je von einer leidenschaftlichen Gemüthsstimmung gegeben worden.

1801. „Nichts ist rührender, als wenn eine Liebe, die sich im Stillen genährt, eine Treue, die sich im Verborgenen befestiget hat, endlich dem, der ihrer bisher nicht werth gewesen, zur rechten Stunde nahe kömmt, und ihm offenbar wird. Die lange und streng verschlossene Knospe war reif, — und Wilhelms Herz konnte nicht empfänglicher seyn. Sie stand vor ihm und sah seine Unruhe. — Herr! rief sie aus, wenn Du unglücklich bist, was soll Mignon werden? — Liebes Geschöpf, sagte er, indem er ihre Hände nahm, Du bist auch unter meinen Schmerzen — ich muß fort. Sie sah ihm in die Augen, die von verhaltnen Thränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor ihm nieder. —"

u. s. w.

Ist jemals die Pantomime einer Leidenschaft durch die Sprache eines Dichters wahrer, naiver und inniger dargestellt worden? Wie lösen sich alle Uebergänge so überraschend, und doch so rein und richtig auf! Und wo hat wohl die Malerey ein Beywerk schicklicher und angemeßner genutzt, als hier der große Seelenmaler das zufällig eintretende Harfenspiel des Alten nutzt, um uns von dieser alle Nerven des sympathetischen Gefühls bewegenden Scene allmälich zur sanftesten Ruhe des Wohlbehagens zurück zu führen!

Der siebente Band enthält eine Anzahl Lieder, Balladen und Romanzen, Elegien und Epigramme, die größtentheils schon in den Horen, in den Schillerschen Musenallmanachen, oder anderwärts gedruckt waren, hier aber zum Theil verbessert erscheinen. —

Allgemeine Litteratur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1801, 1. und 2. Januar.

Achtzehnter Brief.

Am 6ten Januar 1801.

Neujahrs-Taschenbuch von Weimar auf das Jahr 1801, herausgegeben von Seckendorf.

— Reichten berühmte Nahmen hin, ein Werk vortrefflich zu machen, so wäre das vorliegende das vortrefflichste, das jemals

in Deutschland erschienen ist. Der Herausgeber benutzte seinen 1801
Aufenthalt im Deutschen Athen, und seine gesellschaftlichen Verbindungen, von einer Menge wohl- hoch- und höchstberühmter Schriftsteller Beiträge zu erbitten, und fand Gewährung. Mit Göthens Namen fängt das Büchelchen an, und endigt sich damit; zwei andre, wenigstens nach meinem geringen Ermessen, noch ehrenwerthere Namen verstecken sich hinter den Buchstaben W. und B., und unter den übrigen, die entweder ganz ausgeschrieben da stehn, oder nur angedeutet wurden, ist fast kein einziger, der dem Publikum nicht auf irgend eine Art lieb wäre. Das ist aber auch das Beste, was sich von diesem Taschenbuche sagen läßt. Die meisten Mitarbeiter fertigten den Bittenden mit bloßer Artigkeit ab; das heißt: sie gaben; aber was sie gaben, besteht meistentheils aus Kleinigkeiten, dergleichen wohl auch einem großen Manne einmal entfallen, doch ohne daß er sich die Mühe nimmt, sie aufzuheben. So entstand denn ein Werkchen, über das die literarischen Schamanen freilich bald eins seyn werden, — denn sie finden die Göttlichkeit ihres Lama in jeder Flocke seines Bartes, die sie erhaschen: — das aber die Recensenten in einige Verlegenheit setzen wird. Selbst die gewandtesten Meister im kritischen Eiertanze möchten es bey diesem Taschenbuche gar zu schwer finden, ein paar Seiten durch zu sprechen, ohne etwas zu sagen. Loben sie die Beiträge in einem nur etwas hohen Tone, so setzen sie ihre Autorität aufs Spiel; und beugen sie sich vor den Namen, so ist es fast unmöglich, nicht zu gestehen, daß die Sächelchen, unter denen sie hier wenigstens angedeutet wurden, ihrer nicht würdig sind.

Dem Himmel sey Dank, ich bin nicht in dieser Verlegenheit. Sie wissen, daß mir ein Nagelschnitzel, und gehörte er dem Olympischen Jupiter, immer nur ein Nagelschnitzel ist, und daß ich den Grundsatz habe, das Rechte nach bestem Vermögen zu thun, auch wenn es den Göttern mißfiele: — eine Maxime, die im Grunde viel kecker aussieht, als sie wirklich ist; denn was so von recht göttlicher Natur ist, dem mißfällt das Rechte nie. —

Den Anfang macht „Paläofron und Neoterpe, ein Festspiel", das heißt ein allegorisches Gelegenheitsstück. Die neue Zeit, ein junges Weib, mit zwei Kindern, Gelbschnabel und Naseweis, an der Hand, flieht zu einem Altare. Ihr Oheim, die alte Zeit, ein Greis, den zwei feiste Männer, Griesgram und Haberecht,

1801. begleiten, verfolgt sie; und da er sie in dem Asyle nicht angreifen darf, setzt er sich vor dasselbe hin, sie zu belagern. Sie unterhandeln mit einander, und werden endlich eins, sich zu versöhnen. Er schickt seine Ruprechte, sie ihre „Schätzchen" fort; sie treten zu einander, wechseln ihre Kränze, und reichen sie endlich der Fürstin, der zu Ehren das Stück verfertigt ward, als Festtagsgabe dar.

Dieses Festspiel, das manchem ziemlich lahm ersonnen scheinen wird, ist von Göthe. Der lobenswerthe Zweck desselben ist, wie Sie sehn, die Empfehlung einer weisen Lehre, nehmlich, das Alte nicht unbedingt, weil es alt ist, mit Starrsinn und Bitterkeit zu vertheidigen; das Neue nicht, bloß als neu, für vortrefflich anzusehn und mit Keckheit aufzudringen: — in Beiden das Gute mit heiterm, unbefangenem Sinn aufzusuchen und es zu verbinden. Es enthält sehr glückliche Züge, besonders charakterisirende: indeß ist es wohl nicht überflüßig, die Herren, die es gradezu für göttlich erkennen, aufmerksam zu machen, welche Aufgaben sie bei der Apotheose vorzüglich zu lösen, die Güte haben müssen.

In Rücksicht des Ganzen: da sich in einer Allegorie, wenn sie anders als Kunstwerk Werth haben soll, jeder Zug auf etwas Wirkliches beziehen muß und ihre Anspielungen verständlich seyn müssen: warum ist die alte Zeit ein Mann, und die neue ein Weib? Wollte der Verfasser den Charakter des Alten und des Neuen überhaupt darstellen, so hätte es grade umgekehrt seyn müssen; denn Rüstigkeit und Kraft ist der Hauptzug des Letzteren: Schwäche und Zanksucht des Ersteren. — Hatte er besonders die Gegenwart im Auge, so scheint diese Personification vollends verkehrt: man sehe nun auf die Politik oder die Literatur, so war der Charakter der Zeit, die man jetzt die alte nennt, ungleich sanfter und gefälliger, als der Charakter der sogenannten neuen. Wollte er etwa dadurch, daß er diese zum jungen, hülflosen Weibe machte, für die neue Zeit einnehmen, welche seine fanatischen Anbeter herbei zu führen vermeinen? Nun, die sieht vollends eher einem ungezogenen Zwiebelkrämer, als einer sanften Schönen gleich.

Warum, ferner, ist die alte Zeit der Oheim der neuen? Wer ist ihr Vater, der Bruder der Vorzeit? Woher kommt das Neue, das nicht aus dem Alten entsteht? — Das scheint keinen Sinn zu haben.

In Rücksicht des Details werden die genannten Herren beweisen müssen, daß Stellen wie die folgende, nicht schief ausgedrückt sind: 1801.

Es habe grade Haberecht darum kein Recht,
Weil er es immer haben und behalten will.

Ein Recht, das man hat, büßt man dadurch nicht ein, daß man es behalten will. Sollte es vielleicht heißen:

Es habe grade Haberecht darum nicht Recht u. s. w.

Ferner werden sie sich die Mühe nicht müssen verdrießen lassen, zu beweisen, daß siebenfüßige Jamben, welche dem unverwöhnten Ohre ihre widerliche Länge lahm, wie eine verwundete Schlange hinzuschleppen scheinen, vortrefflich sind,*) z. B. folgende:

— Und einem jeden gern nach seiner eignen Art erscheint.
Erfahret, welch ein Recht, sie zu verfolgen mir gebührt.

Die Lösung dieser Aufgaben wird um so mehr verdienstlich seyn, da manche durch Geist und Kenntniß und ihren literarischen Rang sehr bedeutende Männer ziemlich laut behaupten: Wenn man Göthens neueste Werke mit seinen ältern, z. B. Wilhelm Meister mit Werther, Herrmann mit Tasso u. s. w. vergleiche, so sey es unverkennbar, daß sein Genius im schnellen Sinken sey; und wenn es so fort gehe, werde der purpurfarbene Imperator-Mantel seines alten Ruhmes schwerlich hinreichen, alle Blößen, die er gebe, zu bedecken. Sicherlich werden diese Leute im Paläokron neue Beweise für ihre Behauptung, und neue Proben von dem hochfahrenden Selbstvertrauen finden, mit dem, wie sie behaupten, Göthe alles was er hinwirft, gut genug für das Publikum halte. Ich hoffe, man werde diese frechen Lästerer heimleuchten, und will anstatt mich länger bei denselben aufzuhalten, Ihnen einen Beweis von Göthens weiser Mildthätigkeit geben. Wahrscheinlich hatten die Herausgeber zweier neuer Zeitschriften ihn zugleich um seine allvermögende Protektion gebeten. Mit echt-christlichem Geiste brach er also den Armen sein Brot, das heißt, er gab keinen ein ganzes. Das Weimarische Taschenbuch

1801. hat den Text des Paläofron, und die Zeitung für die elegante Welt wird das Kupfer dazu liefern. — Ich wünsche der letztern besonders, die, nach ihrem Plane zu urtheilen, interessant werden muß, viel Gedeihen dazu. —

*) „Auch bei den Römern findet man dergleichen.“ Nun, ich will es nicht leugnen, daß dem Plautus schlechte Verse entschlüpft seyn können.

Neunzehnter Brief.

Am 13ten Januar 1801.

— Den Beschluß macht ein Epilog, mit dem die verw. Herzogin von Weimar am 24sten Oktober v. J. nach einer theatralischen Vorstellung angeredet worden ist. Wer diese erhabne und einsichtsvolle Fürstin kennt, verehrt sie innig und tief: — aber was soll das Publikum mit diesem unbedeutenden, salzlosen Gelegenheitsgedichtchen, worin mit ziemlich affektirten Wendungen eigentlich nichts gesagt wird. Es mag in Weimar dieser oder jener Beziehungen wegen interessant gewesen seyn: aber es ist doch wahrlich ein fast bis zur Lächerlichkeit kleinstädtischer Dünkel, eine Gelegenheits-Verselei, die in ein Paar kleinen Oertchen ein Hundert Menschen verstehen, so ohne Umstände dem ganzen Deutschlande aufzubringen! — Und vollends eine Verselei, in welcher eine Maskerade ein bunter Augenschmerz genannt und von durchdrungenen Mienen und knieenden Wünschen gesprochen wird. Da haben Sie das Ganze! Urtheilen Sie Selbst, ob ich unbillig rügte.

An die Herzogin Amalia.

Die Du der Musen reinste Kost gesogen,
Verzeihe diesen bunten Augenschmerz.
Daß maskenhaft wir heut uns angezogen,
Ist auf den Brettern ein erlaubter Scherz.
Und billig bist Du dieser Schaar gewogen;
Denn unter jeder Maske schlägt ein Herz.
O könntest Du enthüllt das Innre sehen,
Es würden Ideale vor Dir stehen.

Verehrung naht sich mit durchdrungnen Mienen*) 1801.
Und Dankbarkeit mit frei erhobner Brust,
Die Treue folgt. Mit Eifer Dir zu dienen
Ist unablässig ihre schönste Lust.
Bescheidenheit, in zitterndem Erkühnen
Ist sich der stummen Sprache wohl bewußt,
Und Wünsche knieen an den goldnen Stufen,
Dir tausendfältges Glück herab zu rufen.

So scheint ein Tempel hier sich zu erheben,
Wo erst der Thorheit laute Schelle klang.
Der Bretter Knarren und der Spieler Beben
Erscheinet nun in einem höhern Rang (Range.)
Dir segnet diese Schaar ein schönes Leben!
Und lächelst Du der Muse leichtem Sang, (Sange)
So hörest Du von hier in wenig Tagen
Mit etwas Neuem Dir das Alte sagen.

Uebrigens ist dieser kalte Singsang von Göthe. Sie wenigstens finden es darum wohl nicht sinnvoller, daß die Bretter in höherm Range knarren werden.

*) Sagt man schmerzliche Mienen, so versteht man Mienen, die Schmerz, — freudige, — Mienen, die Freude ausdrücken. Was drückt aber eine durchdrungne Miene aus?

Merkel, Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur, Berlin, 1801, Januar, pag. 283—292 und 305—308.

Theater.

Wir haben seit einiger Zeit auf unserm Nationaltheater mehrere interessante neue Darstellungen gesehn, und unter diesen auch

Egmont

von Göthe. So groß die Erwartung war, mit welcher das Publikum sich zu dieser Darstellung drängte; so unbefriedigt ging es heraus. Da sieht man's, riefen die Verehrer des Dichters,

1801. das hiesige Publikum ist viel zu ungebildet, um die hohen Schönheiten des Egmont zu fühlen! Mit nichten, rief ein anderer, der dem Publikum mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließ; der Fehler lag bloß an der Darstellung, es wurde schlecht gespielt! — Nichts weniger als das, versetzte ein Dritter, der Fehler liegt in dem Stücke selbst! Es macht überall kein Ganzes aus. Die Volksscenen gleichen einzelnen Blicken in einen Kukkasten; woraus wir die Stimmung des Volks in Brüssel kennen lernen — das übrigens in Bezug auf die ganze Handlung — 0 ist. Oraniens Erscheinung dient zu nichts, als Egmont im Gefängniß Lügen zu strafen, wenn er das Schicksal anklagt — er hatte bloß seinen Leichtsinn anzuklagen. Egmonts und Klärchens Liebe — der durchaus interessanteste Theil des Dramas, sind mit der Haupthandlung so gar nicht verbunden; daß sie nicht einmal irgend zu einem Motive benutzt ist. Egmont ist also nichts als eine Reihe schöner einzelner Scenen, die auf keinen Haupteindruck hinwirken!

Wir wollen sehen, was an den Behauptungen dieser Herren seyn möchte. An der Darstellung — lag der Fehler gewiß nicht. Das Publikum? Nun es besteht wohl nicht aus lauter fein gebildeten ästhetisch-gelehrten Kunstrichtern; aber ich möchte doch jetzt den Ort sehen, wo es gebildeter wäre! Im Stück lag der Fehler wohl immer — nur fragt sichs wo?

In der Regellosigkeit? — Man wird Göthe doch zutrauen, daß er aus Egmont ein regelrechtes Schauspiel machen können — wenn er gewollt hätte; und die Regellosigkeit selbst ist doch auch kein absoluter Grund des Mißfallens. Einige der regellosesten Stücke von Shakespear und Kotzebue machen die größte Wirkung.

Es mögte wenig Begebenheiten in der Geschichte überhaupt, oder in der Geschichte eines Mannes insbesondere geben, — wenn dieser nur etwas Charakter hat, und seine Verhältnisse nicht ganz unbedeutend sind — die nicht einer dramatischen Darstellung fähig wären; womit übrigens nicht gemeint ist, daß sie deswegen auch dramatisch dargestellt werden sollten. Ein Blick in Brüssel und die verschiedenen Verhältnisse der Menschen in demselben, zu einer Zeit, wo Alba darin auftrat, und Egmont fiel, muß interessant seyn. Göthe verschaft uns diesen Blick, indem er uns ein Gemählde jener Zeitgeschichte aufstellt. Da sehen wir Volkshaufen, und lernen ihre Denkart kennen; da sehn wir die Regentin, wie sie diese Denkart des Volks nimmt und behandelt, und wie sie

mit dem Fürsten des Landes steht. — Da sehn wir diese Fürsten, 1801.
die unzufrieden mit der Regierung, jeder seinen eigenen Weg geht. Da sehn wir auch Egmont, den Abgott des Volks — nicht so wohl in seinem öffentlichen Leben, dies lernen wir nur aus Erzählungen kennen — sondern wie er wenn er sich den Tag herumgetummelt hat, Abends zum Liebchen schleicht. Da sehn wir nun auch die Kammer Liebchens, lernen ihre alte Mutter kennen, und hören, wie sie das Abendbrot bereitet, lernen einen andern guten Jungen kennen, der gleichfalls Liebchen lieb hat. Jetzt sehn wir Alba auftreten — die Regentin, hört man, ist verschwunden. Die Stimmung des Volks ist verwandelt. — Muthlos schleicht es den spanischen Wachen aus dem Wege. Der kluge Oranien, der die Plane der Regierung durchschaut, flüchtet — der bis zur Blindheit leichtsinnige Egmont bleibt, handelt nach wie vor, und schleicht Abends zum Liebchen. Wir sehn ihn von Alba — der die Fürsten stürzen will, um den König zum unbeschränkten Herrscher zu machen, gefangen nehmen, er wird zum Tode verurtheilt. Wir sehn endlich sein Liebchen darüber wahnsinnig werden — und Gift trinken.

Hier schließt das Gemählde. Alba, Klärchen, Egmont, die Regentin, die Volkshaufen und Vansen, Oranien und Brakenburg — jeder hat ein Interesse für sich, jeder wirkt als ein Theil zum Ganzen; aber dies Ganze ist nicht etwa Egmonts Schicksal, Klärchens Liebe; nein die Revolution der belgischen Provinzen, die wir hier in ihrem Keime erblikken. Der gute, leichtsinnige Egmont dauert uns, — das zärtliche Klärchen thut uns weh. — — Aber Alba? Oranien? Das Volk von Brüssel? Diese Gegenstände sind es, die uns fesseln!

Wie interessant ist ein solches Gemählde, wenn es wahr und vollständig ist! Ein Blick in den wichtigsten Zeitmoment der Geschichte eines merkwürdigen Volks. — Aber dieser Blick soll auf der Bühne gegeben werden? Soll in ein Paar Stunden übersehen seyn? Da liegts! Wie muß hier alles ins Kleine gezogen, zusammengedrängt werden. Monate verwandeln sich in Minuten, und Volkshaufen werden durch einen Schneider, einen Seifensieder u. s. w. repräsentirt! Da kann man nur einige Punkte aus dem großen Gemählde ausheben und sichtbar machen, aber diese sind nun isolirt, und sollen sie interessiren, so müssen sie — außer ihrem Verhältniß zum Ganzen — für sich

1801. ausgemahlt werden, wie Brakenburgs Liebe und Klärchens Verhältniß mit ihrer Mutter; so zieht das Einzelne vom Hauptinteresse ab — ohne selbst zum Hauptgegenstande zu werden!

So sah ich den Egmont von Göthe an, da er als Schauspiel in fünf Akten erschien, — und nun vollends, da er abgekürzt ist, und die fünf Akte auf drei zurückgebracht sind! Margarethe und Machiavel sind daraus verschwunden, und das Gemählde hat noch weniger Zusammenhang. Ist es — bei dieser Ansicht der Sache — wohl zu verwundern, wenn ungeachtet der hohen Schönheiten des Stücks, der vortreflichen Behandlung des Einzelnen — das Ganze keine theatralische Wirkung hervorbrachte?

Die Erscheinung des Traums blieb bei der Vorstellung weg. Unerklärlich ist es auch, wie sie in das Stück selbst kömmt. Gerade weil der Dichter uns nur in die wirkliche Geschichte blicken, und Scenen der wirklichen Welt vor uns über gehen läßt; fällt diese Erscheinung am meisten auf. In einem Phantasiespiele, — in der Oper — da kann der Dichter seine Welt sich schaffen, und nach Gutdünken darin erscheinen lassen, was er will; nur mit der wirklichen Welt nehme ers ein wenig genauer.

Es war meine Absicht nicht, eine Recension über den Egmont zu schreiben — ich schweige daher von seinen Schönheiten. — Egmont erregte hier wenig Sensation, und es war mir darum zu thun, auf den Grund hinzudeuten, warum dies der Fall war, und wahrscheinlich auf allen Bühnen der Fall seyn wird.

Bei der Darstellung selbst zeichnete sich Herr Iffland als Oranien, und Madame Unzelmann als Klärchen vorzüglich aus. Herr Herdt als Alba und Herr Beschort als Egmont gefielen gleichfalls sehr.

Feßler und Rohde, Eunomia, Berlin, 1801, März, pag. 261—265.

Göthes neue Schriften. Siebenter Band, mit Kupfern. Berlin, b. Unger. 1800. 23 und einen halben Bog. 8. (2 Thlr.)

Die teutsche Lyrik hat wohl von keinem ihrer Dichter ein Geschenk erhalten, welches dieser Sammlung, die die meisten in dem Schillerischen und in andern Musenalmanachen und Zeitschriften zerstreut gewesenen Gedichte des Verfassers, auch einige

aus der schon vorhandenen Sammlung (Göthe's ältere Schriften 1801.
8ter Band) wieder aufgenommen, und zu einem Kranz verbunden hat, an ächtem, unerschöpflich künstlerischen Werthe gleich gesetzt werden könnte. Man dürfte als ein kaum trügliches Zeichen der höchsten Vollendung, nur das von den meisten teutschen Dichtern für minder wichtig angesehene, angeben, daß jedes dieser Gedichte das Ideal seiner Gattung vollkommen zu erfüllen, es zu erhöhen und zu erweitern scheint, und aus diesem Gesichtspunkt wird die Kritik sie zu betrachten haben.

Das Lied, bald die Stimme der zärtlichen, innigen, sorglichen Empfindung, bald das heitre Kind des Lächelns, der flüchtigen Wonne, der treue Spiegel eines entwölkten Auges, hatte von jeher die Bestimmung, das Echo des Verborgensten der Seele zu seyn — das Echo — sage ich — das gleichsam nur die letzten Sylben der Empfindung nachhallt, in dessen bedeutungsvollem Tone dennoch der ganze Umfang der Empfindung, Herz dem Herzen fühlbar wird. Auch der Scherz, die Ironie des Liedes, ist nur das letzte Wort der freyen Seele, die Auflösung des Räthsels, um das Räthsel selbst zu finden, wie uns dort zu dem Räthsel einer individuellen Stimmung die Auflösung zu suchen, gegeben war. Die Empfindung strebt sich auszusprechen, und da sie das nicht vermag, leiht sie den Gegenständen, die sie zunächst berühren, ihre Farbe; so erhält das Unbedeutendste Wichtigkeit, Bedeutung: z. B. S. 13.

Schon seit manchen schönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren,
Jedes kommt an seinen Ort —
Aber ach! die steten Schmerzen
Fest im Herzen
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muß ich kommen
Aus dem Schrank sind sie genommen,
Weil es heute Festtag ist —
Niemand ahndet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen
Grimmig mir zerrissen ist!

1801. Das ironische Lied hingegen unterdrückt jede herrschende Empfindung; es scheint alles — Wirklichkeit und Ideal — zum Spiele zu machen, einen Sieg des Verstandes über das Gemüth anzukündigen, und drückt eben dadurch einen Muth aus, der nie wirklich, sondern immer idealisch ist: z. B. S. 20.

Lasset Gelehrte sich zanken und streiten
Streng und bedächtig die Lehrer auch seyn —
Alle die Weisesten aller der Zeiten
Lächeln und winken und stimmen mit ein,
Thöricht auf Beß'rung der Thoren zu harren,
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich gehört!

Besonders rührend und von doppeltem Interesse wird das Lied, wenn es diese beyden Stimmungen verbindet, wenn es sich, wie das schon angeführte, von Mignon, aus Sehnsucht und Thränen, zuletzt in Muth, in heiteres Lachen, und leisen Spott auflöset, sich so gleichsam parodirt:

Heimlich muß ich immer weinen
Aber freundlich kann ich scheinen
Und sogar gesund und roth —
Wären tödtlich diese Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach! schon lange wär' ich todt.

Unter dieser allgemeinen Ansicht scheinen Rec. alle die schönen Lieder dieser Sammlung entstanden zu seyn. Die Theorie, die sich aus ihnen wahrnehmen läßt, ist der von den meisten teutschen Dichtern beobachteten Weise gradezu entgegengesetzt, die der fliehenden Empfindung eher zu huldigen und zu schmeicheln scheinen — und wir dürften wohl hinzufügen, der Natur menschlicher Empfindung einzig angemessen. Wie in didaktischen Gedichten den Gegenstand der Lehre, suchte man in Liedern die Empfindung zu erschöpfen, oder historisch zu beglaubigen — nicht wiederzugeben; man gab Philosophie der Empfindung für Poësie. Sie, die allein von dem Wechsel der Einbildungskraft ihre Nahrung erhält, schien

durch das Beständige des Begriffs Dauer erhalten zu sollen. 1801.
Was nur durch ein augenblickliches Erscheinen und Verschwinden in der menschlichen Seele Wahrheit trägt, schien sogar die eigne, einzige Lebenssphäre gewisser Dichter zu seyn, und verkehrte so die gesunde Ansicht der Dinge, besonders bey der zahlreichen Klasse von Lesern, die durch eine zu leichte Empfindlichkeit überreizbar sind. Eine Menge sogenannter poëtischer Produkte haben dieser Zerstörung des frischen unabhängigen Charakters der Natur ihre Existenz zu verdanken.

Wie entgegengesetzt die poëtische Stimmung des Verf. dieser Gedichte, diesem falschen System der erschlaffenden Passivität zu seyn, die Absicht hat, verrathen in sonderheit diejenigen unter seinen Liedern, welche sich gleichfalls dramatisiren, und in den verschiedenen Empfindungsweisen des Mädchens, des Jünglings — des Erfahrnen, des Zufriedenen, (siehe Antworten bey einem gesellschaftlichen Fragespiegel S. 23 — verschiedene Empfindungen an einem Platze S. 26) bald das Aehnliche, in den Modifikationen verschiedener Naturen, bald in noch allgemeinerer Beziehung auf die Ansichten der Welt, völlig ungleiche Gefühlsweisen in Kontraste stellen, die die Vollkommenheit dieser Darstellungsweise durch den viel erweiterten und höhern Gesichtskreis bezeugen, den sie dem Leser eröffnen, sowie durch ihren Eindruck, der nicht wie die todte Sehnsucht vieler neuern Lyriker, zuletzt nur eine ewige Leere zurückzulassen scheint. Es ist überhaupt die Summe dieses Eindrucks aller Gedichte des Verf., daß sie den Sinn nie bloß reitzen, erregen, fesseln; sondern befriedigen, befreyen. —

Alle stillstehenden Gemählde, alles bloß beschreibende, ist, wie das bloß erzählende, der Natur des Liedes gemäß, die durchaus subjektiv ist, aus der Göthischen Liederpoësie verbannt. Wenn z. B. andre, in der Meeresstille eine stattliche Erörterung von Luft und Wasser und den übrigen Elementen zu machen nicht ermangelt haben würden, läßt G. den Schiffer, dessen Leben, dessen Glück an den Bewegungen der Fluthen hängt, in dem blassen Anschauen derselben, den ganzen Wechsel der Empfindung entwickeln, die ein geahneter Sturm nur in ihm erregen kann, und rasch, in eben so flüchtigem Rhytmus der Verse, als in seinem Gemüth, der erheiterte, wolkenbefreyete Himmel, die glücklichen Winde hervorbringen müssen, sehen wir in „der glücklichen Fahrt" jener stummen Verzweiflung die beruhigende Hoffnung

1801. folgen, die auch in dem Leser den dunkeln Schauder, den er in jenem Liede fühlte, in Harmonie auflöset. Beyde machen nur ein untrennbares Ganzes aus.

Diese Naïvetät, nicht des Ausdrucks, sondern der Seele selbst, wie sie die vom Subjektiven ausgehende Poësie durchaus fodert, dies Anspruchslose in Sprache und Gedanken, dieses glückliche Verhältniß zwischen der Empfindung und dem gewählten Rhytmus, das sich bis ins kleinste Detail der Wendungen und Worte erstreckt, vom Schöpferhauch einer durchaus selbstständigen Phantasie, der jede Gegend der Kunst und der Natur vertraut ist, tief belebt — sie scheinen erst die teutsche Sprache jener leisern Anklänge für das Ohr, die nur den Südlichen eigen sind, fähiger zu machen — und nicht allein, für das Ohr, wie häufig in der Poësie jener Sprachen der Fall ist; sondern sie berühren in des Dichters Liedern jene verborgenen Saiten der Seele, die nur durch den Ton berührbar scheinen; es ist nicht bloß das Sinnlich Wohlthätige des Wohllauts, es ist ein eigener musikalischer Geist im Menschen, der dadurch befriedigt wird; wir fühlen, wo er nicht ist, besonders im Liede, einen unersetzlichen Mangel. —

Die zweyte Abtheilung dieser Gedichte besteht aus Balladen und Romanzen. Welche Bereicherung hat diese Gattung, die man sonst auf eine dramatische Erzählung tragischen Innhalts beschränkt hielt, und der man nebenbey das Wunderbare des Epos zu benutzen erlaubte, durch diese Sammlung erhalten! In welcher reitzenden Mannichfaltigkeit wechselt hier die Darstellung der Ballade zwischen der Sphäre des Liedes und der Idylle! Wie neu und tiefgefaßt ist der Geist, in welchem die Romanze behandelt worden. Die Ballade ist subjektiv wie das Lied, aber die Handlung ist hier das Vehikel der Empfindung. Die Romanze ist ganz objektiv, der Form nach episch, dem Geiste nach, in G.'s Bearbeitung, wie schon irgend wo bemerkt worden, nur dem Geisterschauspiele Shakespears zu vergleichen. Das Höchste und niedrigste in schönen poëtischen Bunde zu vereinigen — Scenen des Entsetzens in Scenen der erhabensten Begeisterung umzuwandeln, wie jenes in der göttlichsten Romanze: der Gott und die Bajadere, die an hohen Sinn, wie an äusserer Vollendung wohl das höchste ist, was wir in dieser Gattung besitzen — das Letztere in der Braut von Corinth geschehen ist, welche in so beschränktem Kreise die Wirkung der Tragödie thut, das konnte

nur dem Dichter gelingen, der im Faust gezeigt hat, daß er die 1801.
ganze Höhe und Tiefe der menschlichen Natur aus ihren Quellen geschöpft, und ermessen, und der es dort vermochte, den unergründlichen Widerstreit selbst in einem harmonischen Bilde für den Sinn zu fesseln. Nur auf eine solche Weise ist es möglich, die dunkeln Mythen der Vorwelt und aller Nationen unsrer Poësie einzuverleiben, nur so kann diese ein höheres neues Leben durch sie erhalten, wenn sie nicht bloß erläuternde Allegorien bekannter Begriffe; wie bey mehrern unsrer Dichter, auch öfters bey Schiller, bleiben; wenn der klare Forschungsblick der Natur, sie, aus ihrer Dämmerung hervorhebend, wieder in die Sphäre von Wahrheit, die sie von jeher hatten, und behalten müssen, hereinträgt — denn sie sind noch immer, sie bleiben Wahrheit, Natur! Noch lebt der Gott, der die Bajadere mit feurigen Armen zum Himmel emporträgt, und jener Furchtbare, der sich an den Zertrümerern des Venustempels rächt; diese mythischen Personen, sind in diesen Romanzen nicht bloß poëtische Maschinen zur Erklärung, zur Versinnlichung, sondern sie sind die Poësie der Welt selbst, die Grundlage aller Poësie, die ewig dauert, sie mögen aus Indien oder aus Griechenland stammen, oder wir mögen sie selbst erfinden, denn sie sind eine und dieselbe Kraft der Phantasie, die nach Kunstgesetzen bildet, und nichts abbilden kann, als das Göttliche in der Natur selbst, das sich aus ihrem Mittelpunkt bis in ihre kleinsten und niedrigsten Theile verbreitet. Es wäre daher nur belachenswerth von der so oft gerügten Indecenz dieser Gedichte zu reden; denn wer sie dafür hält, könnte leicht in Gefahr seyn, die olympischen Götter der Griechen indecent zu finden, und die Liebes-Abentheuer des Zeus, wie die Blitze, welche er auf seine Feine schleudert, für unmoralisch anzusehen.

Aber ausser der geistreichen Wahl solcher Gegenstände für die Poësie überhaupt, haben dieselben noch das ausschliessende Verdienst, der Romanze insbesondere eigenthümlich anzugehören, und diejenige Wirkung hervorzubringen, die wir von der Romanze bisher mehr geahnet, als in den vorhandenen Gedichten dieser Art genossen haben. Keine Dichtart ist zu der höchsten Kühnheit der Ideenverbreitung, einer beynahe gewaltsamen Zusammenordnung der Begebenheiten, zu einer so sehr über alle gemeine Wirklichkeit erhabenen Freyheit der Darstellung berechtigter, als diese, die weder wie die Oper ihre Gesetze dem Auge, und zugleich

1801. einer andern Kunst unterwerfen muß, noch wie das Epos eine langsame feyerliche Auseinandersetzung erfodert. Gerade im Gegentheil ist ihr in einem engen Umfange, Raschheit, Eile des Fortganges, in der Ausbildung eines hohen Gegenstandes eigenthümlich, ein die Seele fortreissender Flug der Darstellung ist ihr erlaubt, der über die dramatisch nothwendige Folge der Dinge hinweg, uns das Unmögliche als möglich, das Unerwartete als wirklich erscheinen mache. Wenn es die Aufgabe aller Poesie ist, das Unendliche im Endlichen anschaulich zu machen, so bewirkt sie es hier vorzüglich, durch eine solche willkürliche Lösung des Widerstreits beyder Welten, die sie dem Sinne so nahe bringt, daß er sich gedrungen fühlt, zu glauben — wie man an Wunder glaubt, ohne den Zusammenhang von Ursache und Wirkung von Glied zu Glied verfolgen nur zu wollen. Um die hieraus fliessenden Foderungen zu erfüllen, ist denn auch eine fast heroïsche Gleichförmigkeit in den innern Verhältnissen des Gedichtes nothwendig, um die gegebene Scene in der Anfangs angenommenen Kunstsphäre zu erhalten; es bedarf oft einer hellen, fast blendenden Annäherung an die wirkliche Welt, wodurch die Seele nur so williger zum glauben, und stärker wird, der begeisternden Eile des Dichters nachzufolgen; daher denn das gemeine Kleinscheinende in der Mitte der kühnsten Erdichtungen eine so erhöhende Wirkung thut, die in diesen Göthischen Romanzen so vielfach benutzt ist. — Es fehlt nicht an Beyspielen für die angeführten Behauptungen, die aus diesen Gedichten selbst geschöpft sind. Ich erwähne nur die folgenden aus der Braut von Corinth: S. 100. 102. 105.

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde
Und nun dünkt es ihr erst wohl zu seyn;
Gierig schlürfte sie mit blassem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein
Doch vom Weizenbrot
Das er freundlich bot
„Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein!"

Liebe schliesset fester sie zusammen
Thränen mischen sich in ihre Lust,
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen

Eins ist nur im andern sich bewust. 1801.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut,
„Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust!“

„Aus dem Grabe werd ich ausgetrieben“
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut;
Ists um den geschehn,
Muß nach andern gehn —
„Und das junge Volk erliegt der Wuth!“

Weil diesen Sagen ein gewisser beynahe historischer Glaube geweiht ist, wenn schon die Willkühr der Umgestaltung in ihnen herrscht, wohnt die Romanze so gern in Scenen der Urwelt, wo Einfalt des Glaubens mit Einfalt des Lebens sich verbindet, und die natürlichen Verhältnisse des Menschen rein hervortreten. Darum kann es auch keinen glücklichern Stoff dieser Dichtart geben, als die entstehende religiöse Denkart der Menschen, wo die leisesten Töne der Ahnung ein Glaubensgrund für Wunder werden. — In dem Zauberlehrling, dessen Stoff Satyre ist, hat G. sogar, bey einer komischen Behandlung, den Ton und Sinn der Romanze beyzubehalten gewußt, und auch dadurch eine ganz neue Anwendung dieser Dichtart begründet. —

Die dritte Abtheilung der vorliegenden Gedichte sind Elegieen. Was Elegieen eigentlich seyn sollen, lebendige und ausgeführte Gemählde der zartesten Stimmungen und Verhältnisse des menschlichen Lebens — was in der teutschen Sprache noch keine Elegieen erreicht haben, jene reine Objektivität dieser Gemählde, wodurch die ergreifendsten Dissonanzen, und durch die süssesten Harmonien des Lebens der bildende Geist herrscht und herrschend bleibt — wo die harte Sprache selbst ihre Natur zu wandeln und das glühende Kolorit des dichterischen Italiens anzunehmen scheint, wo die ewige Gluth der Begeisterung das Ganze und jeden einzelnen Theil durchwebt, und sich um den Schein des höchsten sinnlichen Taumels siegend verbreitet — kurz wo der Genuß selbst ganz der Schönheit eignet, und ein Heiliges der Menschlichkeit bezeichnet — endlich — diese in Maas gehaltne

1801. und immer reiche Fülle der Darstellung, sie ist nur bey diesem Dichter und bey keinem andern zu finden — und am schönsten, in diesen Gedichten. Die meisten der Elegieen sind erotisch; diese sind durchaus heiter und leicht gehalten, und verbinden die Liebe der Kunst, mit der sinnlichen, wodurch sie das Gepräge der Erhabenheit erhalten. Die andern wirken oft mit einem tragischen Pathos — man könnte dort den flüchtigen und hier den ernsten Eros, den Gott der Leidenschaften, mit gleicher Würde, angebetet finden. Wer erinnert sich hiebey nicht an Alexis und Dora, an Euphrosine, an Amyntas? Der neue Pausias vereinigt den Eindruck beyder, und erregt noch mehr sinnliche Theilnahme durch die dramatische Form. Neu hinzugekommen ist die Elegie Herrman und Dorothea, die als Einleitung zu dieser Idylle bestimmt gewesen zu seyn scheint, und wo sich der Dichter selbst eifernd für seine Kunst, in edler Leidenschaft für ihren Fortschritt unter den Teutschen im Bewußtseyn seiner Verdienste um dieselbe äussert. Es ist unmöglich, ohne das Schönste zu zerstückeln, Auszüge aus diesen in sich selbst gehaltnen, mit organischer Nothwendigkeit gebildeten Gedichten zu geben, welches auch um so weniger nöthig scheint, da vorausgesetzt werden kann, daß die Werke des Verfassers sich in den Händen aller ächten Kenner und Liebhaber befinden. Nur das letzterwähnte Gedicht leidet die Anführung einiger Stellen für den Unkundigen, oder für den schielenden Beurtheiler. Sie mögen hier zugleich als Worte des Trostes für den furchtsamen Leser stehen, dessen natürlich-religiöser Sinn, die Religion des ächten Künstlers zu mißkennen, Gefahr läuft.

S. 244.

Also, das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der Verwegne, gesellte,
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß des Lebens bedingender Drang nicht den Menschen verändert,
Daß ich der Heucheley dürftige Maske verschmäht —
Solcher Fehler, die du, o Muse, emsig gepfleget,

Zeihet der Pöbel mich — Pöbel nur sieht er immer! 1801.
Ja sogar der Bessere selbst, gutmüthig und bieder
Will mich anders — doch du Muse! befiehlst mir allein!
Denn Du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
Frisch erneuest und sie mir bis zu Ende versprichst —
Aber, verdopple nunmehr, o Göttin! die heilige Sorgfalt,
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Lokke nicht mehr;
Da bedarf man der Kränze, sich selbst und andre zu täuschen,
Kränzte doch Cäsar selbst nur aus Bedürfniß das Haupt:
Hast Du ein Lorbeerreis mir bestimmt, so laß es am Zweige
Weiter grünen und gib einst es dem würdigern hin:
Aber Rosen winde genug zum häuslichen Kranze
Bald als Lilie schlingt silberne Lokke sich durch
Schüret die Gattin das Feuer, auf reinlichem Heerde zu kochen,
Werfe der Knabe das Reis spielend geschäftig dazu!
Laß' im Becher nicht fehlen den Wein! gesprächige Freunde,
Gleichgesinnte! herein! Kränze, sie warten auf euch! —

Nachdem der Dichter so den Uebergang zu seinem ländlichen Gedichte angekündigt, winkt er Beyfall dem Manne,

„der endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreyend uns auch rufft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf und wer mit dem Einen!
Doch Homeride zu seyn, auch nur als letzter, ist schön!"

Nach einem Anruf an Voß wird der Gegenstand des angekündigten Gedichts näher geführt, und es schließt mit jenem ächt poëtischen Gedanken, der durch das Gedicht selbst den noch hellern Glanz der Wahrheit erhält:

„Menschen lernten wir kennen und Nationen, so laßt uns
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreu'n!" —

Unter den Epigrammen sind die Venezianischen in dem Schillerschen Musen=Almanach von 1796 zuerst bekannt geworden, so wie auch die vier Jahreszeiten, von welchen der Winter, ehemals unter dem Titel der Eisbahn allgemeine Bewunderung erregte. Man sieht aus andern diesen Jahreszeiten angeeigneten

1801. Dystichen, die viel weniger ein zusammenhängendes Ganze bilden, daß sie der gegenwärtigen Rubrik nicht ganz angehören. Von den Weissagungen des Bakis, die noch nie gedruckt waren, und in ihrem zauberischen Dunkel, wie wahre Orakelsprüche, aus dem Wahnsinn der Pythia begeistert erscheinen, wird es genug seyn zur Anzeige einige derselben mit ihren eigenen Worten sprechen zu lassen.

S. 313.
Zweye seh' ich, den Großen, ich seh den Größern, die beyden
Reiben mit feindlicher Kraft einer den andern, sich auf;
Hier ist Felsen und Land und dort sind Felsen und Wellen,
Welcher der Grösere sey, redet die Parze nur aus!

S. 314.
Sieben gehen verhüllt und sieben mit offnem Gesichte,
Jene fürchten das Volk, fürchten die Großen der Welt;
Aber die Andern sinds, die Verräther! von keinem erforschet,
Denn ihr eigen Gesicht birget als Maske den Schalk.

S. 316.
Ja vom Jupiter rollt ihr, mächtig strömende Fluthen
Ueber Ufer und Damm, Felsen und Gärten mit fort —
Einen seh ich er sitzt und harfenirt der Verwüstung
Aber der reissende Strom nimmt auch die Lieder hinweg!

Wenn man diese neue Sammlung mit jener im achten Bande von Gs. ältern Schriften vergleicht, so wird man leicht den großen Fortschritt zu klassischer Vollkommenheit und vielleicht denselben Stufengang entdecken, welchen man vom Werther bis zum Wilh. Meister wahrzunehmen glaubt. Es ist derselbe Genius, derselbe tief eindringende Blick in die Natur, derselbe Frühlingshauch der Empfindung, dieselbe leichte, freye und doch sinnvolle Tändeley — allein hier bleiben auch der richtenden Kunst keine Foderungen zu machen übrig — alles schwebt in höhern Beziehungen, und ist darum nicht minder dem Sinne verknüpft — alles ist der Form gerecht und die Form ist zum Gegenstande immer die schönste und passendste. Alles ist mit Rücksicht auf den Fortgang der Kunst selbst, für sie, wie durch sie erschaffen. Allenthalben und

nirgends herrscht das Individuelle, denn es giebt nichts Individuelles mehr in dem ausgebreiteten Geiste des Verfassers. Dem Kunstjünger, wie jedem, der Sinn für Poesie trägt, werden diese Gedichte, wie zur Begeisterung, so auch zum Studium dienen. 1801.

Gottlieb Ernst August Mehmel, Litteratur-Zeitung, Erlangen, 1801, 28. Aug.

Darstellung meines Systems der Philosophie.

Anm. 3. Lasset uns den Göttern danken, daß sie uns von dem Newtonischen Spectrum (ja wohl Spectrum) eines zusammengesetzten Lichts durch denselben Genius befreiet haben, dem wir soviel andres verdanken. —

Schelling, Zeitschrift für spekulative Physik, Jena und Leipzig, 1801, 2. Band, 2. Heft, pag. 60.

Propyläen, eine periodische Schrift, herausgegeben von Göthe. Tübingen, bey Cotta. 1800. Dritter Band. 1 Alph. 8. 1 Rthlr. 16 gl.

Der erste und zweyte Theil dieses Werkes sind in unserer Bibl. B. 55 S. 302 angezeigt, und daselbst ist zugleich das Nöthige über die Absicht desselben erinnert worden. Der vor uns liegende dritte enthält ebenfalls mehrere belehrende Abhandlungen, und verdient so gut, wie jene beyden, die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes. Wir wollen die wichtigsten derselben und ihren Inhalt kürzlich bemerken. Mosaccio da S. Giovanni di Valdarno. Nach einem vorläufigen Bericht von dem Zustande der Kunst zu und vor der Zeit dieses Malers, der 1402 geboren ward, werden seine noch übrigen Werke aufgezählt und charakterisirt. Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne, in Briefen aus Paris. Dieser Aufsatz, der leicht der reichhaltigste und anziehendste in diesem ganzen dritten Theile seyn möchte, geht von einer Würdigung des Schauspielers Talma aus, und verbreitet

1801. sich sodann über die Eigenthümlichkeiten der französischen Bühne in Vergleichung mit der unsrigen. Es sind kürzlich folgende: Der französische tragische Schauspieler hat durchaus einen mehr leidenschaftlichen Ausdruck, als der deutsche, und spielt, möchte man sagen, mehr die Leidenschaft als den Charakter. Der Ausdruck der Leidenschaft selbst ist mehr der physische der Natur, als der höhere und idealische. In dem Gebärdenspiel ist der Franzose mehr malend als der deutsche. Er denkt endlich mehr an das Publikum, als unsere Schauspieler, und giebt überhaupt zwar ein weniger hohes und idealisches Bild von dem Menschencharakter, als das ist, nach dem man auf unserer Bühne strebt; drückt aber offenbar den Charakter der Kunst, im besten Verstande, mehr aus, ist immer ästhetisch, und benutzt mehr die Vorzüge der mit seiner verwandten Künste. Diese Bestimmungen führen auf die Frage: Wie kann der Franzose glauben, der Natur jetzt so nahe zu seyn, als es nur immer möglich ist, während der Ausländer seinen Schauspielern Unwahrheit und Unnatur, und unstreitig nicht ohne Grund, vorwirft? Im Allgemeinen läuft die Auflösung des Verf. darauf hinaus, daß jede Nation einen eigenen Begriff von Natur habe, und der Franzose fast ausschließend mit diesem Worte den Begriff des Einfachen, Leichten und durchaus Gehaltenen bezeichne, und daher weniger die hoch idealisirte Natur sehe, als die Kunstmanier, die Regelmäßigkeit, Zierlichkeit und Symmetrie, die den Künstler verräth. Aber diese allgemeine Auflösung veranlaßt eine ganze Reihe einzelner schönen Bemerkungen über Schauspielerideal, Geist der Sprachen, Darstellung durch Gebärden, und Verschmelzung des Menschen mit dem Künstler, die wir hier nicht ausziehen; sondern bloß als lesenswerth empfehlen können. Oeser. Einige Blätter zu seinem Andenken und zur Berichtigung der Meinungen über ihn. Die kapitolinische Venus. Beurtheilung dieser Statue, der Zierde des Museums, von dem sie benannt ist. Der Sammler und die Seinigen. Eine briefliche Unterhaltung über eine Kunstsammlung giebt Gelegenheit zur Eintheilung der Künstler nach ihrem verschiedenen Zwecke und den Behandlungsarten des Darzustellenden. Die Familie der Niobe. Nachtrag. Er beschäfftiget sich mit den Ergänzungen, den antiken Kopien, den halberhabnen Darstellungen, und den Auffindungsepochen dieser berühmten Gruppe. Außerdem werden noch in diesem Theile die Abhandlung über Lehranstalten zu

Gunsten bildender Künste fortgesetzt, mehrere Gemälde beurtheilt, 1801.
über die Preisvertheilung des Jahres 1799 Nachricht gegeben, und neue Preise für 1800 ausgesetzt. Kl.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1801, 64. Band, 1. Stück, pag. 97—98.

Göthe's neue Schriften. Siebenter Band. Berlin, bey Unger. 1800. 1 Alph. 1 Bogen. 8. 2 Rthl.

Unsre Leser werden in diesem Theile wenig Neues finden, (denn das Meiste, was er enthält, entsinnen wir uns bereits in den Schillereschen Musenalmanachen, und in den Horen gelesen zu haben;) aber wir zweifeln darum nicht, daß ihnen diese Sammlung ein angenehmes Geschenk seyn wird. Die Lieder, welche sie eröffnen, dürfen mit Recht ihre Stelle neben den vermischten Gedichten des achten Bandes der ältern Schriften nehmen. Mehrere derselben sind der kunstlose, gefällige, oft naive Ausdruck zarter Empfindungen, andere die leichte Hülle eines heitern Scherzes, oder eines ernsten Gedankens. Damit die spätere Sammlung der frühern völlig gleiche, sind auch einige mit untergemischt, die weder das eine noch das andere sind. — Unter den Balladen werden sicher das Blümlein Wunderschön, die Braut von Korinth, und der Gott und die Bajadere die oberste Stelle behaupten; doch wird niemand auch die anmuthigen Stücke übersehen, die von S. 65—81 auf einander folgen, und gewissermaaßen ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen. Der Dichter hat eben so viel Einsicht in der Anlage dieser kleinen Gedichte, als Kunst und Geschicklichkeit in der Ausführung derselben bewiesen. Ton und Sprache, Form und Einkleidung, Bewegung und Sylbenmaaß, — alles ist gewählt, passend und unterstützend. Einige Kritiker haben in einigen dieser Balladen, unter andern in der Braut von Korinth, manche prosaische Wendung, und so gar Verstoße gegen die Grammatik zu bemerken geglaubt. Wir wollen die letztern nicht in Schutz nehmen, wir finden sie höchstens verzeihlich; was aber die erstere betrift: so sind wir der Meinung, daß der Dichter die poetische Gattung doch noch etwas besser

1801. kenne, und einen richtigern Tact besitze, als seine Tadler. — Das üppige Leben, das in den Elegien weht, und die liebliche Wärme, die sie durchdringt, theilen sich leicht dem empfänglichen Herzen mit, und stimmen es zu frohen Gefühlen. Der Dichter, sagt man, habe in den ersten zwanzig etwas von den Geheimnissen seines Herzens verrathen. Uns dünkt, einige derselben hätte er schon, ohne Nachtheil der Leser, und ohne einen Raub an der Poesie zu begehn, wie unter andern das im Eingange der achtzehnten Elegie, für sich behalten können. Indeß werden diese einzelnen Verirrungen der Laune und des Muthwillens keinen Unbefangenen hindern, der liebenswürdigen Individualität, die sich in den übrigen offenbart, volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. „Ein Produkt, das gegen die Gesetze des Anstandes verstößt," sagt ein scharfsinniger Kunstrichter, „ist gemein, niedrig und ohne alle Ausnahme verwerflich, so bald es kalt, und so bald es leer ist, weil dieses einen Ursprung aus Absicht und aus einem gemeinen Bedürfniß, und einem heillosen Anschlag auf unsre Begierden beweist. Es ist hingegen schön, edel und ohne Rücksicht auf alle Einwendungen einer frostigen Decenz beyfallswidrig: sobald es naiv ist und Geist und Herz verbindet." Wer könnte läugnen, daß dieses mit den bessern Elegien der ersten Sammlung der Fall sey? Ueber die drey Stücke, welche die zweyte Sammlung eröffnen, ist seit ihrer Erscheinung nur eine Stimme gewesen. Vor allen reich, mannichfaltig und von zartem Gehalte ist Euphrosyne. Wenn der Dichter sein eigenes Lob einmischt: so verräth dieß zugleich soviel Achtung für seine Freundinn, und entspringt aus einem so reinen und innigen Gefühle ihres Werthes, daß jeder Tadel an der unrechten Stelle seyn würde. Das Wiedersehn ist uns nie ganz klar geworden, und die Metamorphosen der Pflanzen wohl nicht viel mehr, als ein künstliches Mosaik. — Es folgen Epigramme. Venedig, 1790, zum ersten Male gedruckt in Schillers Musenalmanach von 1796. Die Sammlung kann füglich in drey Abschnitte zerlegt, und diese mit der Aufschrift: Gute, leidliche und ärmliche Einfälle, versehen werden. Es ist uns unbegreiflich, wie man so wenig Achtung für das Publikum haben, und ihm zum zweyten Mahle Dinge wie Nr. 66 auftischen, oder es mit platten Lacertengeschichten und Spelunkenhändeln unterhalten kann. — Die Weissagungen des Bakis sind für uns ein versiegeltes Buch, und wir sind nicht gesonnen,

das Siegel zu lösen, weil wir befürchten, daß die erhaltenen 1801
Offenbarungen schwerlich die Mühe des Forschens belohnen dürften. — Die vier Jahreszeiten (der Verf. hätte eben so gut auch die vier Tageszeiten schreiben können,) liefern in hundert Distichen allerley Waare unter einander, gute und schlechte, genießbare und ungenießbare, wie Vater Jupiter, der bekanntlich keiner der wähligen Götter ist, über die Erde auszuschütten pflegt, die Musen aber eigentlich nie ausstreuen sollten. — Angehängt sind einige Theaterreden, die man, auch abgesehen von ihrer ursprünglichen Bestimmung, nicht ohne Vergnügen lesen wird. Uebrigens muß H. v. Göthe diesen Theil vor der Herausgabe gar nicht durchgesehn haben. Es wäre sonst unbegreiflich, wie mehrere Stücke, die schon in den ältern Schriften stehn, hier von neuem, und ohne alle Aenderung, hätten abgedruckt werden können.

Ipm.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1801, 64. Band, 2. Stück, pag. 350—352.

Berichtigung.

pag. 250 13. Z. v. o. statt: Bogen, lies: Band.
pag. 53 2. Z. v. u. streiche das Sternchen *).

Druck von Friedrich Luckhardt, Berlin W., Behrenstr. 29.

